This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 926,840

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

838
G60
D568

Goethe

und

28895

die luſtige Zeit in Weimar.

Von

Auguſt Diezmann.

Mit einem Plane

vom

damaligen Weimar und mit einer bisher ungedruckten Abhandlung von Goethe.

H. Handel.
in Ober-Glogau.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Keil.
1857.

Vorwort.

Der Abfassung der vorliegenden Schrift standen, wie sich leicht denken läßt, viele Schwierigkeiten und Hindernisse verschiedener Art entgegen und obwohl ich ihr viel Zeit und viel Liebe gewidmet habe, bin ich doch lange unentschlossen gewesen, ob ich sie so wie sie ist dem Publikum vorlegen dürfe oder nicht.

Daß sie erscheint, hat zunächst die freundliche Zuschrift eines wohlbekannten vorzüglichen Kenners der Goethe-Literatur veranlaßt, dem ich meine Zweifel und Bedenken mittheilte und der darauf antwortete:

„Wenn nicht endlich einmal Jemand den Muth hat, eine Darstellung der ersten zehn Jahre von Karl Augusts und Goethes weimarschem Leben wenigstens zu

verſuchen, ſo iſt zu befürchten, daß dieſe Lücke noch Jahrzehnte lang unausgefüllt bleiben wird, ja vielleicht ſo lange bis es ganz unmöglich geworden iſt. Jetzt, wo jene Zeit trotz den achtzig Jahren, die ſie hinter uns liegt, uns doch noch ſo nahe erſcheint, daß jeder Verehrer Goethes ſich ein Bild derſelben nach ſeinem Sinne machen zu können glaubt, ſteht zu erwarten, daß die erſte ausführliche Darſtellung überall großes Intereſſe erregen und vielfachen Widerſpruch, mit dieſem aber zugleich als Beweismittel noch unbekannte Schätze hervorrufen wird. Schon dies ſollte alle Bedenken, mit Ihrer Schrift herauszutreten, beſeitigen. Auch ſcheint die gegenwärtige Zeit ungemein günſtig zu ſein. Alſo heraus!“

So ermuthigend dieſe Worte wirkten, wollte ich ihnen doch nicht allein vertrauen. Ich wendete mich alſo an eine hochgeſtellte hochbetagte Dame, welche die „luſtige weimarſche Zeit“ beſſer als Jemand unter den Lebenden kennt, weil ſie dieſelbe durch die Betheiligten ſelbſt ſchildern hörte, ja einen Theil ſelbſt noch

mit durchlebte. Ihr legte ich den betreffenden Theil des Manuſcriptes vor. Sie hat die Güte gehabt ſich daſſelbe vorleſen zu laſſen und erſt als ſie ein nicht ungünſtiges Urtheil darüber abgab, glaubte ich die Herausgabe wagen zu dürfen. Sie ſchrieb mir u. A.: „die Wahrheit des Inhalts wirkte ſo mächtig auf meine Phantaſie, daß ich mich plötzlich aus der traurigen Gegenwart in die heiterſte Vergangenheit zurückverſetzt wähnte, denn ich ſah wie in einem Zauberſpiegel längſt entſchlafene Gönner und Freunde ſo lebensfriſch und geiſtvoll wie ehemals in der Wirklichkeit an mir vorübergehen.“

Daß ich manche bisher unbekannte Documente, ſo wie andere Mittheilungen benutzen konnte, werden die Kenner bemerken; die ganze und volle Wahrheit über jene merkwürdige Zeit kann freilich erſt geſchrieben werden, wenn einſt die Siegel von den Papieren fallen, die wohlverwahrt in Weimar, theils im Staatsarchiv, theils im Goetheſchen Archiv, liegen und deren ſo viele ſind, daß ſelbſt durch ein Auswahl mehrere Bände gefüllt werden könnten.

Möge die Lösung jener Siegel nicht zu lange auf sich warten lassen und bis dahin die vorliegende Schrift wenigstens Einiges zur Kenntniß zweier der größten Männer des Vaterlandes beitragen — Karl Augusts und seines Goethe.

Leipzig, am 108. Geburtstag Goethes.

A. Diezmann.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Erſtes Kapitel. Die Reiſe nach Weimar	1
Zweites Kapitel. Weimar bei Goethes Ankunft	12
Drittes Kapitel. Der Kreis, in welchen Goethe eintrat	25
Viertes Kapitel. Goethe und das Leben am Hofe	78
Fünftes Kapitel. Goethe und das fürſtliche Privattheater	155
Sechſtes Kapitel. Goethe und Charlotte von Stein	212
Siebentes Kapitel. Goethe als Miniſter Karl Auguſt's	241
Nachtrag	275
Nachricht von dem ilmenauiſchen Bergweſen v. Goethe	278

Erſtes Kapitel.

Die Reiſe nach Weimar.

Zu Ende des Jahres 1774 hatte Goethe bereits „Götz von Berlichingen", „Werthers Leiden" „Clavigo", das „Puppenſpiel" „Götter, Helden und Wieland" u. ſ. w. herausgegeben und er geſteht, „daß es dem jungen Autor gar nicht mißfiel, als ein literariſches Meteor angeſtaunt zu werden." Von allen Seiten her kam man in der That nach Frankfurt, um ihn zu ſehen und in Briefen, Zeitſchriften und Büchern haben ſich Urtheile über ihn aus jener Zeit erhalten.

„Ich hatte," ſchreibt z. B. ein „deutſcher Gelehrter" im „deutſchen Muſeum," „in Frankfurt das Vergnügen, des bereits in jungen Jahren durch verſchiedene Schriften berühmt gewordenen Dr. Goethes Beſuch zu genießen. Dieſer junge Gelehrte iſt ein wahres Original-Genie von ungebundener Freiheit im Denken, ſowohl über po-

litiſche als gelehrte Angelegenheiten. Er beſitzt eine wirklich ſcharfe Beurtheilungskraft, eine ſehr feurige Einbildungskraft und ſehr lebhafte Empfindſamkeit. Seine Urtheile über Menſchen, Sitten, Politik und Geſchmack ſind jedoch noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterſtützt. In dem Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.“ Es darf deßhalb keine Verwunderung erregen, daß auch der junge Herzog Karl Auguſt von Weimar ihn perſönlich kennen zu lernen wünſchte, als er mit ſeinem Gouverneur, dem Grafen von Görz, ſeinem Bruder Conſtantin und deſſen Führer, von Knebel, auf ſeiner Reiſe nach Süddeutſchland und Paris im December des obengenannten Jahres nach Frankfurt kam. Knebel ſuchte den Dichter auf, fand ihn über Weimar, die dortigen Verhältniſſe und Neigungen genau unterrichtet, theilte ihm den Wunſch der Prinzen mit und geleitete ihn zu denſelben. Dieſer Beſuch Goethes entſchied über ſeine Zukunft und ein Zufall dabei, deſſen Bedeutſamkeit wir weiter unten mehr hervorheben werden als es bisher geſchehen iſt, legte vielleicht ſchon damals den Grundſtein zu ſeiner ganzen einflußreichen ſpätern Thätigkeit in Weimar. Er gefiel den jungen Prinzen, namentlich dem Erbprinzen Karl Auguſt, ſo ſehr, daß ſie ihm das Verſprechen abnahmen, ihnen nach Mainz zu folgen, um dort noch einige Tage zuzubringen. Die in Frankfurt begonnenen Geſpräche wurden in Mainz fortgeſetzt und es folgte eine freundliche Einladung nach Weimar. Auch bewog man

Goethe einen Brief an Wieland wegen „Götter, Helden und Wieland" zu schreiben. Im Sommer 1775 machte der Dichter mit den jungen Grafen Stollberg eine Reise in die Schweiz und daß er schon damals auch zu der nach Weimar entschlossen war, zeigt sein Brief vom 28. September an die Schwester der Grafen: „ich erwarte den Herzog von Weimar und gehe mit ihm nach Weimar; deine Brüder kommen auch hin." Im October sah er den Herzog Karl August wieder, der seine junge Gemahlin, die Prinzessin Louise von Darmstadt, mit welcher er eben in Karlsruhe getraut worden war, über Frankfurt nach seiner Residenz geleitete. Zu den Gründen, die ihn veranlaßten der Einladung des Herzogs nachzukommen und die von der Art waren, „daß sie auch einen leidenschaftslosen Jüngling hätten aufregen, und antreiben können", kam seine Ueberzeugung, daß er von Lili, seiner damaligen Geliebten, flüchten müsse, wie er früher seiner Leidenschaft zu Friederiken in Sesenheim, später seiner Liebe zu Lotten in Wetzlar entflohen war.

Ein in Karlsruhe zurückgebliebener Weimarischer Cavalier, der Kammerjunker von Kalb, welcher einen in Straßburg für Karl August verfertigten Landauer Wagen erwartete, sollte an einem bestimmten Tage in Frankfurt eintreffen und Goethe von da nach Weimar mitnehmen. Der Dichter nahm also von allen seinen Bekannten Abschied und packte ein, auch alle seine angefangenen literarischen Arbeiten, was jedenfalls zu der

Annahme berechtigt, daß er einen ziemlich langen Aufenthalt in Weimar, wenn nicht gänzliches Verbleiben dort, für wahrscheinlich hielt. Es waren dies namentlich „Egmont", „Faust", „der ewige Jude" und „Hanswurfts Hochzeit", die letztere, wie er selbst sich ausdrückt, von der „frechen Art" wie „Götter, Helden und Wieland", ein „tolles Fratzenwesen", in dem sämmtliches Personal aus lauter deutsch herkömmlichen Schimpf- und Ekelnamen bestand. Der zur Abreise bestimmte Tag kam, aber nicht der erwartete Cavalier mit dem Wagen. Es vergingen acht und mehr Tage. Der Vater Goethe's hatte den Verkehr seines Sohnes mit den Prinzen immer ungern gesehen, weil er sich selbst, in seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen, jederzeit von den Großen entfernt gehalten, und er erklärte nun die ganze Einladung und Verabredung für einen Hofstreich, den man der Unarten des Sohnes wegen habe ausgehen lassen, um ihn zu kränken und zu beschämen. Goethe selbst hielt zwar am Glauben fest, wollte sich aber, nachdem er einmal Abschied genommen hatte, nicht mehr zeigen, blieb also fortwährend zu Hause und schrieb, um sich die unangenehme Zeit des Wartens zu verkürzen, so fleißig an Egmont, daß er das Stück fast zu Stande brachte. Nur Abends konnte er, der an das Herumschweifen im Freien gewöhnt war, zu Hause nicht aushalten; er schlich deshalb, in einen großen Mantel gehüllt, in der Stadt umher, namentlich auch an die Fenster der geliebten Lili, die in einem Erdgeschoß wohnte. Eines Abends hörte

er sie da zum Clavier das Lied singen, das er vor nicht ganz einem Jahr ihr geschrieben hatte:

„Warum ziehst du mich unwiderstehlich."

Das regte seine mit Mühe niedergehaltene Leidenschaft von neuem auf und es wurde ihm schwer „die so liebe Nähe zu verlassen."

Der Weimarsche Cavalier mit dem Wagen kam auch in den nächstfolgenden Tagen nicht, nicht einmal ein Brief zur Erklärung des Ausbleibens und als der ungeduldig werdende Vater vorschlug, da der Koffer einmal gepackt sei, so möge er sofort nach Italien reisen, versprach er diese Reise anzutreten falls am nächsten Sonntag weder Wagen noch ein erklärender Brief erschienen sei. Er gesteht indeß, daß er sich vorgenommen gehabt habe, auch wenn er die italienische Reise anträte, in Heidelberg noch eine Zeit lang zu bleiben, erstens weil er gewußt, daß der weimarsche Wagen von Karlsruhe über Heidelberg kommen sollte, dann aber auch, weil in der letztern Stadt Fräulein Delft, die Vertraute seines Libesverhältnisses mit Lili, wohnte und er sich sehnte „mit einer werthen, geduldigen und nachsichtigen Freundin die glücklichen Zeiten der Liebe noch einmal durchschwätzen zu können." Obgleich ihm der Vater jedenfalls mit Geld hinreichend ausstattete, lieh er doch auch von dem Freunde Merck noch zehn Carolin und als der als letzter Termin festgesetzte Tag wiederum den weimarschen Herrn nicht brachte, trat er die Reise — wie er meinte nach Italien — an.

Der Anfang des Tagebuchs, das er zu führen gedachte, hat sich erhalten und aus ihm läßt sich seine Stimmung deutlich erkennen:

„Ebersbach*), 30. Oktbr. 1775. — „Bittet, daß Euere Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbat“**), ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette zurufen. Diesmal, rief ich aus, ist's nun ohne mein Bitten und Zuthun Montags Morgen sechse, und was das Uebrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding***), das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab****) und komme. Frisch also! Die Thorschließer klimpern vom Bürgermeister weg und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker seine Werkstätte und Laden öffnet, fort! Adieu, Mutter! Am Kornmarkte macht der Spenglerjunge rasselnd seinen Laden zurecht und begrüßt die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen. Es war so was Ahndungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dacht ich, wer doch ... — Nein, sagt ich, es war auch eine Zeit ... Wer Gedächtniß hat, sollte Niemand beneiden .. Lili, Adieu! Lili, zum zweitenmal! Das

*) Eine Stunde von Darmstadt.

**) Matthäus XXIV. 20.

***) Ein damaliger Lieblingsausdruck Goethes.

****) Dem Fräulein Delft in Heidelberg, die ihn eingeladen hatte.

erstemal schied ich, noch hoffnungsvoll unser Schicksal zu verbinden. Es hat sich entschieden — wir müssen unsere Rollen einzeln ausspielen. Mir ist in dem Augenblicke weder bang für Dich noch für mich, so verworren es aussieht. Adieu! Und Du!***) wie soll ich Dich nennen, Dich, die ich wie eine Frühlingsblume im Herzen trage? Holde Blume, sollst Du heißen! Wie nehm' ich Abschied von Dir? Getrost! Denn noch ist es Zeit, .. noch die höchste Zeit! . Einige Tage später — und schon — O lebe wohl! Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden? — Und Merck, wenn Du wüßtest, daß ich hier der alten Burg so nahe sitze und Dich herbeiflehe, der so oft das Ziel meiner Wanderung war! — Da läge denn der Grund meines Tagebuchs! Und das Weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat."

In heiterer Weinlaune ist die einzige noch übrige Fortsetzung des Tagebuchs geschrieben:

„Weinheim, Abends Sieben. Was nun aber der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von diesem Allen? Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren, ist, daß sie gar keinen Zweck hat. So viel ist's gewiß, trefflich Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten und der Nachmittag war trefflich. Die Riesengebeine unserer Erzväter auf'm Gebirg, Weinreben zu

*) Gräfin Auguste von Stollberg. (S. Briefe an diese.)

ihren Füßen Hügel ab gereiht, die Nußallee und das Thal den Rhein hin voll keimender frischer Winterſaat, das Laub noch ziemlich voll und da einen heitern Blick untergehender Sonne drein! — Wir fuhren um eine Ecke. „Ein maleriſcher Blick!“ wollt' ich rufen. Da faßt' ich mich zuſammen und ſprach: ſieh, ein Fleckchen, wo die Natur in gedrungener Einfalt uns mit Lieb und Fülle ſich um den Hals wirft. Ich hätte noch viel zu ſagen, möcht ich mir den Kopf noch wärmer machen. Der Wirth entſchuldigte ſich wie ich eintrat, daß mir die Herbſtbutten und Zuber im Weg ſtänden. Wir haben, ſagt' er, eben dies Jahr, Gott ſei Dank! reichlich eingebracht. Ich hieß ihn ſich gar nicht ſtören, denn es ſei ſehr ſelten, daß Einem der Segen Gottes incommodire. Heut Abend bin ich comunicativ; mir iſt als redet' ich mit Leuten, da ich das ſchreibe .. Will doch allen Launen den Lauf laſſen ...“

Das hat er gewiß redlich gethan, wie er auch ſpäter in Heidelberg ſehr heiter war, wo ihn Demoiſelle Delf in ihrem Hauſe aufnahm und in manche Familie einführte. Namentlich gefiel es ihm in dem Hauſe des Oberforſtmeiſters von Buchwitz, in Wahrheit und Dichtung mit W.. bezeichnet, ſehr wohl, denn eine Tochter deſſelben — ähnelte Friederiken, wie er ſagt. „Es war die Zeit der Weinleſe, das Wetter ſchön und die elſaßiſchen Gefühle lebten wieder auf.“ Er fühlte ſich gar bald heimiſch und vergaß, daß er nach einem Paar verſchwätzter Abende die Reiſe fortſetzen ſollte. Fräulein

Delf bemerkte die neu aufkeimende Liebe Goethe's zu Fräulein von Buchwitz, baute darauf ihre Pläne und wollte aus diesem Grunde von dem frühern Verhältnisse zu Lilli nichts wissen, nicht reden. Sie gedachte nämlich Goethe, nach dessen Rückkehr von der angeblich beabsichtigten italienischen Reise, mit Fräulein von Buchwitz zu verheirathen und in den Dienst des Churfürsten Karl Theodor von Mannheim zu bringen, um dem protestantischen Lande unter dem katholischen Fürsten einen hoffnungsvollen rüstigen Mann zuzuführen. Ueber diesen Plan hatte sie ihm eines Abends bis nach Mitternacht vorgeredet, Goethe war dann zu Bett gegangen, aber kaum eingeschlafen, als ihn die Hornklänge eines Postillons weckten, der an das Haus ritt. „Bald darauf," erzählt er, „erschien Demoiselle Delf mit einem Licht und einem Brief in den Händen und trat an mein Bett. „Da haben wir's!" rief sie aus. „Gewiß kommt es von den Weimarschen. Ist es eine Einladung, so folgen Sie ihr nicht und erinnern sich an unser Gespräch." Ich bat sie um das Licht und um eine Viertelstunde Einsamkeit. Sie verließ mich ungern. Die Staffette kam von Frankfurt: ich fand Siegel und Hand; der Freund war dort angekommen. Ich eröffnete den Brief und Alles war natürlich zugegangen. Der Ausgebliebene hatte auf den neuen Wagen Tag für Tag, Stunde für Stunde, wie wir auf ihn geharrt, war dann über Mannheim nach Frankfurt gegangen und hatte dort zu seinem Schreck mich nicht

gefunden. Durch eine Staffette ſendete er gleich das eilige Blatt ab, worin er vorausſetzte, daß ich ſofort nach aufgeklärtem Irrthum zurückkehren und ihm nicht die Beſchämung bereiten wolle, ohne mich in Weimar anzukommen. Ich hatte mich unterdeß angezogen und ging in der Stube auf und ab. Meine ernſte Wirthin trat herein und es gab eine heftige Scene, die ich dadurch endigte, daß ich meinen Burſchen befahl Poſt zu beſtellen. Sie wollte von nichts wiſſen und beunruhigte den Bewegten noch immer mehr. Der Wagen ſtand vor der Thür; aufgepackt war; der Poſtillon ließ das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erſchallen; ich riß mich los; ſie wollte mich noch nicht fahren laſſen, ſo daß ich endlich leidenſchaftlich und begeiſtert die Worte Egmonts ausrief: „nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſeres Schickſals leichtem Wagen durch und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten und bald rechts bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder abzuhalten. Wohin es geht, wer weiß es?“

Er fuhr nach Frankfurt zurück, ſah die Mutter und den Vater wieder und ſetzte, trotz des letztern Verdrießlichkeit, die Reiſe mit dem weimariſchen Cavalier fort. Am 7. Novbr. früh um fünf Uhr kamen ſie in Weimar an und Herr von Kalb nahm den Gaſt ſeines Herzogs, bis derſelbe eine paſſende eigene Wohnung gefunden haben würde, mit in das Haus ſeines Vaters, des al-

ten Kammerpräsidenten, der ihm alle mögliche Gastfreundschaft und Aufmerksamkeit erwies, auch sofort die Gelegenheit zur völligen Aussöhnung mit Wieland herbeiführte und diesen deshalb noch denselben Tag zu Tische lud. Wieland kam und schrieb in einem Briefe am 10. Novbr. an Jacobi: „Göthe ist angelangt! Was soll ich sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles was ich jetzt von der Sache sagen kann ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne. Der göttliche Mensch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben als er Anfangs selbst dachte und wenn's möglich ist, daß aus Weimar etwas Gescheidtes werde, so wird es seine Gegenwart thun."

„Wie ein Stern ging er in Weimar auf," schreibt Knebel. „Er hatte noch die Werthermontirung an und alle Welt mußte bald im Werther-Frack gehen, in welchen sich auch der Herzog kleidete und wer sich keinen schaffen konnte, dem ließ der Herzog einen machen. Nur Wielanden nahm der Herzog aus, weil er zu alt zu diesen Mummereien wäre." Die „Werther-Montirung" aber war die Kleidung, in welcher Werther sich erschossen hatte: blauer Frack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, Lederbeinkleider und Stulpenstiefeln, welche letztere das Auffallendste waren, da in jener Zeit eigentlich kein Mann in anständiger Gesellschaft, namentlich vor Damen, an-

ders als in seidenen Strümpfen und in Schuhen erschien, und Stiefeln nur bei schlechtem Wetter getragen wurden. Dazu Zopf und Puder. Dieser Anzug war den Werther-Schwärmern darum so verehrungswürdig, weil Werther sagt: „in diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben sein, denn Du hast sie berührt, geheiliget.“

Zweites Kapitel.

Weimar bei Goethes Ankunft.

O Weimar, dir fiel ein besondres Loos,
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß!
Goethe.

Die Stadt Weimar, welche der Schauplatz einer weitgreifenden und lang nachwirkenden Thätigkeit unseres Dichters werden sollte, war zur Zeit seiner Ankunft klein und arm. Sie zählte nur etwa sechstausend Einwohner. Zehn Jahre später nannte sie Schiller noch „das Dorf Weimar“ und ihm kam Jena im Vergleich mit ihr weit eher wie eine Stadt vor. Um dieselbe Zeit schreibt Herder: „das wüste Weimar, dieses Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt.“ In einer geographischen Schrift „der Reisende“ heißt es: „Weimar ist

ein mittelmäßiger Ort, dessen Gassen weder an Reinlichkeit und Anlage, noch an Bauart der Häuser dem heitern und luftigen Jena gleichkommen. Die Häuser sind meist alle dürftig gebaut und es hat fast alles das armselige Ansehen einer nahrungslosen Landstadt. Man darf sich nicht weit von den Hauptstraßen entfernen, um in Winkel und Löcher zu kommen, welche noch mehr dieses Ansehen haben. Kein einziger Platz ist, der der Stadt eine residenzähnliche Ansicht gäbe. Unter den Bewohnern besteht bei weitem die größere Zahl aus kleinstädtischen Bürgern, welchen man weder die Verfeinerung einer Hofstadt, noch sonderlichen Wohlstand anmerkt. Alles lebt von dem Luxus eines eingeschränkten Hofes, dessen geringer Adel zum Theil arm ist, zum Theil aus Gelehrten oder schönen Geistern besteht, welche zu philosophisch denken, um des Hofes wegen Aufwand zu machen. Nur am Hofe ist Leben und Cultur. Die Uebrigen, welche nicht dazu gehören, sind meistens Leute ohne Geschmack und Eleganz, welches man auch schon an ihrer Nachlässigkeit in der Aussprache merkt."

Nach langem Suchen gelang es mir einen Plan in ziemlich großem Maßstabe von Weimar in jener Zeit aufzufinden und mit Hilfe desselben versuche ich ein Bild der Stadt und ihrer nächsten Umgebung zu entwerfen, weil man sich keine ganz zutreffende Vorstellung von dem damaligen Leben dort machen kann, wenn man die Oertlichkeiten nicht genau kennt und weil

Vieles in den Briefen und Schilderungen aus jener Zeit ohne jene Kenntniß unverständlich bleiben muß.

Die eigentliche Stadt, die so ziemlich ein Viereck bildete, dessen östliche Seite das Schloß mit den dazu gehörigen Gebäuden einnahm, welche etwa ein Drittel des ganzen Stadtraumes bedeckten, war zunächst von Wasser umschlossen und zwar an der östlichen oder Schloßseite durch die Ilm, an der Südseite durch einen Arm der Lotte, den Schützengraben, an der westlichen durch einen zweiten, schmäleren Arm desselben Flüßchens und an der nördlichen durch eine Fortsetzung desselben, sowie durch eine Reihe lang gezogener Teiche. An der innern oder Stadtseite dieser Wassergrenze zog sich eine Mauer hin, welche mehrere runde Thürme, Ueberreste der ehemaligen Festungswerke, mit einander verband und durch die vier innere Thore führten, das Frauenthor, Erfurter-, Gerber- und Jacobsthor. Nur an der Schloßseite fehlte diese Mauer.

Versuchen wir diese innere Stadt zu umgehen und wenden wir uns von der Stern- (sonst Schloß-) Brücke nach Norden zu, so kommen wir an der Burgmühle und dem Schlachthause (über den jetzigen Kegelplan) zum Gerberthor, die Gerbergasse hinauf zum Graben (jetzt „am untern und obern Graben"), dann an den Schweinemarkt (der zum Carlsplatze verschönert und umgewandelt ist), an dem Erfurter Thore hin (jetzt am Theater und über den Theaterplatz) zur Esplanade an das (innere) Frauenthor (so daß die jetzige Frauenthor-

straße, der Goetheplatz und Frauenstraße außerhalb bleiben) und den Schützengraben, der hinter dem Fürstenhause hin bis zu seiner Verbindung mit der Ilm hier die innere Stadt begrenzt.

Im Ganzen am wenigsten verändert hat sich die alte Jacobsvorstadt, die sonst wie jetzt im Süden an die innere Stadt, im Osten an die Ilm und einen Arm des Alsbachs, im Norden an diesen und im Westen an den Baumgarten und Schweinemarkt grenzte.

Das Schloß war im Jahre 1774 niedergebrannt und noch lagen die Trümmer da, die einen unheimlichen Anblick gewährten. Um das Schloß oder vielmehr den Trümmerhaufen rund herum lief der Burggraben, der nach der Brücke zu mit der Ilm durch einen Graben in Verbindung stand. Vor dem Schlosse lag ein großer Teich, der Küchenteich, mit einer Insel in der Mitte, auf welcher das Kohlenmagazin stand. Aus diesem Teiche ist der jetzige grüne Platz vor dem Schlosse nach dem Parke zu geworden. Zwischen diesem Teiche und der Ilm standen neben einander zunächst das Reithaus, die Hofschmiede und Hofwagnerei, das Schloßbrauhaus, weiterhin an dem Schützengraben, nach dem Fürstenhause, folgte das fürstliche Malzhaus und das Kammerarchiv, dem sich an der andern Seite des Teiches hin die Bibliothek, das rothe Schloß, der Gleich'sche Hof und das gelbe Schloß anreihten. Hinter dem Schützengraben und vor dem rothen Schloß, der Bibliothek

zur Seite, stand an einem freien Platze das Fürstenhaus.

Außerordentlich verändert ist die Ost-, Süd- und Westseite der Stadt und ihrer nächsten Umgebung. Vor dem Baumgarten standen, da wo jetzt die Bürgerschule steht, Magazinscheunen, welche die eine Seite des Schweinemarkts bildeten, während diesen nach Westen eine lange Doppelreihe von Bürgerscheunen einfaßte und nach Osten der Rathsteich begrenzte. Von da an zog sich nach Süden bis zum Witthumspalais, dem gegenüber dann das Theater erbaut wurde, ein Weg mit wenigen Häusern von dem Erfurter Thore hin. Von dem Palais, innerhalb der Mauern bis zum innern Frauenthore, lief die Esplanade, ein mit Baumreihen bepflanzter Platz, an welchem später einzelne Häuser gebaut wurden, wie z. B. das, welches Schiller ankaufte. Vor dem (innern) Frauenthore ging rechts die Deinhardtsstraße ab, die an ein Gäßchen führte, „an der Herzogin Vorwerk" mit dem (Armbrust-) Schießhaus, jetzt Schützenstraße. Weiter hinauf vor dem Thore folgte der Frauenplan, wo das Haus schon stand, welches später Goethe gehörte, und von dem links die Seifengasse abführte, wie jetzt. Dann kam das äußere Frauenthor, von dem aus fünf Wege strahlenförmig liefen, nämlich: nach Osten „an der Ackerwand", nach Südosten die Straße nach Belvedere (jetzt Marienstraße), nach Süden der Weg nach Buffahrt, an dem vorn eine große Scheune stand (jetzt Friedhofsstraße),

nach Südwesten der Weg nach Berka (jetzt Berkaer Straße) und westlich eine lange Baumallee, „am Junkerskirchhof" (jetzt Brauhausstraße). An allen diesen Wegen vor dem Frauenthore standen erst wenige Häuser, wie z. B. links an der Straße nach Belvedere und nach der Ackerwand zu das Koppenfelsische (das noch jetzt stehende Eckhaus) und neben ihm einige andere, auf deren Raume das jetzige große Haus des Buchhändler Voigt gebaut wurde. Ihnen folgten das große und kleine Jägerhaus und zuletzt das Schießhaus. Von diesem Schießhause lief von der Chaussee (nach Belvedere) gerade nach Osten bis an das linke Ufer der Ilm eine Mauer, welche auf dieser Seite die Stadt abschloß. Den vierseitigen Raum zwischen dieser Mauer, den Jäger- und anderen Häusern an der Belvedere Straße, der Ackerwand und dem Exerzierplatze an der Ilm nahm der sogenannte welsche Garten ein, der in altfranzösischem Geschmacke angelegt war. Im Sommer wurden Tänze und Spiele da gehalten, namentlich an der sogenannten Schnecke, einem thurmartigen hölzernen Gebäude, um das herum in Schneckenwindungen ein Gang hinauf auf die Spitze führte, während sich unten eine Conditorei befand. Die ältesten Bewohner Weimars können sich dieser Schnecke noch erinnern, da sie erst im Anfange dieses Jahrhunderts abgetragen wurde. Sie befand sich an der Stelle des jetzigen großen Rondels im Parke.

Vom Fürstenhause her führte ein etwas erhöhter Weg an dem linken Ufer der Ilm unter der Höhe weg

(neben dem Exercierplatze), zu einer Brücke, der Floßbrücke, auf der man an das rechte Ufer in den Stern gelangte. Ein wenig weiter (über die Brücke) hinauf, am linken Ufer, stand eine vom Flusse an bis an die Schießhausmauer vorgezogene Wand, wodurch der untere Raum nach der Stadt zu, nebst dem welschen Garten völlig abgeschlossen war. Vor dieser Wand lag ein wüster, unbetretener Platz, welcher um so weniger besucht war, als hier ein Thürmchen sich an die Mauer lehnte, welches, zwar leer und unbenutzt, doch immer noch einige Furcht erregte, weil es früher dem Militär zur Aufbewahrung des Pulvers gedient hatte.

Am rechten Ufer der Ilm von der Schloß- oder Sternbrücke bis zu der oben erwähnten Floßbrücke war damals nur ein mit Bäumen und Büschen wohl ausgestatteter Raum, der Stern genannt. Es fanden sich da uralte geradlinige Gänge und Anlagen, hoch in die Luft sich erhebende stämmige Bäume, daher entspringende, mannigfaltige Alleen und breite Plätze zur Versammlung und Unterhaltung. Von der Floßbrücke aus zog sich im weiten Bogen ein Arm der Ilm, der Floßgraben genannt, bis ans Wasser am Schlosse an der andern Seite des Sterns herum, so daß derselbe, ganz von Wasser umgeben, eine Insel bildete. An der schmälsten Seite dieser Insel, in der Nähe der Schloßbrücke, befanden sich vier Teiche in einer Reihe und ihr spitzes Ende unten am Schloß bildete das Fischhaus.

Der Stern ist noch heutigen Tages fast genau

so, wie er zu Goethes erster Zeit war, ziemlich mit denselben Wegen und Plätzen, nur ist unten das Fischhaus weggenommen und die Teiche sind ausgefüllt. Auch der Floßgraben existirt nicht mehr; der Floßholzplatz, der sich bis zu Goethes Garten hinauszog, ist beseitigt und zu dem Stern genommen worden. Ganz verschwunden ist dagegen der welsche Garten. An seiner Stelle befindet sich der eigentlich sogenannte Park und der Küchengarten. Das Gärtnerhaus ist das ehemalige Schießhaus, das verlegt werden mußte, da auch der Garten desselben zu den neuen Anlagen gezogen wurde.

An der Ackerwand, an welcher man jetzt eine Reihe eleganter Häuser sieht, befand sich damals nur die Gartenmauer des Hauses, das später Goethe angehörte, der Husarenstall und der fürstliche Stall (ehemaliges Sieben-Vorwerk, jetzt die griechische Kapelle) und ein Orangeriehaus, das lange verschwunden ist.

Die Häuser der Stadt waren meist alt und häßlich, mit der Giebelseite der Straße zugekehrt, ein, selten zwei Stock hoch, die Straßen eng, winklig und nicht alle, oder doch sehr schlecht gepflastert, so daß es namentlich in der Dunkelheit gefährlich war, in ihnen zu gehen, zumal die Beleuchtung noch nicht vorhanden. Bürger, die in der Nacht ausgingen, mußten eine Laterne bei sich haben; Vornehmere ließen sich eine solche vortragen, oder von Fackelträgern leuchten. Die Bürger trieben, wie in anderen kleinen Städten, die gewöhnlichen Handwerke in kleinlich beschränktem Maße

und nebenbei zum größten Theile auch Ackerbau und Viehzucht. Ein Weimarscher Freund, dessen Erinnerungen bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts reichen, weiß es noch aus seinen Kinderjahren recht wohl, daß der Hirt der Residenz das städtische Vieh zu bestimmten Stunden mit Horntönen zusammenberief, um es auf die Weide zu treiben. Es konnte also wohl geschehen, daß eine Gesellschaft Herren und Damen vom Hofe in der Stadt der grunzenden und blökenden Heerde begegnete und vor derselben wohl gar flüchten mußte. Die Wohnungen, die Möbels, die Lebensweise waren sehr einfach; in wenigen Zimmern gab es Vorhänge, am wenigsten weiße; die Tische und Stühle bestanden meist aus schlichtem Tannenholze; wenige Familien besaßen „Canapées"; die Spiegel waren klein und schlecht. Sinn für Litteratur und Kunst gab es eigentlich nur in den Hofkreisen. „So viele Familien, eben so viele abgesonderte Schneckenhäuser," sagt Schiller noch später, „aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen." Diese Beschränkung auf sich selbst und das Nächste wurde durch die Abgeschlossenheit von der Welt unterstützt. Weimar hatte nur sehr wenige und seltene Postverbindungen; Zeitungen kamen in die Bürgerkreise fast gar nicht; das Reisen war beschwerlich und der Zustand der Wege ein trauriger. Man konnte fast nur zu Pferd reisen und so finden wir auch Goethe auf seinen vielfachen Wanderungen im Lande stets zu Pferde. Die Nachrichten von der Außenwelt kamen sehr spät in

die kleine Stadt, die sich seltsamer Weise damals noch festungsartig abschloß. Wer im Wagen durch ein Thor ein- oder ausspassirte, wurde angehalten und mußte Namen und Stand angeben, damit es dem Herzog gemeldet werden könnte. Selbst der Günstling Goethe hatte darunter zu leiden. Eines Tages wollte er mit Frau von Stein eine Morgenspazirfahrt machen, er schrieb ihr aber: „wenn Du am Thor nicht gemeldet sein willst, so ist das Sicherste, Du steigst an der Sternbrücke aus und ein; bestelle den Wagen dorthin, ich hole Dich ab. Sonst geht's nicht, man müßte es denn dem Thorschreiber melden und das sieht curios aus."

Wie die Bildung, stand die Moral keineswegs auf hoher Stufe. Goethe wurde einst, auf dem Wege nach seinem Gartenhause, ganz in der Nähe des Thores, Abends von zwei Männern angefallen. Vergehen gegen die eheliche Treue nahm man sehr leicht, namentlich in den höhern Kreisen. Schiller versichert 1787, fast jede Dame habe noch ein Verhältniß oder habe ein solches gehabt. Und allerdings kennen wir solche außereheliche Verhältnisse in ziemlicher Anzahl. Wieland wurde wegen seiner ehelichen Treue vielfach verspottet, selbst von Karl August. Schiller rühmt es als zarte Aufmerksamkeit, sein offenkundiges Verhältniß zu Charlotte von Kalb werde selbst von den Herzoginnen so weit berücksichtigt, daß man ihn mit jener Frau zusammen einlade.

Die Damen trugen nicht blos den Busen sehr ent-

blößt, auch ihr Herz war sehr leicht zugänglich. Die überall hervortretende starke Sinnlichkeit erklärt, daß die zum Theil sehr schlüpfrigen Erzählungen Wielands nicht nur keinen Widerwillen erregten, sondern großen Beifall fanden, und in allen Kreisen, von Frauen und Mädchen, gelesen wurden. Es erklärt dies ferner, daß man Dinge, welche man in unsern Tagen kaum anzudeuten wagt, ungescheut, mit den ganz gemeinsten Worten bezeichnete und sie selbst in Frauenkreisen aussprach. Man lese z. B. nur die erste Ausgabe von Goethe's „Puppenspiel" und denke sich, daß dasselbe überall gelesen, ja in Ettersburg aufgeführt wurde. Es erscheint dies auf den ersten Blick um so auffallender, weil man gerade in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einer so schwärmerisch zarten Empfindelei verfallen war, daß man in den Thränen, die man bei jeder Gelegenheit zu vergießen suchte, einen süßen Genuß fand, aber „wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, braucht nur das gute Herz Boten gehen zu lassen."

Zum Schluß nur noch einige Bemerkungen über einige Oertlichkeiten.

Als die Flammen 1774 das herzogliche Schloß verzehrt hatten, mußte plötzlich das zu andern Zwecken bestimmte und noch nicht ganz fertige Fürstenhaus zur fürstlichen Wohnung eingerichtet werden. Die Räumlichkeiten darin waren weder groß noch glänzend, auch ziemlich einfach eingerichtet. Hierher brachte Karl August seine junge Gemahlin, hier war der Schauplatz

der ersten heitern Feste, hierher kam Goethe zur Tafel, zu Concert, Comödie und Ball, hier übernachtete er oft bei dem fürstlichen Freunde, besonders vor oder nach einer Jagd und hier fanden die Sitzungen des geheimen Conseil statt. Im Erdgeschosse befanden sich Cassen, Wohnungen für Hofbeamte und Gäste, sowie Gesellschaftsräume; im ersten Stocke waren die Gemächer der Herzogin Louise, im zweiten die Karl Augusts. Der linke Flügel war von dem rechten durch einen großen Saal im ersten Stocke getrennt, zu dem die in den Briefen aus jener Zeit oft genannte Gallerie führte. Die Hofküche hatte man gegenüber an das sogenannte rothe Haus angebaut. Weil die erste Einrichtung sehr übereilt gemacht worden war, mußte viele Jahre hinter einander daran reparirt werden und Karl August schreibt noch 1781 an Merk:

„Endlich sind auch vor der Hand die Reparaturen im Hause, das wir bewohnen, fertig geworden. Das Haus steht ungefähr 12 Jahre und schon 2 Jahre hinter einander haben wir die Köpfe der Hauptbalken ausschneiden müssen, die verfault waren. Dieses Jahr fiel eine Decke ein und der große Saal mußte erst jetzt berohrt werden, da er vordem blos mit geweißtem Lehm bedeckt war. Die Decke ist 74 Fuß lang, auf etliche und vierzig breit und blos mit Lehm beworfen, und drohte auch schon den Einsturz. In dem Zimmer, wo die Decke einfiel, fanden sich alle Balken gesenkt und gebogen; der eine war von einem Kamin, das auf ihm,

ohne weiteren Halt ſtand, 9 Zoll geſenkt worden. Faſt alle Monate bekamen die Schiedmauern neue Riſſe. Das ganze Haus iſt nicht anders als ein viereckiger Kaſten gebaut, in welchem die inneren Mauern, ohne einzugreifen, noch durch Klammern verbunden zu ſein, ſtecken. So ſind wir mit dieſem Hauſe geplagt."

Dem Fürſtenhauſe gegenüber und von dieſem durch den Stadtgraben getrennt, aber, wenn ich nicht irre, damals durch einen bedeckten Gang mit ihm verbunden, ſtand das ſchon erwähnte fürſtliche Stallgebäude, in dem ſich jetzt die griechiſche Kapelle befindet. Hier im linken Flügel wohnte der Oberforſtmeiſter v. Wedel, im rechten der Oberſtallmeiſter v. Stein und hierher wanderte Goethe faſt täglich, die geliebte Freundin, die Frau von Stein, zu beſuchen, zu der er von ſeinem Garten aus gerade 10 Minuten zu gehen hatte.

Die verwittwete Herzogin Amalie bewohnte, wenn ſie ſich nicht in Schloß Ettersburg oder in Tieffurt aufhielt, das Haus, welches das Palais heißt, von dem Geheimen Rath v. Fritſch 1767 gebaut und ihr nach dem Schloßbrande überlaſſen worden war. Es war damals von einem Garten umgeben, welchen ein Bach durchſtrömte, der ein Baſſin darin bildete. An der einen Seite reichte dieſer Garten bis an die Erfurter Straße und an der andern bis in den jetzigen Theaterplatz hinein. Rund herum wurde er durch eine lebendige Hecke begrenzt. Im Garten ſtand ein Luſthaus mit Malereien von Oeſer, der auch mehrere Zimmer

im Palais selbst mit Deckengemälden versehen hatte. In diesen Räumen versammelte die geistvolle Fürstin die Sterne Weimars um sich; hier hielt sie ihre wissenschaftlichen Abende, an denen Goethe, Herder und Andere Vorträge hielten; hier hauchte sie ihre edle Seele aus, und hier hielt Goethe die Rede zum Andenken Wielands, denn ein Saal in dem Gebäude wieß Karl August nach dem Tode seiner Mutter für immer der Amalienloge zu.

Drittes Kapitel.

Der Kreis, in welchen Goethe eintrat.

Auf einem so kleinen Flecke, wie in einer Familie, findet sich's so nicht wieder.
Goethe.

Der Hof, auf welchen Goethe so außerordentlich einwirken sollte, war den Hauptpersonen nach ein jugendlicher und also schon deßhalb der Heiterkeit und dem Genuß zugeneigt, denn 1775, als der Dichter da erschien, war

die verwittwete Herzogin Amalie (geb. 20. Octbr. 1739) 36 Jahre alt;

der regierende Herzog Karl August (geb. 3. Sept. 1757) 18 Jahre alt;
die regierende Herzogin Louise (geb. 30. Jan. 1757) 18 Jahre alt;
der Prinz Constantin (geb. 8. Sept. 1758) 17 Jahre alt;
die Frau von Stein (geb. 25. Sept. 1742) 33 Jahre alt;
von Einsiedel (geb. 30. April 1750) 25 Jahre alt;
von Knebel (geb. 30. Nov. 1744) 31 Jahre alt;
Bertuch (geb. 30. Sept. 1748) 27 Jahre alt;
Wieland (geb. 5. Sept. 1733) 42 Jahre alt u. s. w.

Ehe wir aber, der Wahrheit so getreu als möglich, das Leben und Streben an diesem Hofe in jener Zeit zu schildern versuchen, von welcher sich mehr Traditionen und Klatschereien als beglaubigte Erzählungen von Thatsachen erhalten haben, müssen wir eine kurze Charakterisirung derjenigen Personen vorausschicken, welche eine Hauptrolle spielten.

Karl August

hatte von seiner Mutter das warme Blut und den heitern Sinn, von seinem Vater aber einen nicht eben kräftigen Körper geerbt. Als er der strengen Zucht seines Erziehers, des pedantisch-steifen Grafen von Görz, entwachsen war und mit seinem 18. Jahre zur Herrschaft über sein Land gelangte, war er, wie ihn ein Bild darstellt, das wenige Jahre später gemalt wurde, ein schlanker junger Mann mit länglichem, nicht vollem Gesicht, markirten Zügen und bräunlich blondem

Haar, das er in zwei Locken an der Stirn, von den Schläfen zurückgestrichen, trug. Die Stirn war hoch und die Knochen über den Augen traten stark hervor. Die hellblauen Augen blickten lebhaft, forschend, fast bohrend. In den Flügeln der Nase drückte sich Festigkeit, in den Zügen des Mundes entschiedener Trotz aus und das Ganze des Gesichts deutete unverkennbar auf glühende Leidenschaften, die sich kaum durch Anspannung der ganzen Willenskraft zügeln lassen, was er selbst auch wußte, da er noch in seinem vierundzwanzigsten Jahre in einem Briefe an Knebel das offene Bekenntniß ablegte: „ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen. Es ist gar zu schwer, sich in den unnatürlichen Zustand zu fügen, in dem unsereiner leben muß.“ Damit ist uns ein Theil seines Charakters enthüllt. Er wußte, daß er Herr und unbeschränkter Gebieter sei, daß er also nur von seinem ererbten Rechte Gebrauch mache, wenn er nach seinem Willen und Belieben handele. Mit dieser seiner Machtvollkommenheit konnte er es nicht zusammenreimen, daß er seine Freiheit mit steifer Fürstenwürde umgeben und noch immer durch gewisse Formen sich beschränken lassen sollte, in denen ihn während seiner Unmündigkeit nur die feste Hand des strengen Erziehers hatte halten können. Dazu kam das Beispiel seiner noch so jugendlichen, lebenslustigen Mutter, die nichts lieber that als die lästigen Fesseln der Etiquette abzustreifen und frei von allen Zwang

ihrem heitern Sinn Genüge zu thun. Auch darf der Einfluß nicht unbeachtet bleiben, den die damals neue Literatur, die ersten Schriften Goethe's und seiner Nachahmer, mit ihrer kecken Rücksichtslosigkeit, genialen Natürlichkeit und geistvollen Verhöhnung des alten steifen Regelzwanges auf den Hof von Weimar, den man schon in jener Zeit einer literarischen nennen konnte, vorzugsweise aber auf einen jungen Fürsten haben mußte, in dem jene Schriften auf mehr als eine Saite trafen und von dem man wohl sagen kann, er habe „Sturm und Drang" und das alle Schranken des Herkommens überspringende „Genie" jener Zeit auf dem Throne repräsentirt. Es währte mehrere Jahre, ehe er sich wenigstens in das Unvermeidliche fügen lernte, aber stets drückte es ihn und so schreibt er noch 1781: „Der Mensch, namentlich der nicht gemeine, muß von den Göttern ihm angezogene spanische Stiefeln tragen und dem Allen ungeachtet, fährt dem Schicksal eine Laune durch den Kopf, dabei springen und tanzen. Den Bürgern ist's nicht gegeben ihre Fürsten abzuschütteln, sollten sie auch schadenfrohe, dumpfe, unzusammenhängende Vota und Resolutionen zu den Acten eigenhändig schreiben. Uns ist es nicht gegeben, das Schicksal und seine Launen zu ergründen und ihm entgegenzuwirken, also fiat voluntas und man hülle sich in sein Bischen Ständigkeit und Vergnügen-Ergreifungsfähigkeit so gut als man kann und so lasse man es vom Himmel — Lerchen regnen."

Seine Rücksichtslosigkeit und oft gar blanke Natürlichkeit äußerte sich zunächst in Derbheit und Keckheit der Rede und Schrift. Als Goethes Vater gestorben war, schrieb er: „er ist nun abgestrichen und die Mutter kann endlich Luft schöpfen. Böse Zungen sagen, daß dieser Abmarsch wohl das einzige Gescheute gewesen, das der Alte je gemacht hätte.“ — „Den ... (er nennt einem Fürsten), habe ich auf dem Balle in Eisenach gesehen. So ein scheußliches Abthier ist nicht zweimal in der Welt. Abthier ist neu und bedeutet so viel als elend und thierisch; da aber Thier etwas Ganzes und Gutes voraussetzt, so wird das Gegentheil davon dadurch ausgedrückt.“ — „Wieland hat einen Jungen ganz incognito gemacht und so gebären lassen. Er dünkt sich nicht wenig, einen Jungen und „Oberon“ zu gleicher Zeit machen zu können; dessen rühmte er sich noch vor Kurzem in einer Gesellschaft.“

Sehr begreiflich wird man es finden, daß er sich niemals wohl fühlte, wo er sich nicht in seiner gewohnten Weise gehen lassen konnte. So sagt Goethe von ihm: „er weiß auf jede Weise von seinen Gästen sich frei zu machen; gut, daß es die Menschen so genau nicht miteinander nehmen und Fürsten sich immer wechselsweise viel zu verzeihen haben, wenn sie miteinander leben wollen“, und bei einem Besuche in Braunschweig: „unser guter Herzog langweilt sich entsetzlich; der streng abgemessene Gang in allem was man hier thut, ist ihm lästig; er muß seiner lieben Tabakspfeife entsagen

und eine Fee könnte ihm keinen angenehmeren Dienst erzeigen, als wenn sie den Palast hier in eine Köhlerhütte verwandelte."

Zu den Gewohnheiten, denen er ohne Rücksicht auf andere nachhing, so daß sie diesen nicht selten als Unarten erschienen, gehörten starkes Tabacksrauchen und eine große Vorliebe für Pferde und Hunde. Einen Hund brachte er ungescheut oft mit in das Zimmer seiner jungen Gemahlin Louise, die darüber verdrüßlich wurde und sich dies merken ließ. „Sie haben eben immer beide Unrecht", bemerkt Goethe dazu; „er hätt' ihn draus lassen sollen und da er hinn war, hätt' sie ihn eben auch leiden können." Er trieb gern Neckereien, die bisweilen wohl auch etwas derb ausfielen. Goethe läßt sich über ihn einmal in einem Brief an die Frau von Stein so aus: „mich wundert gar nicht mehr, daß die Fürsten meist so toll und albern sind. Nicht leicht hat Einer so gute Anlagen als der Herzog; nicht leicht hat Einer so viel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden, und doch will's nicht nach Erwarten vom Flecke. So passionirt er für das Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darinnen wohl als im Unschicklichen; es ist ganz wunderbar wie verständig er sein kann und doch, wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen und wenn's Wachslichter zerknaupeln wäre." In „Wilhelm Meister", in welchem Goethe überhaupt vieles aus dem Leben in Weimar in den ersten Jahren seines

dortigen Aufenthalts, mehr oder minder verhüllt, geschildert hat, kommt folgende Stelle vor, die sicher eine Scene mit Karl August wiedergiebt: „(der Oberforstmeister) hatte bald nach Anfang des Stückes seine Pfeife angezündet und nach und nach nahmen sich mehrere diese Freiheit heraus. Auch machten die großen Hunde dieses Herrn schlimme Auftritte. Man hatte sie zwar ausgesperrt, allein sie fanden bald den Weg herein, liefen auf das Theater, rannten wider die Acteurs und gesellten sich endlich durch einen Sprung über das Orchester zu ihrem Herrn, der den ersten Platz im Parterre eingenommen hatte.“ Und ein anderesmal heißt es von dem Herzoge: „man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte und seine Freunde durch seine Waghalsigkeit nöthigte über sein Wohl und Wehe gleichgültig zu werden.“

Ueber diese Waghalsigkeit führten alle seine Freunde häufig Klage und sie stürzte ihn auch gar oft in Gefahr, zumal in Anfang sein Körper kaum zu ertragen vermochte was er ihm zumuthete. Obgleich er eben nicht selten litt, und sich von seinem Leibarzt schriftlich geben ließ wie er leben solle, achtete er doch nicht darauf und begnügte sich „gewiß zu wissen, wo er gefehlt.“ Es hing dies mit seiner Unruhe und Ungeduld zusammen, über die Goethe sehr häufig klagt: „was für eine Unruhe in den fürstlichen Gliedern ist! Sie können weder still sitzen noch andere sitzen lassen.“ — „Der

Herzog hat seine Existenz in Hetzen und Jagen; der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich; er nimmt einen willigen und leidlichen Theil daran und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein." — „Gott weiß, wenn der Herzog lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effect macht. Ich mag nicht immer der Popanz sein und die Andern fragt er weder um Rath noch spricht er mit ihnen was er thun will." — „Des Hin- und Widerfahrens, Schleppens, Reitens ist keine Rast. Wenn die Hast und Hetze vorbei ist, und wir wären um eine Provinz reicher, so wollt' ich's loben; da es aber nur auf ein Paar zerbrochene Rippen, verschlagene Pferde und einen leeren Beutel abgesehen ist, so habe ich nichts damit zu schaffen, außer daß ich von dem Aufwande nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke." — „Wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcejagden über Hecken und Gräben und durch Flüsse, bergauf, bergab, Tage lang sich abzuarbeiten und dann Nachts unter freiem Himmel, bei einem Feuer im Walde, zu campiren, das war nach seinem Sinn. Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm nichts; hätte er sich eines erringen, erjagen, erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen." — „Er pflanzt und möcht' auch, daß es schon gewachsen wäre."

Sein sehr häufiger Aufenthalt im Freien gab ihm freilich innige Liebe zur Natur: „Könnte ich doch," schrieb er von Gotha aus dem Freunde Goethe, „mit

freierer Bruſt und Herzen die liebe Sonne in den Jenaiſchen Felſen auf- und niedergehen ſehen und zwar mit Dir. Das Schloß hier iſt ſo hoch und in einer ſo unangenehmen Ebene, von ſo vielen dienſtbaren Geiſtern erfüllt, welche ihr leichtes Weſen in Sammt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz ſchwindelig und übel wird." Etwas ſpäter ſpricht er ſich gegen Knebel ſo aus: „Der erſte Abend der Freiheit (denn heute früh verließen uns die Gothaer) ließ ſich mir ſehr genießen und ich war ſo ganz in der Schöpfung und ſo weit von dem Erdentreiben. Der Menſch iſt doch nicht zu der elenden Philiſterei des Geſchäftslebens beſtimmt; es iſt Einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man die Sonne ſo untergehen, die Sterne aufgehen ſieht, es kühl werden fühlt und das alles ſo für ſich, ſo wenig der Menſchen halber .... Ich will mich baden mit dem Abendſtern .... Das Waſſer war kalt; es war als tauche man in die kühle Nacht. Als ich den erſten Schritt hineinthat, war's ſo rein, ſo nächtlich dunkel; über den Berg kam der volle rothe Mond. Es war ſo ganz ſtill und von Weitem hörte ich Wedels Waldhörner."

Daß dabei der Wunſch in ihm entſtand die Gegenſtände der Natur wiſſenſchaftlich kennen zu lernen, ſcheint ſehr einfach zu ſein, obgleich Goethe ſich darüber wundert und meint, die Organe des Herzogs wären am wenigſten vorbereitet geweſen, dieſes Wehen zu vernehmen. Er erfaßte das Studium der Natur mit Be-

geisterung und schreibt an Knebel: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt; sie fängt an leichter zu werden, so daß auch träge Menschen sich dazu einladen lassen; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht, sie muß doch endlich die armen, unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er mich immer auf dem bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt." Bekanntlich blieb er dieser Liebe zur Naturwissenschaft, besonders zur Botanik, treu bis an das Ende seines langen Lebens.

Als Freund der Natur mußte er alles hassen, was nur leerer Prunk und eitler Flitter ist und sich am wohlsten in der Einfachheit fühlen. Und so war er in Kleidung, Wohnung und Kost. Wer es erkennen will, wie wenige Bedürfnisse der junge Fürst hatte, wandere nach Weimar und lasse sich im Park das „Borkenhäuschen" zeigen, das jetzt nur zur Aufbewahrung von Gartengeräthen benutzt wird und das ein Kammerdiener in unseren Tagen verschmähen würde, wenn es auch in weniger feuchtem Schatten stände, etwa wie früher. In diesem engen Raume hat Karl August ganz allein gar

häufig im Sommer gewohnt, gegenüber dem Freunde Goethe, der an der andern Seite der Wiese sein einfaches Gartenhaus inne hatte. Ein Raum diente und genügte ihm als Wohn-, Arbeits- und Empfangszimmer, als Speisesaal und Schlafgemach. Hier arbeitete er, hierher beschied er des Morgens einen vortragenden Rath, hier schlief er und hier speiste er allein oder mit Goethe und einigen wenigen andern Freunden. Das sogenannte römische Haus, das später erbaut und von ihm im Sommer bewohnt wurde, ist zwar etwas geräumiger, aber immer noch mehr als bürgerlich einfach nach jetzigen Begriffen.

Aus dem was bisher über ihn und von ihm mitgetheilt wurde, läßt sich schon abnehmen, daß Karl August kein gewöhnlicher Fürst, kein gewöhnlicher Mensch war. Und so spricht es auch Goethe noch in seinem Alter gegen Eckermann aus: „er war ein geborner großer Mensch — eine dämonische Natur. Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter. Das Dämonische zeigte sich in Napoleon, Friedrich dem Großen, Peter dem Großen; bei Karl August war es in dem Maße vorhanden, daß Niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles was ich auf seinen Rath unternahm, glückte mir, so daß ich in Fällen, wo mein Verstand nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu thun sei, wo er es denn instinctmäßig aussprach, und

ich immer eines guten Erfolges gewiß sein konnte.“ Gleichsam zur Erläuterung unserer obigen Schilderung setzt er aber hinzu: „wenn der dämonische Geist ihn verließ und nur das Menschliche zurückblieb, wußte er mit sich nichts anzufangen und war übel daran.“ — „Er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte bessere in sich selber.“ Auch äußerte er sich einmal gegen Knebel, als er Akten über Vorschläge zur Besserung des Gymnasiums in Weimar gelesen hatte: „Du hast keinen Begriff, wie jeder Nutzen zu stiften gedenkt. Von allen menschlichen Begriffen der allermenschlichste, die Erziehung des Menschen, in Aktenstücken vorgetragen zu sehen, ist unglaublich. Wenn Einer keinen Begriff von einer menschlichen Behandlung hätte, so müßte er ihn von dem Gegentheil bekommen, wenn er diese Akten liest. Den armen Heinze (den Director) haben sie erbärmlich geschunden, weil er nicht fleißig genug in die Kirche ging und sogar zu verschiedenen Malen Schüler ohne Mäntel (die sie beständig tragen sollen) sich in derselben hatten betreten lassen.“

Er hatte aber nicht bloß einen scharfen Blick und rasches Auffassungsvermögen, sondern auch die Fähigkeit das Eigenthümliche von Dingen und Personen charakteristisch darzustellen. Als Beispiele mögen folgende Schilderungen dastehen: „Der Fürst von Dessau ist mir eine neue Bergart, ich bemerke Vermischungen in

ihm, die ich mir nie träumen ließ, und eine Reichhaltigkeit, wie ich sie nie mit solchen Versetzungen vermuthete. Ich halte für ein gutes Mittel, über die menschliche Natur Licht zu bekommen, wenn man sich nie zuläßt, ein Factum zu überhüpfen, weil es uns inconsequent vorkommt; geht man jedem scharf nach, so findet man solche seltsame Verbindungen und Zusammenhänge, daß man, hat man sich an allgemeine Begriffe gewöhnt, durch die Widersprüche zum Narren werden möchte. Sachen und Säfte, welche man sonst für lautere Gifte gehalten hätte, findet man bei manchen Menschen so nothwendig vermischt, daß nicht nur uns diese Mischung wohl thut, sondern daß man wirklich Lücken in einer solchen Zusammensetzung finden würde, wäre sie auf einem oder dem andern Flecke nach unserm angenommenen Begriffe besser. Man findet Farben, welche uns einzeln häßlich scheinen, in so sonderbaren Vermischungen die herrlichsten Tinten hervorbringen." . . . .

„Ich lernte in Leipzig den alten Forster kennen. Mir fiel das decidirt Unternehmende in seiner Natur auf. Er redet sehr viel und sehr gern und wahrscheinlich überstolpert er sich manch schönes Mal. Ich habe zwei seiner Oelgemälde gesehen; wenn, wie er sagt, wahr ist, daß er nie zeichnen und malen gelernt, so bezeichnen die ebenfalls seinen Charakter. Sie sind grausam dreist und voll Charakter der Thiere, die sie vorstellen. Mir ist er eine fremde Erscheinung auf einer sächsischen

Messe, denn die freie lautere Urdeutschheit sticht gewaltig gegen die stille Geschmeidigkeit der Hochdeutschen ab." . . . .

„Der Herzog von Würtemberg (der Stifter der Karlsschule) war gestern hier. Sie wissen, daß er alle Universitäten bereist und daß er wohl leiden mag, wenn sich alle Facultäten vor ihm hören lassen, resp. vor ihm sich prostituiren; auch läßt er's nicht ermangeln, ihnen umgekehrt ein ähnliches Spectacul zu machen. Ein alter Husarengeneral mit einem großen Schnauzbart, der ihn begleitet, ein dickköpfiger, runder Schwabe, hat den Auftrag, die Collegien zu schreiben; mit Seufzern und Flüchen unterzieht er sich diesem Geschäft."

Er war ein geborner Regent: „er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen;" er wollte ernstlich das Beste seines Landes, auch hatte er schon in der Zeit, die uns hier allein beschäftigt, stets die Augen und die Ohren offen, um auf alles Gute und Nützliche zu achten, das er bei sich einführen könnte. Er zog Mennoniten in das Eisenach'sche, damit sie den Bauern Muster besserer Bewirthschaftung würden; er wünschte Juden, die aus Minorca und Gibraltar ausgewandert, an sich zu ziehen, damit sie in seinem Lande Fabriken anlegten; er stellte den tüchtigen Bäty als Landcommissär an, schickte junge Leute auf Reisen ꝛc. „Wenn etwas mißlang, so war weiter nicht davon die Rede und er ging wieder auf etwas Neues los." Freilich fuhr er

wohl auch durch sein persönliches Eingreifen störend in die Verwaltung, und setzte eigenwillig als Selbstherrscher Manches durch, was besser unterblieben wäre, wie er indeß auch manches Gute, allen Einreden und dem Schlendrian zum Trotz, mit unerschütterlicher Festigkeit ausführte. Was er zum Besten des Landes that, that er allerdings, das läßt sich nicht leugnen, weil er es für seine Pflicht und sein Amt ansah, so zu handeln, und trotzdem daß er die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, nichts weniger als hochhielt. Hatte er ja doch gar häufig schon in der Jugend Gelegenheit ihre Verächtlichkeit, ihre Trägheit und ihren Eigennutz kennen zu lernen. „Unter Tausenden und aber Tausenden ist kaum Einer oder Zwei," schreibt er an Knebel, „die irgend etwas Mehreres begehren oder von ihrer Natur weiter getrieben werden, als sich um den Wendepfahl der Erhaltung und Fortpflanzung zu drehen; ihr Treiben, ihr Lernen, ihr Vergnügen, ihre Mühe zeigt selten weiter als auf diesen Punkt." Auch mußte er es sich des Ungeschicks und der Böswilligkeit der Menschen wegen redlich sauer werden lassen, denn Goethe sagt von ihm in jener Zeit: „Der gute Landesvater ist zu bedauern. Was da auszustehen ist, spricht keine Zunge aus. Herrschaft wird Niemand angeboren und der sie ererbt, muß sie so bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er sie haben will. Es versteht dies kein Mensch, der seinen Wirkungskreis aus sich geschaffen und getrieben hat." An Denjenigen aber, die er hatte

achten gelernt, hing er mit warmer, ausdauernder Freundschaft, ihnen gegenüber ließ er den Fürsten ganz und gar fallen, um Mensch mit Menschen zu sein; er nannte Einige sogar Du, wie Goethe, Knebel, Wedel ꝛc., und ließ sich Du von ihnen nennen. An Goethe namentlich fesselte ihn im Anfange eine wahrhaft schwärmerische Jugendliebe, die sich später zu inniger Freundschaft, zu wahrer Dankbarkeit und zur höchsten Achtung vor dem gewaltigen Geiste des Freundes abklärte, so daß er bei dessen fünfzigjährigem Jubiläum gewiß mit voller Ueberzeugung aussprach: „er halte es für eine der höchsten Zierden seiner Regierung, ihn für immer gewonnen zu haben.“ Noch im Jahre 1789 führte er Goethes Bild als Siegel und zwar während er in Halberstadt bei seinem preußischen Cuirassierregiment war. „Wer dieses Petschaft,“ schreibt er einmal, „mit demjenigen Respect braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken.“

Ein glänzender Beweis nicht blos von seiner Freundschaft, sondern von seinem ächt fürstlichen Herzen überhaupt, wie von seinen Lebensansichten, ist ein Brief, den er in seinem 24. Jahre an Knebel schrieb*), als dieser mißmuthig in auswärtige Dienste treten wollte, weil er in Weimar kein eigentliches Amt bekleidete und also da unnütz zu sein glaubte. Der Brief ist für den

*) Siehe dessen litterarischen Nachlaß I.

jungen Fürſten ſo charakteriſtiſch, daß wir ihn ganz glauben mittheilen zu müſſen.

„Iſt's möglich, daß eine Seele, wie Du biſt, mein lieber Knebel, der ſo wohl und ſo ſcharf die einzelnen guten und lieben verſteckten Eigenſchaften, die in Andern eingewickelt liegen, herausklauben, an's Licht bringen und ſich daran erfreuen kann, ſo dunkel über ſich ſelbſt, über das, was er hat, beſitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schickſal kann doch einen Menſchen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor ſich her blendet, daß er nicht den Zweck ſieht, wohin er gerabewegs treibt, da doch ihn Andere gerabehin gehen ſehen, und er nur immer wähnt, er liefe zwecklos. Er ſieht von der Seite die Anderen nach ihrem Ziele kommen und möchte endlich mit Dem und Jenem laufen, glaubend, wählte er ſelbſt das Ziel, es wäre leichter und gewiſſer zu erlangen. Warum das Schickſal ſo ſchändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben.

„Nicht allein mit dieſem Elende zufrieden, wirft es uns oft in ein anderes; es läßt uns nämlich glauben, wenn wir auf gebahntem Wege gehen, daß es rühmlich und beſſer wäre, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und armen Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an die Kniee, und trügen Laſten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht ſind. Durch dieſes glauben wir dann unſere Exiſtenz zu erfüllen und unſern Freunden die Annehmlichkeit zu vermehren, ja

wohl gar ihnen nützlich zu werden, wenn wir zu ihnen in den Schlamm ſpringen, ſtatt uns ſelbſt wohl zu erhalten, um jenen durch fröhlichen Zuruf zu gutem Muth oder Reichung der Hand, vom feſten Boden her, fortzuhelfen.

„Keiner mag denn ſeine Natur richtig erkennen; der Eine, zu fröhlichem Zurufen beſtimmt, will in den Schlamm, und das Laſtthier will auf den feſten Weg, um ſich zu ſonnen. Erſterer, indem er tragen will, wozu ſeine Schultern nicht gewöhnt ſind, ſtatt ſich ſeiner eigenthümlichen Vortheile zu bedienen, bleibt ſtecken und verſinkt unnütz und leidend, während das letztere, den Platz des erſtern erhaltend, aus lauter Wohlſein und Nichtsthun verfault. Sind denn die, die ſich Deiner Freundſchaft, Deines Umgangs freuen, ſo ſklaviſch, ſo ſinnlicher Bedürfniſſe voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmiſten und Actenverſchmieren ihnen nützen kannſt? Iſt denn das Receptaculum ihrer Seelen ſo gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findeſt, wo Du irgend etwas von dem, was dir Dein Schönes, Gutes und Großes, die innere Exiſtenz verbeſſernd und veredelnd geſammelt hat, ausſchütten kannſt? Sind wir denn ſo hungrig, daß Du für unſer Brot, ſo furchtſam und unſtät, daß Du für unſere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden als der des Tiſches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du, von dem Schmutz und dem Geſtank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle

Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen, uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind?

„Sind wir blos zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäterin nicht beinahe eben so sehr sein Dasein schuldig als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Saamen zu bekommen und auszulesen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? Bist Du nun so im Bösen, so über Dich selbst erblindet, daß Du Dir einbilden könntest, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir thun, wärest Du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Ge-

ſchäft aufgeben, alle eingewachſenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Exiſtenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menſchen, die Dich nichts mehr angehen oder mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß haſt, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böſe kennen lernen, ſehen, wie die Abſcheulichkeiten ſo überall zu Hauſe, das Gute überall ſo befleckt iſt? — Und warum? — um etwa einigen Canzelliſtenſeelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr haſt als ſie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibſt? Und wohin willſt Du dich flüchten? Nimmſt Du nicht überall Deine paar Semmlein mit, die Du mehr und leichter haſt als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren, und Dich darum beneiden werden? Wirſt Du deren Neid beſſer aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd biſt, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier ſein möchteſt? Siehſt Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrſt, erſetze? Iſt dieſes Erreichbare ſo gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Exiſtenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeſchlagen zu werden und ſo herum zu irren? Willſt Du alſo das Beſtändige für das Unbeſtändige hingeben? Giebt es eine Natur, die gut und fühlbar iſt, die dieſes ertrüge? Muß ſie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde gehen? Dieſes nur fern befürchten zu müſſen, iſt's dann nicht weiſer, aus-

zuhalten, als auf's Ungewiſſe, das ſich nicht einmal in die Ferne hin überſehen läßt, zu wagen? Wem biſt Du mehr Nutzbarkeit ſchuldig als denen, die Dich lieben, und wem nützeſt Du dann weniger, wenn Du Alles zerreißeſt, was Dich mit ihnen bindet, aufhörſt zu thun und ſei es, was es wolle, was Du für ſie thateſt und Dich ihnen fremd und abgebunden machſt? Achteſt Du Dich denn ſo gering, oder hältſt Dich ſo für allein, daß Du glaubſt, höchſtens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande löſeſt, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit ſeinen Wurzeln verwachſen? Und wie hängt ſo ein zweckloſes Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zuſammen? Laß uns alſo die Sache nicht ſo feierlich nehmen und das Uebel nicht für ſo unheilbar halten. Iſt's Deiner Natur gut ſich zu verändern, ſo reiſe! Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen geſtellt biſt, ſo bindet Dich Glücklicher, keine Stunde; gehe alſo Deiner Phantaſie, dem geiſtigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechſel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, ſättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleich wie Ulyſſes dem Schweinhirten beim Feuer, hinter einer Schüſſel des beſten Schweinefleiſches oder eines ſchön in Eſſig gebeizten kalten Auerhahnes, Deine Abenteuer und Begebenheiten.

„Warum sich immer ersäufen wollen, wenn es mit einem schönen Bade gethan ist?

C. A., H. z. S."

Aus dem Umgange schon, den sich Carl August gewählt, ergiebt sich, daß er für Vieles, ja für Alles Sinn und für Alles Interesse hatte. „Er saß," erzählt Goethe, „ganze Abende bei mir (in der Jugend) in tiefem Gespräche über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein und es war nicht selten, daß wir neben einander auf seinem oder auf meinem Sopha einschliefen. An Allem, was ich trieb, nahm er den innigsten Antheil." Allerdings; selbst Goethes Liebhabereien eignete er sich an und wetteiferte dann in denselben mit ihm, wie in dem Studium der Mineralogie, der Osteologie, in dem Sammeln von Kupferstichen u. s. w. An den poetischen Schöpfungen seines Freundes, von denen er immer mit zuerst Kenntniß erhielt, hatte er jeder Zeit große Freude und sprach gegen Andere von den „herrlichen Sachen," die darin wären. Er liebte die Musik und spielte selbst das Cello. Er trat auch mehrmals selbst mit auf dem Theater in Ettersburg u. s. w. auf und machte gelegentlich auch Verse, da alle Welt um ihn her dichtete. Ein Scherzgedicht von ihm ist in den Briefen Goethe's an die Stein erhalten. Stein hatte Ochsen gekauft und schickte sie auf sein Gut Kochberg, wo sich seine Frau eben aufhielt. Carl August und Goethe waren bei der Absendung zugegen und da

Goethe an die Freundin dem Treiber ein Briefchen mitgab, so schrieb Carl August nachstehende Verse, die nebst dem Goethe'schen Briefe dem größten der Ochsen an die Hörner gebunden wurden:

Den Ochsen band einst Hannibal
Auf ihre Hörner Bränder,
Und jagte so der Römer Schaar
Aus ihre eignen Länder.

Dies edle, breitgehörnte Paar
Muß es jetzt anders treiben,
Denn es verließ der Brüder Schaar
Und muß in Kochberg bleiben,

Doch ohne Bränder auf dem Kopf,
Nein, nur mit süßen Zetteln
Verneigen sie den dicken Schopf,
Um deine Gunst zu betteln.

So betteln wir auch fromm und zahm
Gleich andern wilden Thieren,
Du wolleſt unsere Verse lahm
Mit Nachsicht gnädigst schmieren.

Kaltennordheim, den 18. Sptbr. 1780.

Daß er „Wein und Weiber" liebte, versteht sich bei seiner Leidenschaftlichkeit und seinem warmen Blute von selbst; auch läßt sich nicht läugnen, daß er im Genusse, namentlich in der ersten Jugend, nicht immer gerade mäßig war. Hier sei nur noch einer Aehnlichkeit zwischen ihm und seinem poetischen Freunde Erwähnung gethan. Wie nämlich Goethe in der Frau von Stein eine liebende und geliebte Freundin hatte,

die einen so wohlthätigen Einfluß auf ihn übte, daß er sie mit Recht seinen Schutzengel nannte, so hatte Carl August in der Gräfin Werthern von Neunheiligen (S. weiter unten) eine Frau gefunden, die in ähnlicher Weise auf ihn einwirkte. Leider finden sich über dieses Verhältniß nur wenige Andeutungen vor, aus denen zunächst hervorgeht, daß dasselbe sich erst gebildet hat, als die tollste Zeit bei dem jungen Fürsten schon vorüber war, nämlich etwa um das Jahr 1779. Zwei Stellen aus Briefen von ihm deuten darauf hin. Einmal schreibt er: „ich bin acht Tage in Neunheiligen bei den Grafen Werthers gewesen", und das zweitemal: „auf Ostern, denke ich, gehe ich wieder fort, besuche die Gräfin, die doch die beste aller Gräfinnen ist." Etwas deutlicher spricht einigemal Goethe gegen Frau von Stein davon, z. B.: „der Herzog ist vergnügt, doch macht ihn die Liebe nicht glücklich; sein armer Schatz ist gar zu übel daran: an den leidigsten Narren geschmiedet, krank und für das Leben verloren." — „Sie liebt den Herzog schöner als er sie." — „Sie ist dem Herzog sehr nützlich und würde es noch mehr sein, wenn die Knoten in dem Strange seines Wesens eine ruhige und gleiche Abwickelung des Fadens nicht so sehr hinderten."

Eine treffliche Schilderung von dem Herzoge hat Goethe selbst 1783 in dem Gedicht „Ilmenau" entworfen, das in Erinnerung an die wilden Jagden entstand. Man hatte am Fuße eines Felsens Hütten gebaut und

mit Tannenreißern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten Feuer; sie kochten und brieten was die Jagd gegeben hatte und die Weinflasche ging von Hand zu Hand. Etwas abseits in einer solchen Hütte lag der Herzog bereits im Schlaf; Goethe saß davor bei glimmenden Kohlen, und ließ sein Leben in Weimar an seinen Gedanken vorüberziehen. Da spricht er in dem Gedicht:

„Doch rede sacht, denn unter diesem Dach
Ruht all' mein Wohl und all' mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur,
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.
Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künftigen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schoos.
Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite;
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Weg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung

Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein."

Goethe mag wohl Recht haben, wenn er sagt: „er hat mir anfänglich manche Noth und Sorge gemacht; doch," setzt er auch hinzu, „seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich zum Besten, so daß es eine Freude wurde mit ihm zu leben und zu wirken." Und allbekannt sind seine schönen Worte:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal nur sein Land, mäßig nur was er vermag;
Aber so wende nach Außen, so wende nach innen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein u. s. w.

Die Herzogin Louise.

Louise hatte vor ihrer Verheirathung lange an dem stolzen russischen Hofe gelebt, wo ihre Schwester, die indeß 1776 im Kindbett starb, mit dem Großfürsten Paul vermählt war. Hier hatte sie sich an strenge Etikettesormen und an die Ansicht gewöhnt, daß die Fürsten auch äußerlich, durch Glanz und Würde, durch Fernhalten niedriger stehender Personen sich auszeichnen müßten. Eine Verletzung hergebrachter Formen und eine Ablegung der fürstlichen würdevollen Haltung war ihr ein Gräuel. Aus der Schilderung Carl August's

wissen wir aber, daß gerade dieses Steife, Regelmäßige, Gemessene, Ruhige, Kalte und Förmliche seiner Natur widersprach und so muß man gestehen, daß Beide schon hiernach nicht zusammenpaßten. Carl August war überdies warmblütig und leidenschaftlich, Louise dagegen eine durchaus kalte Natur, so viel treffliche Eigenschaften des Herzens und des Geistes sie auch besaß. Wenige Monate nach ihrer Vermählung, also in einer Zeit da sie noch sehr jung war, sagt Goethe von ihr: „ich sah in ihre Seele und doch, wenn ich nicht so warm für sie wäre, sie hätte mich erkältet."

Das Leben an dem Weimarischen Hofe, wie der Charakter ihres Gemahls und ihrer Schwiegermutter, stimmten nicht nur durchaus nicht mit ihren Neigungen überein, sie fühlte sich durch dieselben geradezu verletzt. Anfangs machte sie ihrem Gemahl häufig Vorstellungen, bisweilen in bitterer und heftiger Weise. Als dies nichts half, zog sie sich mehr und mehr in sich zurück und wurde noch verschlossener als sie gewöhnlich war. Sie weigerte sich mit aller Bestimmtheit an den lustigen Festen Theil zu nehmen, die fort und fort auf einander folgten und bei denen alle Etikette verbannt war. Das verdroß wiederum den Herzog, der dann meist auf mehrere Tage fortritt, während Louise zu Hause sich grämte. Kein Wunder, daß sie sich für sehr unglücklich hielt und dies in Briefen an Verwandte mit mißbilligenden Aeußerungen über das Leben am Hofe aussprach. Diese ihre Aeußerungen wurden von ihren

Freunden weiter erzählt, wohl auch übertrieben, und so kamen die ersten Gerüchte von dem angeblich tollen Treiben in Weimar in Umlauf. Die verwittwete Herzogin, die mit Bedauern die Disharmonie zwischen dem jungen Paare sah, welche ihr schon um des willen unangenehm war, weil sie sich störend in das Leben am Hofe überhaupt übertrug, machte der Schwiegertochter endlich Vorstellungen, setzte ihr auseinander, daß sie das Herz des jungen lebensfrohen Fürsten sich entfremden würde, daß sie sich in den Charakter und die Neigungen des Gemahls zu fügen suchen müsse und rieth ihr, die Feste wenigstens nicht zu stören und sich von denselben nicht immer auszuschließen.

Auch dies eheliche Verhältniß und die Stellung der verwittweten und der regierenden Herzogin zu einander machten Goethe, der sich bemühete, vermittelnd und versöhnend zu wirken, lange große Noth. Er versuchte dies in verschiedener Weise, bald heiter, wie seine Worte an die Stein verrathen: „Die Herzogin Louise ist ein Engel; ich hätte mich ihr etliche Mal zu Füßen werfen müssen, aber ich blieb in Fassung und kramte läppisches Zeug aus. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzoge heftig, doch machte ich sie nachher lachen;“ bald durch Vorstellungen, die er an den Herzog richtete, bald sogar, wie wir später finden werden, von der Bühne herab z. B. durch „Lila“. Einen Blick in das Verhältniß Louisens zu ihrer Schwiegermutter läßt ein leicht

hingeworfenes Wort Goethe's zu: „Die Herzoginnen sind leidlich mit sich und mit einander."

Zwei merkwürdige Aeußerungen in erhaltenen Briefen charakterisiren die fürstliche Frau. Die eine findet sich in einem Brief Karl Augusts an Knebel (22. Jan. 1788), dem er die Ankunft der englischen Familie Gore in Weimar meldet. „Noch nie," schreibt er, „habe ich meine Frau Jemanden so loben hören und Wenige haben die Verdienste meiner Frau so erkannt als Emilie Gore. Diese kann in ihren und meiner Frau alten Tagen vielleicht ein Bündniß mit uns knüpfen, das beiden nöthig ist, indem meine Frau ganz einsam lebt, ohne irgend ein weibliches Wesen zu haben, die ihrem Bedürfniß nach Freundschaft Genüge thäte. Die Stein und die Herder, mit vielen Verdiensten, aber zu häuslich, sind ihr zu leicht (?). Meine Frau, die selbst kein Talent übt, welches ihr Wesen geschmeidig erhielte, läuft Gefahr, zu abgeschlossen zu werden und gänzlich das Bewußtsein einer gewissen Lieblichkeit zu verlieren, die so nöthig zur Existenz ist. Gore's dagegen sind sehr mit Künsten bereichert und haben eine Art sie mitzutheilen, die, mit solidem Antheil verknüpft, fähig ist, die starrste Seele aufzuthauen. Ich kann meiner Frau nicht immer die Gesellschaft gewähren, die sie braucht und bloßer Umgang mit Männern ist Frauen nicht zuträglich; sie verlieren das schöne Weibliche und werden im Charakter Hermaphroditen, welches ich nie liebenswürdig finden konnte."

Die zweite jener Aeußerungen ist ein Selbstbekenntniß der Fürstin, die dasselbe in einem Briefe an Knebel noch 1805 ausspricht: „Ich kenne mich ziemlich genau und habe durch diese Kenntniß die Ueberzeugung bekommen, daß meine Existenz auf keine andere wirken kann."

Als Karl August von seiner Schweizer Reise mit Goethe zurückgekommen war, meldete er: „meine Frau habe ich ziemlich wohl angetroffen, nur ist ihre ohnehin nicht leichte Natur durch den gänzlichen Mangel an Abwechselung etwas niedergeschlagen und da, wie bekannt, ein den Prinzessinnen ganz versagtes Ding das Losarbeiten ist, so ist die Ermunterung bei uns etwas Ohnmögliches."

Sehr richtig scheint die geistreiche Charlotte von Kalb die Herzogin zu beurtheilen, wenn sie von derselben sagt: „sie war stets gleichmäßigen Sinnes und jeder konnte Muth für sie gewinnen, nur nicht den Muth der Freudigkeit. Sie duldet in sich keinen Wechsel und keinen Affect und untersagt sich selbst ihrem Schmerze Worte zu geben. Sie hätte indifferent erscheinen können, aber sie hatte sich eine klare Anschauung der Zustände und Verhältnisse gebildet. Es kam in ihr die Harmonie des Ernstes und der Güte zur Erscheinung und behagliche Würde bezeichnet sie vollständig."

Aehnlich spricht auch Goethe von ihr zu Zelter: „sie ist sich immer selbst gleich und wankt und weicht

nicht von ihrer Art und Weise." Selbst in der Kleidung soll sie sich stets gleich geblieben sein und es verschmäht haben, dem Wechsel der Mode zu folgen. Das bewundertste Beispiel von ihrer unerschütterlichen Ruhe gab sie noch in ihrem Alter, denn selbst die Kanonen Napoleons, die bei Jena donnerten, brachten sie nicht aus der Fassung und mit würdevoller Ruhe trat sie dem erzürnten Sieger entgegen. Durch diese Haltung zwang sie sogar diesem Mächtigen Achtung ab und veranlaßte ihn zu einer ungewöhnlich schonenden Behandlung des Herzogthums. Die Bewohner desselben haben ihr dafür bis an ihr Ende wahrhafte Dankbarkeit und unbegrenzte Verehrung bewiesen, aber warme Liebe vermochte sie sich auch durch diese ihre große That nicht zu erwerben.

Zu den Unannehmlichkeiten ihrer Ehe in den ersten Jahren derselben trug offenbar der Umstand bei, daß es lange währte, ehe sie guter Hoffnung wurde und dann nicht einen ersehnten Erben, sondern eine Prinzessin gebar. Als sie Karl August 1782 auch einen Sohn geboren hatte, kehrte er mit großer Liebe und Zärtlichkeit ganz wieder zu ihr zurück und sie hatte sich kaum noch über vorübergehende Vernachlässigung zu beklagen. Spätere Verhältnisse in Bezug auf ihre Ehe gehören nicht in die Zeit, die hier geschildert ist.

Die verwittwete Herzogin Amalie, die Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig und der Schwester Friedrichs des Großen, lernte schon am Hofe ihres Vaters Kunst und Wissenschaft lieben, wendete aber ihre Neigung vorzugsweise der deutschen Literatur zu und hat sich ein Anrecht auf den Dank Deutschlands erworben, denn sie war es, die den ersten Anlaß dazu gab, daß Weimar der Sammelplatz der größten Geister der Nation wurde. Hätte sie nicht Wieland aus Erfurt zum Lehrer ihres ersten Sohnes, des Erbprinzen Karl August, berufen, so würde Knebel nicht nach Weimar gekommen und also auch nicht zum Erzieher des zweiten Prinzen ernannt worden sein. Waren diese beiden nicht in Weimar, so wäre Goethe nicht dahin gekommen, ohne diesen Herder nicht, ebensowenig Schiller. Jeder dieser Männer würde nun zwar auch an jedem andern Orte groß geblieben sein, aber ihr Beisammensein, das fortwährende Reiben der Geister an einander, hat doch die ganz eigenthümliche glänzende Epoche unserer Literatur geschaffen. Der gleichzeitige Aufenthalt so vieler seltener Männer in Weimar ließ eine Zeit lang sogar vergessen, daß Deutschland keinen Centralpunkt hat, denn jene kleine Stadt war, zwar keineswegs die politische, aber doch die literarische, die intellectuelle Hauptstadt Deutschlands.

Ein Reisender, der die Herzogin Amalie in Weimar vor Goethe's Ankunft daselbst sah, schildert sie mit den Worten: „sie ist klein von Statur, sieht wohl aus,

hat eine spirituelle Physiognomie, eine braunschweigische Nase, schöne Hände und Füße, einen leichten und doch majestätischen Gang, spricht sehr schön, aber geschwind und hat in ihrem ganzen Wesen viel Angenehmes und Einnehmendes. Es war Redoute auf dem Rathhause; der Hof fuhr um acht Uhr hin. Die Herzogin war prächtig, en domino und brillirte auch sonst in ihrem Schmuck von Brillanten. Sie tanzt schön, leicht und mit vielem Anstand. Die ganze Maskerade war sehr voll und animirt. Es war auch ein Pharotisch da, der geringste Point ein halber Gulden. Die Herzogin setzte immer Laubthaler und halbe Louisd'or, spielte sehr graciös und verlor einige Louisd'or. Da sie aber sehr gern tanzt, so spielte sie nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm und blieb bis früh um drei Uhr, da fast alles aus war."

So war sie zu jeder Zeit: unbekümmert um die Würde ihrer Stellung, unbekümmert um die Vorschriften der Etikette, vergnügungslustig und sinnlich überhaupt. Schiller sagt sogar 1787 in seiner schroffen Weise und ganz gegen die Wahrheit: „nichts interessirt sie als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt." Und dann erzählt er: „sie macht sich durch ein Attachement lächerlich, das sie für einen jämmerlichen Hund, einen Sänger hat, der bei Bellomo gewesen und nun in ihrem Dienste ist." Allerdings gesteht sie selbst in ihren „Gedanken", daß ihr Herz stets ihre Ruhe störe: „Ach zu warmes Blut, welches durch jede meiner Adern wühlt!

Jeder Pulsschlag ist ein Gefühl von Zärtlichkeit, von Schmerz, von Zerknirschung der Seele. Jeder Gefangene sucht sich von seiner Kette loszureißen und ich — ich soll mit Geduld, mit so sehr bestürmter Sanftmuth meine Qual tragen?"

In demselben Aufsatze („meine Gedanken"), den die Bibliothek in Weimar bewahrt, hat sie folgendes Geständniß niedergelegt:

„Meine Erziehung zielte auf nichts weniger als mich zur Regentin zu bilden; ich ward erzogen wie alle Fürstenkinder erzogen werden. Die zu meiner Erziehung bestimmt waren, hatten selbst nöthig gouvernirt zu werden. Eine Person, die sich willig ihren Leidenschaften überließ, war es, die mein junges Herz führen sollte. Sie hatte leider viele Leidenschaften, folglich auch viele Launen, die ich entgelten mußte. Nicht geliebt von meinen Aeltern, immer zurückgesetzt, nannte man mich nur den Ausschuß der Natur. Durch diese harten Unterdrückungen zog ich mich ganz in mich selbst zurück; ich wurde zurückhaltend und bekam eine gewisse Standhaftigkeit, die bis zum Starrsinn ging. In meinem sechszehnten Jahre wurde ich aus den harten Banden erlöset und man vermählte mich, wie man gewöhnlich Fürstinnen vermählt. Im siebzehnten Jahre wurde ich zum erstenmale Mutter. Es war die erste und reinste Freude, die ich in meinem Leben empfunden. Mein Herz wurde leichter, meine Ideen klarer; ich bekam mehr Zutrauen zu mir selbst. In meinem acht-

zehnten Jahre fing die große Epoche meines Lebens an: ich wurde zum zweitenmal Mutter, ich wurde Wittwe, Obervormünderin und Regentin. In den Jahren, in denen sonst alles um uns her blüht, war bei mir Nebel und Finsterniß. Nachdem der erste Sturm vorüber, war meine erste Empfindung, daß meine Eitelkeit und Eigenliebe erwachte. Regentin zu sein, in solcher Jugend schalten und walten zu dürfen, konnte wohl nichts anderes hervorbringen. Aber meine Eigenliebe wurde gedemüthigt durch das Gefühl des Unvermögens. Ich sah auf einmal das Große, das meiner wartete und fühlte dabei meine gänzliche Untüchtigkeit. Die Geschäfte, von denen ich gar nichts wußte, vertraute ich Leuten an, die durch lange Jahre und Routine Kenntniß davon hatten. In dieser Dumpfheit der Sinne verblieb ich eine Weile; auf einmal erwachten dann in mir alle Leidenschaften. Mir war wie einem Blinden, der das Gesicht erhält. Ich strebte nach Lob und Ruhm. Tag und Nacht studirte ich, mich selbst zu bilden und mich für den Geschäften tüchtig zu machen. Viele bewarben sich um meine Gunst und Freundschaft. Es vergnügte mich zu sehen, wie man nach meinem Zutrauen strebte." Dann klagt sie, daß Fürsten so selten Freundschaft finden. „Sie sind von Jugend auf mit Ungeziefer umringt. Hierdurch werden sie mißtrauisch gegen Alle oder sie werfen sich unwürdigen Menschen in die Arme."

Nach sechszehnjähriger Regentschaft, die eine sehr

rühmliche, für das Land nützliche war, übergab sie die Regierung ihrem Sohne Karl August und nun beginnt die Zeit, die uns beschäftigt. Amalie lebte, wie wir sehen werden, den Künsten, den Vergnügungen und der Freundschaft. Wenn ein Brief von Merck oder von Goethes Mutter kam, die sie auch „Mutter" nannte, sprach sie davon, als ob ihr großes Glück wiederfahren wäre. Oeser, „mein Freund Oeser", wie sie immer sagte, wohnte oft, malend und scherzend, wochenlang bei ihr in Ettersburg oder Tiefurt. Goethe war stets in dem besten Verhältniß mit ihr, denn sie verstand Scherz und Humor und nahm es nicht übel, wenn man sich in ihrer Gegenwart auch einen etwas derben Scherz erlaubte. Sie selbst nahm es mit den Worten nicht gar genau. So schrieb sie an Merck in Darmstadt, als man die erste Niederkunft der regierenden Herzogin 1778 erwartete: „Will der Himmel einen braven Jungen geben, so ist's ein Glück für's ganze Land. Danischmend (Wieland) hat schon wieder taufen lassen. Je crains, qu'à la fin il se ressente un peu von dem [illegible]igen Accouchiren seiner Frau und des Mercur. Er scheint aber an beiden vielen Spaß zu finden, also muß man ihn machen lassen." Als sie bald darauf die Geburt einer Prinzessin meldet, setzt sie hinzu: „mein Karl freut sich seiner Produkzion nicht wenig." Mit Wieland lebte sie auf dem vertrautesten Fuße und er soll sich sogar bisweilen erlaubt haben, in ihrer Gegenwart auf ihrem Sopha einzuschlafen. Er führte sie auch in die

Kenntniß der griechiſchen Sprache ein, die ſie 1782 zu erlernen begann und mit großem Eifer und Liebe betrieb. „Wie habe ich doch ſo verlaſſen ſein können und dieſe Sprache nicht eher erlernt!“ ruft ſie aus. „Mir iſt es als wär' ich in einer ganz andern Welt; meine Seele flattert ſo leicht mit dem liebenswürdigen Täubchen, welches aus Anacreons Hand ſein Brod pickt.“ Im Winter 1784 las ſie mit Wieland bereits Ariſtophanes in der Urſprache. Sie fand großes Vergnügen an deſſen beißendem Witz, ſo daß ſie ihm ſonſt „Alles verzieh, auch ſeine ſchmuzigen Sachen.“ Sie zeichnete meiſterhaft und malte in Oel. Auch verſuchte ſie ſich im Portraitiren und ſie ſoll gut getroffen haben. Die Muſik hatte ſie immer geliebt und geübt. Sie componirte ſelbſt manches, auch für die theatraliſchen Vorſtellungen in Ettersburg und Weimar. „Die Muſik“, ſagte ſie, „iſt ein Cordial für ſchweres Blut, denn es ſteht in der Bibel, daß König Saul ſeine ſchwarze Melancholie damit vertrieben habe.“ Nach alledem läßt ſich leicht begreifen, daß Wieland einſt ausrief: „ſie iſt unſer Palladium und ich begreife nicht, wie wir ohne ſie exiſtiren ſollten.“

Prinz Conſtantin,

ſieben Monate nach ſeines Vaters an der Schwindſucht erfolgtem Tode geboren, war von ſchwächlicher Konſtituzion, ſchlank und wohlgebildet, erhielt dieſelbe Erziehung wie ſein Bruder Karl Auguſt und ſodann in

Knebel einen vielseitig gebildeten und verständigen Hofmeister. Mit diesem und seinem Bruder machte er zu Ende des Jahres 1774 die Reise nach Frankfurt, Karlsruhe und Paris. Nach der Rückkehr bewohnte er mit Knebel das kleine Gut Tiefurt bei Weimar drei Jahre lang, Sommer und Winter. An den theatralischen Aufführungen nahm der Prinz auch gelegentlich Theil; er spielte z. B. zuerst den Pylades in Goethes Iphigenie. Zu Ende des Jahres 1781 unternahm er eine große Reise nach Italien, Frankreich und England, erwählte sich aber nicht Knebel zum Begleiter, der sich durch diese Zurücksetzung sehr gekränkt fühlte, sondern einen Hofrath Albrecht, den Stiefsohn des berühmten Jerusalem und sonach Stiefbruder jenes Jerusalem, dessen Geschichte Goethe zu seinem „Werther" verbraucht hatte.

Er war um vieles ruhiger und gelassener als Karl August, der ihn deshalb auch nie verstand und einmal sich äußerte: „seine Art zu genießen inspirirt mir nicht den geringsten Antheil. Die Freundschaft mit Albrecht und hauptsächlich die unendliche Ruhe, mit der er die Dinge, die andere Leute außer sich bringen, zu genießen sich rühmt, thut mir den Effect, als sagte mir Einer: gute Nacht! Wie will ich schlafen!"

Trotz dieser Ruhe machte ihm, wie seiner Mutter, das Herz viel zu schaffen und da Goethe zweimal genöthigt wurde wegen unpassender Liebesverhältnisse ihm ernst und entschieden entgegenzutreten, so war er bei dem Prinzen gar nicht beliebt. Schon 1776 verliebte

er sich heftig in ein Fräulein Caroline von Ilten, die er durchaus heirathen wollte, die seine Neigung auch erwiederte, aber in Folge dieses unglücklichen Verhältnisses, das zu lösen eine der ersten unangenehmen Aufträge für Goethe war, lang und tief litt. Später, auf seiner großen Reise, gerieth er in Paris in die Schlingen einer Kokette, Mad. Darsaincourt, die ihn ganz zu fesseln verstand. Er trennte sich ihretwegen sogar von seinem Begleiter, dem Hofrath Albrecht und entfloh mit seiner Schönen nach London. Albrecht eilte zwar dem Pärchen nach, konnte aber eine gänzliche Trennung desselben nicht bewirken. Der Prinz sandte vielmehr die Geliebte im Frühling 1783 ohne Weiteres nach Weimar, wo er mit ihr zu leben gedachte. Der ganze Hof war entrüstet, zumal als der Prinz von einer Verabschiedung der Französin unter keiner Bedingung etwas hören mochte. Karl August mußte einschreiten, um Scandal zu vermeiden und Goethe erhielt zum zweitenmale den Auftrag den Prinzen von der Geliebten zu trennen. „Es ist ein sauer Stückchen Brod", sagt er, „wenn man darauf angenommen ist die Disharmonie in Harmonie zu bringen." Die Darsaincourt wurde vorläufig nach Tanroda gebracht, damit sie dort im Hause des Oberförsters die Entscheidung ihres Schicksals und — ihre Entbindung abwarte. Da sie wußte, daß Goethe der Allesvermögende sei, schrieb sie ihm mehrmals und beschwor ihm in Namen „de tout qu'il avait de plus cher" ihr in ihrer Noth beizustehen.

Er ritt auch öfters zu ihr hinaus, um zu versuchen, was seine Vorstellungen über sie vermöchten. Sie blieb in Tanroda bis zum Herbst und kehrte dann, von Goethes Diener Philipp geleitet, in ihre Heimath zurück. Sie soll einen Sohn geboren haben, der bei einem Förster erzogen und zum Forstmanne herangebildet wurde. Karl August, dem er sehr ähnlich sah, zeichnete ihn bis zu seinem Tode durch besondere Zuneigung aus.

Ueber jenes Liebesverhältniß seines Bruders schreibt Karl August einmal an Knebel: „Die jüngste Katastrophe, die Constantin betraf, hat ihm, wenigstens im Aeußerlichen, Nutzen geschaffen. Die hiesige Gesellschaft suchte mir ihre Treue zu beweisen, da sie öffentlich seine Aufführung tadelte, ihn vermied und der genauesten Einsamkeit überließ. Dieser bestimmte Tadel der Zuschauer fiel ihm sehr auf die Nerven und ließ ihn fühlen, wie sehr er eines äußerlich guten Anstrichs bedürfe, um in Gesellschaft gut gelitten zu werden und wie wenig sein Stand ihn vor Mißachtung schütze. Dieses bewirkte, daß er anfangs zwar lächerliche Mittel gebrauchte (denn er machte zahllose Visiten ohne Auswahl), doch aber sich eine äußerlich anständige Form gab, wacker in der Beobachtung der gemeinen gesellschaftlichen Pflichten wurde und nun seine Rolle so spielt, daß er überall als ein wohl gezogener Mensch nicht mißfallen wird. Ich arbeite daran, ihm im sächsischen Dienste einen Platz zu verschaffen, welcher ihn be-

schäftigen wird, ihn in der ersten Zeit nicht zu frei läßt und ihm doch Aussichten zu einer ziemlich brillanten Carriere gewährt, wenn er sie gehen lernt."

Im Anfange des Jahres 1784 ging der Prinz in der That nach Dresden, von wo er im März als churſächsischer Oberstlieutenant zurückkam. Als solcher begab er sich sofort zu seinem Regiment nach Naumburg. Im Jahr 1793 starb er.

Wieland, der gutmüthige, kinderreiche, jedem Eindrucke sich hingebende, unbeständige, schwatzhafte, ängstlich um seine Gesundheit besorgte, sowie

Herder, der grillenhafte, hochfahrende, neidische, sonst aber treffliche und verdienstvolle Mann, brauchen hier nicht näher geschildert zu werden, da beide bekannt genug sind. Die Frau Wielands war häßlich, nicht sehr gebildet, aber eine vortreffliche Hausfrau und Mutter und ließ sich selten sehen. Die Frau Herders dagegen konnte man fast für gelehrt halten.

Karl Ludwig von Knebel, auf dem Schlosse Wallerstein im Oettingenschen geboren, wollte Theologie studiren, mußte sich gegen seinen Willen dem Rechtsstudium in Halle zuwenden, fand aber weder in diesem, noch an dem Studentenleben überhaupt Gefallen und trat bald in das Heer Friedrichs des Großen, in Potsdam, ein. Aber auch der gleichförmige Militairdienst sagte ihm nicht zu und nach zehn Jahren nahm er seinen Abschied als Lieutenant. Er hatte stets große Liebe für Poesie gehabt, auch selbst sich in Mancherlei ver-

ſucht und ging nach Weimar (1773), um Wieland da zu ſehen. Er gefiel am Hofe Amaliens ſo gut, daß man ihn, mit dem Range eines Hauptmanns, als Hofmeiſter des Prinzen Conſtantin gewann. Im Jahre 1774 begleitete er beide Prinzen auf der Reiſe nach Süddeutſchland und Paris, ſuchte in Frankfurt den Dichter des Götz und Werther auf und vermittelte die Bekanntſchaft deſſelben mit den beiden Prinzen. Er war damals ein wohlgebildeter, ſchlanker Mann, mit nicht zu verkennender militairiſcher Haltung. Mit dem Prinzen bewohnte er Tiefurt, wo er den Pachter vertrieb, die Bauergehege wegriß und das Gütchen allmälig zu einem angenehmen Aufenthalt einrichtete. Der Garten ſtand Jedermann offen. Kamen ungebetene Gäſte, ſo mußten ſie bis 1 Uhr verziehen, bis zu welcher Zeit der Unterricht des Prinzen währte. Unterdeſſen wurden ihnen Erfriſchungen angeboten. Nachmittags und Abends kam gewöhnlich Beſuch aus Weimar. Die Herzogin Amalie, die ſich damals im Sommer in Ettersburg oder Belvedere aufhielt, brachte gewöhnlich einen Tag in der Woche mit ihrer Suite in Tiefurt zu, ſowie auch die regierende Herzogin. Goethe, auch Karl Auguſt, waren Tage, ja Wochen dort. Zuweilen wurden Feſte, Illuminationen u. ſ. w. gegeben. Auf einer Brücke über die Ilm war ein Tanzſaal eingerichtet. Alles war ſehr einfach, aber anſtändig. Knebel galt überhaupt für einen vortrefflichen Geſellſchafter, nur klagte man bisweilen über ſein zu vieles und zu ſüßes

Reden. Lotte von Lengefeld schrieb noch 1788: „ich habe manchen Schwall von Worten verhört, die Knebel strömen ließ. Er hat mir wie gewöhnlich viel erzählt.“ Nachdem er mit Majorsrang pensionirt war, machte er eine Reise nach der Schweiz, dann zog er sich nach Jena zurück und gedachte in preußische oder baireuthische Dienste zu treten. Bei dieser Gelegenheit schrieb ihm Karl August den mitgetheilten Brief. Später hielt er sich mehrere Jahre in Ilmenau, dann wiedernm bis an sein Ende in Jena auf, beschäftigt namentlich mit der Uebersetzung des Lucrez und ähnlichen Arbeiten. An Goethe hing er mit unerschütterlicher, liebender Treue, wie er überhaupt etwas Anschmiegendes, Weibliches, Weiches besaß, was vielleicht auch die Ursache davon war, daß er nie recht zufrieden wurde und meist das Gegentheil von dem wünschte, was er besaß. Der nekkische Einsiedel schildert ihn so in einem Briefe an ihn:

Du, dem zu jeder Zeit und Stund'
An Leib und Seel' ist weh und wund,
Wohnest in Palästen prächtig und hoch
Und neidest drum doch die Maus im Loch;
Sitzest am Wasserfalle klar und rein
Und sehnst Dich zu des Pachters Schwein —
Weißt eben nicht was dir frommen mag,
Und Wünsche kaust den ganzen Tag,
So daß von deiner Fingerspitz
Nicht mehr zu sehen der Nägel Sitz.

Corona Elisabeth Wilhelmine Schröter war 1750 geboren zu Guben in der Niederlausitz und kam im dritten Jahre nach Warschau, später nach Leip-

zig zu Hiller, dessen Frau Pathenstelle bei ihr vertreten hatte und der sie zur Sängerin ausbildete. Sie ließ sich in den Leipziger Concerten neben der berühmten Mara hören und Goethe lernte sie schon als Student kennen, wie er sie auch besang. Sie hat viel geliebt oder ist doch viel geliebt worden. Der um Leipzig so hoch verdiente Bürgermeister Müller bot ihr seine Hand an, die sie indeß standhaft ausschlug. In derselben Zeit lockte sie ein Graf durch Heirathsversprechungen nach Dresden, doch entdeckte sie noch rechtzeitig die unredlichen Absichten des Verführers und entzog sich glücklich der ihr gelegten Schlinge. Körner, Schillers Freund, gehörte auch unter diejenigen, welche sich in die schöne Sängerin verliebt hatten. Schiller, der sie 1787 in Weimar kennen lernte, schreibt dem Freunde: „ihre Figur und die Trümmer ihres Gesichts rechtfertigen Deine Verplemperung. Sie muß in der That schön gewesen sein, die vierzig Jahre haben sie noch nicht ganz verwüsten können.“ Sie war in der That von junonischem Wuchse und zeichnete sich durch ernste Grazie aus. Als Goethe 1776 in Leipzig sie wiedersah und veranlaßte nach Weimar zu kommen, schrieb er der Frau von Stein: „die Schröter ist ein Engel. Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich Euch könnt' in Frieden lassen!“ Ein Abguß ihrer ungemein schönen Hand wird noch jetzt in seinen Sammlungen aufbewahrt. Daß er in den ersten Jahren in Weimar in einem Liebesverhältniß zu ihr gestanden, ist schwerlich

hinwegzuläugnen. Sie besuchte ihn häufig in seinem Gartenhause, wie er nicht selten zu ihr ging; er nannte sie meist nur „Krone"; selbst Riemer gibt zu, daß Goethe's Verhältniß zu Corona leidenschaftlicher gewesen als das freundschaftliche zu Frau von Stein, und er theilt eine Stelle aus des Dichters Tagebuch von 1779 mit, die auf jenes Verhältniß sich bezieht, denn sie lautet: „auch dünkt mich, sei mein Stand mit Corona fester und besser." Welch' herrlichen Kranz er ihrem Andenken in dem Gedicht auf Miedings Tod gewidmet hat, weiß die Welt. Der neueste Biograph Goethe's, der Engländer Lewes, vermuthet, sie sei später mit Einsiedel heimlich vermählt gewesen oder habe doch wenigstens in sehr vertrautem Verhältniß mit ihm gestanden. Falk, der 1807 einen Aufsatz über sie schrieb, sagt: sie habe ihr Herz aus den mannigfaltigsten und schwersten Prüfungen gerettet, aber es sei noch nicht Zeit von ihren Verhältnissen zu Männern zu sprechen. Jedenfalls besaß sie neben ihren körperlichen Reizen Alles, was einen Mann zu fesseln vermag. Sie sprach außer der Muttersprache geläufig Polnisch, Französisch, Italienisch und Englisch; sie war nicht nur eine der ersten Gesangvirtuosinnen, sie spielte auch mehrere Instrumente, fertig Clavier und Guitarre, und componirte; man kennt von ihr eine Sammlung Lieder und Goethe's „Fischerin" wurde mit der Musik von ihr aufgeführt *); sie zeichnete und malte

*) Die Composition ist neuerdings in Weimar wieder aufgefunden worden.

in Oel. Obwohl Schiller von ihr sagt: „sie scheint mir ein sehr gewöhnliches Geistesprodukt zu sein," versichern doch alle Andern, die sie kannten, daß sie einen ungemein scharfen Verstand und eine vielseitige Bildung besessen. — In Weimar war sie eigentlich als Sängerin und zwar mit 400 Thlr. Gehalt engagirt, aber sie spielte sehr bald auch auf dem fürstlichen Privattheater, namentlich war sie die erste Iphigenie (— sie soll längere Zeit in der griechischen Iphigenie-Kleidung, die ihr reizend stand, auch bei Tage über die Straße gegangen sein —), doch zeichnete sie sich auch in munteren Rollen aus, z. B. bei den Waldcomödien in Ettersburg und ihre Schülerin war Euphrosine (geb. Neumann, verheirathete Becker). Im Jahre 1781 las sie Schiller die Iphigenie vor und er schreibt an Körner: „sie liest gut, sehr gut, mit Affect und richtiger Auseinandersetzung. Als ich lesen sah und hörte, wurde die Erinnerung jener Zeit in mir lebendig, wo sie in ihrer Blüthe gestanden."

Die so viel Gefeierte starb 1802 in Ilmenau, wohin sie gegangen war, um das Bad zu brauchen und in der Gebirgsluft sich zu stärken. Briefe von ihr sollen noch irgendwo in Weimar liegen; ich habe leider nicht zu ermitteln vermocht wo. Gelegentlich wird auch ihre Gesellschafterin, Probst aus Leipzig, genannt.

Hildebrand v. Einsiedel, früher Page am Hofe, bei Goethe's Ankunft Kammerherr, dann Oberhofmeister bei der Herzogin Amalie, am 30. April 1780 geboren, ein

Mann von hoher schlanker Gestalt mit gefälligem, wenn nicht gerade schönem Aeußern, fein gebildet, mit einem Herzen voll grenzenloser Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, so daß er allgemein „der Freund" hieß. Er haßte in der Welt nichts als das — Bier und hat mehremal betheuert, er habe das Wort „Bier" nicht nur nie ausgesprochen, sondern auch nie geschrieben. Er liebte und übte die Musik, hatte eine poetische Ader, die immer reichlich strömte, und verpflanzte namentlich mehrere Opern auf die deutsche Bühne, indem er der Musik leicht singbare Worte unterzulegen verstand. Ueberall bekannt war seine seltsame Zerstreutheit. Karl August selber erzählt von ihm, er habe einst mit dem Hofmarschall von Kinkowström nach Gotha zur Redoute fahren sollen. Der Wagen stand über eine Stunde angespannt, und der Hofmarschall wartete vergeblich auf seinen Begleiter. Als man sich endlich nach dem Ausbleibenden erkundigte, erfuhr man, daß er im Reiseanzug sich hingesetzt, sein Cello vorgenommen und im Spiel ganz die Reise vergessen habe. — Er wurde später wirklicher Geheimer Rath und Vorsitzender des Oberappellationsgerichts und seine letzten Jahre waren trübe, da er durch geniale Mißachtung des Geldes, durch Leidenschaft für das Spiel u. s. w. sich in Verlegenheit und Noth brachte. Er starb am Tage der Beerdigung Karl Augusts, am 9. Juli 1827.

Sein Bruder, der Lieutenant Einsiedel, hatte ein seltsames Abenteuer mit der sogenannten „kleinen

Werther", der Frau des Freiherrn von Werther, geb. von Münchhausen, einer phantastischen Person, deren Herz stets unbefriedigt war und nach Seltsamkeiten sich sehnte. Sie verliebte sich endlich in den Herrn von Einsiedel, stellte sich krank, starb angeblich, ließ statt ihrer eine Puppe begraben und floh mit dem Geliebten nach — Tunis, wo derselbe Gold und Diamanten zu suchen gedachte. Sie fanden aber nicht nur keine Schätze, sondern mußten auch die größte Noth erleiden und kamen bald zurück. Der Mann verzieh der Frau die Genie-Reise nach Afrika und nahm sie wieder zu sich.

Der Graf und die Gräfin von Werthern auf Neunheiligen. Die Gräfin von Werthern, eine talentvolle, höchst liebenswürdige Tochter des Freiherrn von Stein zu Nassau an der Lahn, erhielt als Mädchen von dem Frankfurter Maler Kraus Unterricht im Zeichnen und als sie als Gattin des Grafen von Werthern nach Thüringen zog, nahm sie ihren Lehrer mit sich. Sie war ein sehr zierliches Wesen und hatte sich, als in Karl August eine Neigung zu ihr entstand, 1781 noch ganz gut erhalten. Sie hat zu dem Bilde der Gräfin in „Wilhelm Meister" gesessen. Sonst sagt Goethe von ihr: sie ist einfach, klug, gut, verständig, artig und sie hat mir manche neue Begriffe gegeben und die alten zusammengerückt. Wie oft habe ich das Wort „Welt", „große Welt", „Welt haben" hören müssen und habe mir nie etwas dabei denken können. Die meisten Menschen

die sich diese Eigenschaft anmaßten, verfinsterten mir den Begriff; sie schienen mir wie schlechte Musikanten, die auf ihren Fiedeln Symphonien abgeschiedener Meister kreuzigen: ich konnte eine Ahnung davon aus diesem und jenem einzelnen Liede haben, vergebens aber suchte ich mir das zu denken, was mir nicht mit vollem Orchester war producirt worden. Dieses kleine Wesen hat mich erleuchtet: diese hat Welt, oder vielmehr sie hat die Welt, sie weiß die Welt zu behandeln.

Der Graf, welchen Goethe ebenfalls als solchen in „Wilhelm Meister" geschildert hat, wurde, um ihn von andern Werther's zu unterscheiden, gewöhnlich der spanische Werther genannt, weil er eine Zeitlang sächsischer Gesandter in Madrid gewesen war, und galt für ein Original, um nicht zu sagen für etwas närrisch. Er nahm wohl junge Bauernburschen von seinem Gute, ließ ihnen das Gesicht und die Hände schwarz färben und stellte sie in seinem Schlosse als Neger auf. Er ließ ferner Buch und Rechnung über die Speisen führen, die auf seiner Tafel erschienen. Kam ein Gast, der schon ein Mal bei ihm gegessen, so ließ er in der Küchenbibliothek nachschlagen, welche Gerichte dem Gast früher vorgesetzt worden, denn er hielt es für unanständig einen Gast zweimal mit einer und derselben Speise zu beköstigen.

Eine dritte Werther war die Gräfin von Werther (geb. von Globig) auf Beichlingen.

Thusnelda von Göchhausen, Hoffräulein der Herzogin Amalie, von Wieland die Gnomide genannt, von allen andern Thusnelda, war verwachsen und der Gegenstand fortwährender Neckereien, namentlich von Seiten Karl August's. Sie ließ sich aber auch sehr gern necken, weil sie das als Zeichen von Zuneigung ansah und Gelegenheit erhielt ihrem schneidenden Witz freien Lauf zu lassen. Sie schrieb und empfing ungemein viel Briefe (die leider nach ihrem Tode sämmtlich verbrannt worden sind) und sie hätte wohl auch wohl literarisch thätig sein können; sie sagt aber einmal scherzend selbst: „Genie die Fülle, kann aber nichts machen."

Charlotte von Stein, die Gattin des Oberstallmeisters Gottlob Ernst Josias Freiherr von Stein, habe ich in einem besondern Kapitel in ihrem Verhältnisse zu Goethe zu schildern versucht.

Andere Personen, die in jener Zeit eine Rolle spielten oder sonst thätig waren, nenne ich nach dem „hochfürstlichen Hof- und Adreßkalender von 1777."

Die Collegen Goethes im geheimen Conseil waren der geheime Rath, Freiherr von Fritsch und der geheime Assistenzrath Chr. Fr. Schnauß.

Obermarschall war von Witzleben, Besitzer von Elgersburg und Hofmarschall von Schardt, dessen Frau, eine Nichte der Gräfin von Bernstorf, gewöhnlich „die kleine Schardt" genannt wird. Als Reisemarschall endlich fungirte von Klinkowström, der angenehme Manieren

hatte, galant gegen die Damen und impertinent gegen die Untergebenen war.

Unter den zehn Kammerherrn, die meist Oberforstmeister oder Stallmeister waren, erscheinen auch Siegmund Freiherr von Seckendorf (geb. 1744 zu Erlangen), der durch seine Compositionen und Bühnenstücke viel zur Erheiterung jener Kreise beitrug, Weimar aber bald verließ und als preußischer Gesandter in Anspach 1782 starb, und Otto Joachim Moritz von Wedel, der Spielgenosse, immerwährende Begleiter und treueste Freund Karl Augusts, von Goethe in dem Gedicht „Ilmenau" geschildert, stets heiterer Laune und voll drolliger Einfälle, übrigens ein stattlicher schöner Mann, von der Herzogin Amalie „der schöne Wedel" genannt. Nach dem Abguß in der Goetheschen Sammlung muß seine Hand unvergleichlich schön gewesen sein, so aristokratisch und fein, wie wenige Männerhände sein mögen.

Leibarzt war Dr. Fried. Hufeland, der Vater des berühmten Verfassers der Kunst das menschliche Leben zu verlängern, geheimer Secretär und Schatzmeister Fr. Johann Justin Bertuch, der später berühmte speculative Buchhändler, Gründer des Industrie-Comptoirs in Weimar, der Allgemeinen Literatur-Zeitung in Jena, des Bertuchschen Bilderbuchs ꝛc.

Der Hofstaat der Herzogin Louise bestand aus der Oberhofmeisterin Wilh. Elisabeth Eleonora Gräfin von Gianini und den Hofdamen Mariane Henriette von

Wöllwarth und Adelheid von Waldner. Zu ihren Kammerfrauen gehörte Mademoiselle Caroline Amalie Kotzebue.

Die Hofdamen der Herzogin Amalie waren Fräulein Johanna Luithard von Nostiz und Charlotte von Stein, später die Göchhausen; der geheime Secretair war Joh. Aug. Ludecus, ihr Bibliothekar Chr. Jos. Jagemann und eine ihrer Kammerfrauen Mademoiselle Amalie Dorothea Kotzebue.

Um auch von dem Militair zu sprechen, so war bei der Garde du Corps Rittmeister von Todtenwarth; bei dem Husaren-Corps der Rittmeister Freiherr von Lichtenberg, der wie Schiller in einem Brief an Körner erzählt, 1788 einen Husaren durch 75 Prügel mit der Klinge so zu Schanden richten ließ, daß man an seinem Leben zweifelte und die Volkswuth gegen ihn kaum zurückgehalten werden konnte; bei dem Infanterie-Corps der Obrist Johann Maximilian von Lasberg, dessen Tochter Christel von Lasberg, aus Liebesschmerz um einen ungetreuen schwedischen Lieutenant, ihren Tod in der Ilm suchte, als man sie eben zu einer Theaterprobe bei der Frau von Stein erwartete und die auf ihrem letzten Gange „Werthers Leiden" mit sich genommen hatte, als habe sie die Rechtfertigung des Selbstmordes aus Liebe in diesem Buche gesucht; bei der Artillerie endlich der Hauptmann Jean Antoine de Castrop, welcher auch den Straßenbau zu beaufsichtigen hatte.

Die Hofcapelle bestand aus dem Kapellmeister Ernst Wilh. Wolf und den Concertmeister C. Gottlieb Göpfarth

und aus der „Vocaliſten“ Mad. Car. Wolf, der Frau des Kapellmeiſters, Mad. Fried. Steinhard, der Frau des Kammermuſicus dieſes Namens, Mademoiſelle Maria Salome Philippine Neuhaus und Cor. Schröter.

Joſ. Martin Mieding, den Goethe unſterblich gemacht hat, war „Hofebeniſt und Modelltiſchler“, auch Theatermeiſter; Joh. Ehrenfr. Schumann Hofmaler; Joh. Adam Aulhorn Hoftanzmeiſter und Chr. Gottfr. Hennicke Hoffechtmeiſter.

Zuletzt darf auch nicht vergeſſen werden Philipp (Seidel), Goethes Diener von Frankfurt her, durch ihn ſpäter Rentamtmann in Weimar, der ſich ſeines Herrn Gewohnheiten im Aeußern dermaßen angeeignet hatte, daß man ihn allgemein ſcherzweiſe „Goethes vidimirte Copie“ nannte.

Viertes Kapitel.

Goethe und das Leben am Hofe.

Ich brachte reines Feuer vom Altar,
Was ich entzündet ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr;
Ich schwanke nicht indem ich mich verdamme.
Goethe (1783).

Doktor Wolfgang Goethe war als er in Weimar ankam, ein langer, schmächtiger, fast dürrer junger Mann mit hoher Stirn, langer Nase, schwellenden Lippen und leuchtenden großen schwarzen Augen, die schwermüthig-schwärmerisch schmachten, übermüthig keck und humoristisch lachen und im Zorne vernichtende Blitze schleudern konnten. Dabei besaß er eine Fülle von Körperkraft, war gewandt in allen Leibesübungen, voll kecken Uebermuths und neckischen Muthwillens, unerschöpflich an Possen und närrischen Einfällen, übersprudelnd von Geist und Witz, an ein lustiges Leben gewöhnt und sicher in dem Gefühl seines Werthes und seines jungen großen Dichterruhmes.

So erschien er, ein schöner Mann, unabhängig, anerkannt und angestaunt als seltenstes Genie, am Hofe zu Weimar, wo, wie er sich selbst ausdrückt, „eine tolle Compagnie von Volk beisammen war, wie es sich auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, nicht

wieder so findet", in einem Kreise nicht blos hochgestellter, sondern auch hochgebildeter Personen, welche Kunst- und Literatur liebten, ja, was namentlich in jener Zeit mit Auszeichnung hervorgehoben zu werden verdient, welche deutsche Kunst und deutsche Literatur liebten. Er erschien an einem, wie schon erwähnt, jugendlichen Hofe, den schon die verwittwete Herzogin Amalie der strengen Etikette entzogen hatte und man darf und wird sich nicht wundern, daß das Leben da bald ein anderes wurde als es sonst an den Höfen zu sein pflegt.

Obgleich er zunächst als Gast des regierenden Herzogs kam, machte sich doch sein überragender Geist, seine imponirende Persönlichkeit überhaupt, bald dermaßen geltend, daß er das tonangebende, Alles bestimmende Element wurde und Jahre lang blieb. Wieland hat ihn nach einem kurzen Aufenthalt (in den ersten Tagen des Jahres 1776) zu Stetten bei Erfurt, wo er alle entzückte, in einem Gedicht „an Psyche" (die Frau von Bechtoldsheim, die Besitzerin von Stetten) geschildert. Es befindet sich dieses Gedicht im Teutschen Merkur, Jan. 1776, und die betreffende Stelle lautet:

Und als wir nun so um und um
Eins in dem Andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium:
Auf einmal stand in unserer Mitte
Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
Auf einem Drache angeritten.
Ein schöner Hexenmeister es war

Mit einem ſchwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geiſterkönig, daher,
Und Niemand fragte: Wer iſt denn Der?
Wir fühlten beim erſten Blick: 's war Er!
Wir fühlten's mit allen unſern Sinnen
Durch alle unſere Adern rinnen.
So hat ſich nie in Gottes Welt
Ein Menſchenſohn uns dargeſtellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menſchheit ſo in ſich vereiniget;
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereiniget!
Der, unzerdrückt von ihrer Laſt,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Weſen ſich gräbt,
Und doch ſo innig im Ganzen lebt!

Das laß ich mir einen Zauberer ſein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden,
Die Stunden wie Augenblicks verſchwunden!
Und wieder Augenblicke ſo reich,
An innerem Werthe Tagen gleich!
Was macht' er nicht aus unſern Seelen?
Wer ſchmelzt wie er die Luſt in Schmerz?
Wer kann ſo lieblich ängſten und quälen,
In ſüßen Thränen zerſchmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innerſten Tiefen,
Mit ſolch' entzückendem Ungeſtüm,
Gefühle wecken, die ohne ihn
Uns ſelbſt verborgen im Dunkeln ſchliefen?

O welche Geſichte, welche Scenen
Hieß er vor unſern Augen entſtehen!

Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn! Wer malt wie er, so schön
Und immer ohne zu verschönen,
So wunderbarlich wahr, so neu,
Und dennoch Zug für Zug so treu!
Doch wie? Was sag' ich malen? Er schafft,
Mit wahrer, mächt'ger Schöpferkraft
Erschafft er Menschen. Sie athmen, streben;
In ihren innersten Fasern ist Leben.
Und jedes so ganz es selbst, so rein,
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer ächter Mensch der Natur,
Nie Hirngespinnst, nie Caricatur,
Nie kahles Geripp von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!

Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zauberers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er sei nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück,
Ließ neue Reize vor uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten,
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten;
Nahm unsere Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen
Und, wenn er, immer glänzend und groß,
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

In seligem Traum ach! genoß ihn kaum.
Weg war der zauberische Traum
Und ich — nun weit verschlagen,

In einem alten Rumpelwagen
Gezogen durch ungebahnten Schnee,
Vom Nebel gebeizt, vom Frost gezwickt,
Und immer weiter — dir entrückt.
Zwar saß in diesen Fährlichkeiten
Mir unsrer Zaubrer noch zu Seiten,
Doch wenig half jetzt ihm und mir
Sein Nostradamus. Er konnt', um's Leben,
Den Pferden keine Flügel geben.
Da saßen wir große Geister, wir,
In Pelze vermummt als wie Bären
Und (unsern Genienstand in Ehren!)
An Leib und Seel' sehr contract,
Und gähnten einander an im Tact,
Und stell' dir vor (dieß ist kein Scherz),
Daß ich, trotz meiner dicken Kruste
Von Frost und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — Mährchen erzählen mußte!

Die ersten Wochen trieben diesen „Zauberer" in Zerstreuung von frühem Morgen bis in die tiefe Nacht um. Es gab Jagden und Bälle, Schlittschuh- und Schlittenfahrten mit und ohne Maske. Einer seiner ersten Briefe aus Weimar meldet, daß er sich mit der Schlittenpeitsche über das Gesicht gehauen haben, und in Folge davon mit dem verletzten Auge nicht sehen könne. Sein Landsmann Kraus hatte ihm schon in Frankfurt Zeichnungen von der Wald- und Berggegend bei Bürgel und Walbeck gezeigt, wo der Förster rauh gestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer und Wege gehbar gemacht. Um die Töchter des Mannes bewarben sich Bertuch und Kraus.

Als nun Karl August in den Weihnachtsfeiertagen 1775 einen Besuch in Gotha machen mußte, benutzten diese Gelegenheit Goethe, Bertuch, Einsiedel, der Kammerjunker von Kalb u. s. w. zu einem Ausfluge nach Bürgel. Goethe aber versprach für den Herzog ein Tagebuch von dieser Winterfahrt zu halten. Ein Stück davon ist aufgefunden worden und es characterisirt das Treiben damals so treffend, daß es hier in unserer Schilderung nicht fehlen darf.

„Sontags früh eilf. Unser Bote ist noch nicht da, der Schlittschuhe mitbringt; ihm sind tausend Flüche entgegengeschickt worden. Wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit seinem Mägdlein Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke und ein offener, freundlicher über die Fichtentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb. Ich stieg mit Bertuch seitwärts einen Felsenstieg ab zu einem Brunnen und Fischkasten. Die Eiszapfung der Felsen herab! — Der Bote ist da und nun auf's Eis! Segen zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr! — Die Schrittschuhe sind vergessen. Ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault; nun laben sie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach. Muß also

ohne geschritten zu Tische. — Abends vier. Sie sind gekommen, habe gefahren und mir ist's wohl.

Den ersten Freitag früh acht. Hab' ziemlich lang geschlafen; die Sonne steht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundet. Abends sechs. So auch der ganze heutige Tag! Nach Bürgel geritten! Nach Tische rammelten sich Rugantino und Basco, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten hatten, wie's fein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären und, um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Kraus war auch gekommen und sah in Bertuchs weißem Treſſenrocke und einer alten Perücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bürschchen, und ich in Kalbs blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrottelten Kreuz- und Schnurbart wie ein Capitalspitzbube aus."

Nach diesem Stückchen wird man verstehen was Goethe mit den vielcitirten Worten meint: „wir machen des Teufel Zeug" oder „wir treiben's toll", und warum Wieland äußert: „Goethe hat in den ersten Monaten durch seine damalige Art zu sein die Meisten scandalisirt und dem Teufel Macht über sich gegeben."

Großes Aufsehen machte zunächst in der kleinen Stadt, in welcher nichts verschwiegen bleiben konnte, das freundschaftlich vertraute Verhältniß des Herzogs,

des „Landesherrn", mit dem Fremden, dem Bürgerlichen, dem Belletriſten. Aergerniß erregte ferner in manchen Kreiſen das Schlittſchuhlaufen, das Goethe ſofort einführte und das die meiſten Herren vom Hofe, ja Damen, ſelbſt die Herzogin Louiſe, erlernten. Auf der Schwanſeewieſe tummelte man ſich vielfach umher. Es wurden ſogar nächtliche Fahrten auf dem Eiſe, in Maskenanzügen, bei Muſik veranſtaltet. Die Huſaren, welche der Herzog hielt, wurden um den Eisplan her vertheilt und mußten ſtundenlang da ſtehen und Fackeln halten oder man veranſtaltete andere Illuminationen der Eisbahn. So erwähnt Bertuch in ſeinen Rechnungen eine ſolche große Illumination vom 16. Febr. 1777, welche 105 Thlr. 10 Gr. koſtete. Auch Fackeltänze führte man auf dem Eiſe auf. Es gab ferner große Schlittenfahrten, bisweilen mit fratzenhaften Masken, wie ja überhaupt in jener Zeit das Karikirte, Ungeheuerliche eine beſondere Liebhaberei von Goethe war. Daß er ſich aber mit Karl Auguſt mitten auf den Markt geſtellt und ſtundenlang mit Schlittenpeitſchen geknallt, iſt ein ſo kindiſch albernes Geſchwätz, daß es nur von Böttiger nacherzählt werden konnte. Daß übrigens Goethe der Vorliebe des Herzogs für Parforcejagden, Schweinhatzen und tolles Reiten folgte, trug viel dazu bei, Karl Auguſt noch feſter an den Freund zu binden. Beide ritten einmal mit einander binnen acht Stunden (von früh ſieben bis Nachtmittags drei Uhr) von Leipzig nach Weimar, was, namentlich

bei dem damaligen Zustande der Straßen, gewiß eine ungeheure Aufgabe war. Am nächsten Tage aber waren beide frisch und munter.

Von den Jagden, namentlich bei Ilmenau, wo

„Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,"

hat Goethe selbst ein Bild entworfen, das lebendiger und malerischer nicht darzustellen ist:

„Wo bin ich? Ist's ein Zaubermährchen-Land?
Welch' nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reiß bedeckt,
Seh' ich sie froh an's Feuer hingestreckt.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal;
Am niedern Heerde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, bald geleert,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehrt.

Sagt, wem vergleich' ich diese muntre Schaar?
Von wannen kömmt sie? Um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch alles wunderbar!
Soll ich sie grüßen? Soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.

Ist's der Aegyptier verdächt'ger Aufenthalt?
Ist es ein flücht'ger Fürst wie im Ardenner Wald?
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
Die Geister Shakspeares gar verkörpert wiederfinden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten."

Die vorstehenden zwei letzten Zeilen characterisiren das damaligen Treiben außerordentlich treffend, denn es war unbändig und „wüthig", wie Wieland es nannte, es zeigte sich in ihm unläugbar eine gewisse Rohheit, aber durch dieselbe hindurch fühlte man doch immer ein Etwas von feinen Sitten. Diese scheinbar unmögliche Verbindung gab eben das Eigenthümliche jenes sogenannten „genialischen" Lebens. Die Unbändigkeit und Rohheit traten in der ersten Zeit wohl auch bisweilen vorherrschend vor in Aeußerungen des körperlichen und geistigen Uebermuths, die oft sehr nahe an „Polissonnerien" streiften, wie der dadurch nicht selten verletzte Wieland sie nannte. Mehr und mehr aber gewannen die Elemente der edlen Sitte das Uebergewicht, bis sie endlich zur alleinigen Herrschaft gelangten.

Vieles Entschuldigende oder doch Erklärende für das was Goethe damals anstiftete, that oder duldete, findet sich übrigens schon im „Werther", in dessen erster Hälfte er sich bekanntlich über sich selbst mit der größten Offenheit ausgesprochen hat, als ahne er welche Vorwürfe ihm später gemacht werden würden. So heißt es z. B.: „ach ihr vernünftigen Leute! Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen, scheltet den Trunkenen, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei wie ein Priester und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er Euch nicht gemacht hat wie einen von diesen. Ich bin

mehr als einmal trunken gewesen und meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn und Beides reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, einem Kerl bei halbweg einer freien, edeln, unerwarteten That nachrufen zu hören: der Mensch ist trunken, ist närrisch. Schämt Euch, ihr Nüchternen!" —

„Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal die Freuden genieße, die dem Menschen noch gewährt sind, mit aller Offenheit und Treuherzigkeit sich herumzuspaßen, einen Tanz zu rechter Zeit anzuordnen und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur darf mir nicht einfallen, daß noch viele andere Kräfte in mir ruhen, die ungenutzt vermodern."

„Warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten heranbraußt und Euere staunende Seele erschüttert? Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten die künftig drohende Gefahr abzuwehren wissen."

Einige Wochen nach Goethe, als dieser schon am Hofe eingewöhnt war, erschienen die beiden Grafen Stollberg in Weimar und nun erreichten die „Tollhei-

ten" einen noch höhern Grad. Wir wissen schon aus Goethes „Wahrheit und Dichtung" wie die gräflichen Brüder in Frankfurt von „Thrannenblut" gesprochen hatten und dergleichen. In welcher Weise es nun in Weimar zuging, deuten unter andern die wenigen Zeilen an, mit denen Goethe sich bei Knebel in Tiefurt anmeldete: „wir kommen Dir morgen bei hellem Heer auf den Hals. Es werden sieben Personen sein, die wunderlichste Societät, die je an einem Tische gesessen. Mach' ja keine Umstände." Die Tradition erzählt von einem Genie-Gelage in Bertuchs Zimmer im Fürstenhause zu Ehren der beiden Grafen. Man fing, heißt es, damit an, daß man alle Trinkgefäße durch die Fenster hinauswarf und ein paar Aschenkrüge, die in einem Grabhügel gefunden worden waren, als Pokale benutzte. Dabei hielt Fritz Stollberg eine pathetische Anrede an die Krüge, welche die Asche ächter Deutscher umschlossen hätten, und brachte Thuiskons Gesundheit aus, die Einer nach dem andern aus dem Aschenkrügen trinken mußte.

Daß man viel getrunken in jener Zeit, ist wohl nicht blos Verläumdung. Goethe liebte wie Karl August Weiber und Wein. Gerüchte von den weimarischen Zechgelagen verbreiteten sich weit umher und als [redacted] der Stollbergs an den Hof zu Weimar gezogen werden sollte, wurde es Klopstock, dem Freunde der Brüder, so bedenklich, daß er sehr offen an Goethe schrieb. Der kurze charakteristische Briefwechsel mag hier folgen:

„Hier einen Beweis meiner Freundschaft, lieber

Goethe! Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß — denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich schweigen. — Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, drein reden wolle; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben als ich, streng verurtheile. Aber Grundsätze — Ihre und meine — bei Seite, was wird denn der unfehlbare Erfolg sein, wenn er so fortfährt? Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankenwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen itzund den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in dem alten Tone fortfahren, zu ihrer Rechtfertigung nicht anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen sein was ich fürchte, daß es geschehen werde? Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzt noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich; aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der etwa auch niederhalten? Louisens Gram! Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben wie ich. Ich muß noch ein Wort von meinen Stollberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge. Er soll doch

also mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein. Er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg. Was soll ich Ihnen schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich habe nichts dawider. Im Gegentheil, denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag.

den 8. März 1776. Klopstock."

Erst unter den 21. März antwortete Goethe auf den seltsamen Brief: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts antworten kann. Entweder ich muß als Schulknabe ein pater peccavi anstimmen oder sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache! Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf alle solche Briefe, auf alle solche Anmahnunge[redacted]worten sollte. Dem Herzog that es einen Augenbli[redacted]h, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stollberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser als er uns selbst gesehen hat.

Goethe."

Darauf gab Klopstock am 7. Mai folgende kurze Antwort:

„Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt als er groß war, groß besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische was Andere thun. Und da Sie gar unter „all' solche Briefe und all' solche Anmahnungen" (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. Stollberg soll nicht kommen, wenn er mich hört oder vielmehr wenn er sich selbst hört."

Diese Briefe geben einen Beleg von den übertreibenden Gerüchten und dem, was Göthe in Folge davon zu leiden hatte. Unter den Verbreitern nennt Wieland den Grafen Görz, den ehemaligen Erzieher des Herzogs, „der uns überall mit Dreckfarben malt," und dem Coadjutor Dalberg in Erfurt, obgleich derselbe mit dem Herzog und Goethe vertraut war. „Was wird von dem sonderbaren Menschen nicht alles erzählt!" berichtet Merck an den bekannten Buchhändler Nicolai. „Ein Buch [redacted]ch von all dem Bösen und Thörichten schreiben, das [redacted]eine Landsleute in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimniß anvertraut haben, das, wenn es wahr wäre, ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei erklärte, wovon aber Gott Lob! kein Jota wahr ist. Er ist voller Muthwillen, aber keiner Schlechtigkeit fähig."

Uebrigens ſcheinen alle dieſe Gerüchte mündlich durch Reiſende und ſchriftlich durch Briefe umhergetragen worden zu ſein, aber keinen Eingang in die Zeitungen gefunden zu haben. Mir wenigſtens iſt es nicht gelungen in zeitgenöſſiſchen Blättern Berichte ſolcher Art über Goethe und den weimarſchen Hof zu entdecken, obgleich ich in mehreren großen Bibliotheken alle vorhandenen Zeitungen und Journale aus den Jahren 1776 bis 1780 zu dieſem Zwecke durchſucht habe. Die Zeitungen aber waren damals ſo klatſchſüchtig, als ſie es heute ſind, und ſo darf man wohl annehmen, daß jene Gerüchte entweder über gewiſſe Bekanntenkreiſe ſich nicht hinaus verbreiteten oder daß ihre Unwahrſcheinlichkeit ſchon damals zu offen vorlag. Finden wir doch in gedruckten Briefen aus jener Zeit ſchon Beweiſe, daß ſie von verſchiedenen Perſonen verſchieden aufgenommen wurden, daß ſie alſo unmöglich auf gutem Grund ruhen konnten. So ſchreibt Claudius aus Darmſtadt an Herder: „man erzählt hier *luſtiges Zeug* von Weimar,“ während Zimmermann aus Hannover an denſelben meldet: „wir haben Herrn und Frau von Berlepſch hier. Die *Letztere* erzählt von Weimar eine Menge Dinge, bei denen ſich alle meine *Haare ſenkrecht in die Höhe gerichtet haben.*“ Von der *Wirthſchaft* in Weimar, wie er ſich ausdrückt, theilt er dann „ganz äußerſt“ zuverläſſige Nachrichten aus einem Briefe der größten Freundin mit, die Goethe in Weimar habe. Dieſe Freundin kann nur Frau von

Stein ſein, welche mit Zimmermann von Pyrmont her bekannt war und Briefe mit ihm wechſelte. Iſt der erwähnte Brief ächt, woran zu zweifeln durchaus kein Grund vorliegt, ſo läßt er allerdings einen tiefen Blick in die Verhältniſſe an dem weimarſchen Hofe thun, aber er meldet durchaus nichts Neues und beſtätiget nur, was man auch ohne ihn wußte und was auch von uns ſchon angedeutet worden iſt. In jenem Briefe heißt es nämlich: „Goethe cause ici un grand bouleversement; s'il sait y remettre ordre, tant mieux pour son génie. Il est sûr, qu'il y va de bonne intention, cependant trop de jeunesse et peu d'expérience. Mais attendons la fin. Tout notre bonheur a disparu ici; notre cour n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur mécontent de soi et de tout le monde, hazardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la sontenir; un frère encore plus fluet; une mère chagrine; une épouse mécontente; tous ensemble de bonnes gens et rien qui s'accorde dans cette malheureuse famille.“ Zimmermann meint nun, das ſei zu ſanft ausgedrückt, weil die Schreiberin Goethe liebe und von ihm wieder geliebt werde; Briefe von hohen Perſonen am Hofe, namentlich von der jungen Herzogin („die äußerſt unglücklich ſein muß“) an ihre Schweſter in Karlsruhe, drückten ſich viel ſtärker aus. Zwar giebt er zu, daß man auch wohl albern über die Sachen rede und „Goethe verfluche, wo er zu loben wäre“, indeß bemerkt er

gereizt, die Genies nach der neueſten Mode, „die immer und allenthalben und ohne Rückſicht auf Zeit, Ort und Umſtände kraftübenden Herren", verirrten ſich bisweilen in ihren Handlungen, wenn ſie auch mit königlicher Verachtung auf „die Hunde" herab ſähen, die ſo denken dürfen."

Es iſt dieſer Brief Zimmermanns von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung der ſo vielfach beurtheilten, wohl auch liederlich genannten erſten Zeit des Aufenthalts Goethes in Weimar; denn abgeſehen davon, daß er beſtätigt, Louiſe habe im Anfange Klagebriefe an die Ihrigen geſchrieben, ſpringt der Neid in die Augen, mit dem man Goethes Genie und Glück betrachtete. Neid alſo war eine der Quellen jener Gerüchte, Neid anderer Schriftſteller. Eine andere Quelle findet ſich in dem Adel und der Beamtenariſtokratie Weimars. Sie hatten den ſchönen, geiſtreichen und witzigen Gaſt ihres Herzogs bei jeder Gelegenheit gefeiert und auf das Zuvorkommendſte behandelt, weil ſie wußten, daß Karl Auguſt es gern ſah und ſo lange als er ihnen nicht in den Weg trat. Dagegen entſtand ſofort die größte Aufregung, die bis zum wüthenden Haſſe ging, als es ruchbar wurde, der Fremde, der Bürgerliche ſolle eine Anſtellung und zwar eine der höchſten und einflußreichſten erhalten. Als Gründe gegen die Anſtellung machte man geltend, daß Goethe im „Götz" den Aufruhr geprieſen, und gefeiert, im „Werther" den Selbſtmord verthei-

diget und empfohlen habe und in dem „Fauſt“, mit dem er ſich beſchäftige, gar Bündniſſen mit dem Teufel das Wort rede, kurz, daß er ein höchſt unmoraliſcher und gefährlicher Menſch ſei.

Obwohl Karl Auguſt, wie wir ſpäter beſſer zu begründen ſuchen werden, dem Dr. Goethe höchſt wahrſcheinlich ſchon in Mainz Anträge gemacht hatte und die Reiſe nach Weimar nicht blos ein Beſuch zur Unterhaltung, ſondern auch eine Muſterung des Terrains ſein ſollte, drang doch der junge Herzog bei der Anweſenheit des neuen Freundes, den er kaum von ſich ließ, mehr und mehr in denſelben, zu bleiben und ein Amt anzunehmen. Schon im Anfang des Jahres 1776 war Goethe wohl auch halb entſchloſſen dazu, denn er ſchrieb am 5 Jan. dem Freunde Merck: „wirſt hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatrum mundi etwas zu tragiren weiß.“ Karl Auguſts Geheimer Rath war er ſchon damals, „wie er dies immer geweſen, auch ehe er den Titel erhielt,“ ſagt Wieland. Und er ſelbſt meldet: „ich bin nun in alle Hof- und politiſche Händel verwickelt und werde faſt nicht wieder wegkommen. Die Herzogthümer Weimar und Eiſenach ſind immer ein Schauplatz, um zu verſuchen, wie Einem die Weltrolle zu Geſicht ſteht.“ Wieland ſprach es in jenen Tagen ſchon mit Beſtimmtheit aus: „Goethe kommt nicht wieder fort. Karl Auguſt kann nicht mehr ohne ihn ſchwimmen und waden.“

Er übereilte ſich indeß nicht, ſich zu binden, bevor er die

Pflichten, die ihm aufgelegt werden sollten, genau kennen gelernt hätte. Darum wohnte er im Februar 1776 den Sitzungen des Conseils versuchsweise bei. Auch sträubte sich der Frankfurter Patrizier, der eine Anstellung bei einem Fürsten nicht zu suchen brauchte, vorzugsweise aber der Poet, die Freiheit einem Amte aufzuopfern. „Freiheit und Gnüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein," erklärte er und in seiner derben Art setzte er hinzu, „daß er mehr als jemals am Platze sei, das durchaus Sch.. dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen." Im März endlich schrieb er an Lavater: „ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder auch mit aller Ladung mich in die Luft zu sprengen."

Die von ihm gestellten Bedingungen waren zugestanden worden, wie sich aus dem Briefe ergibt, in welchem von Kalb, derselbe, welcher ihn nach Weimar abgeholt hatte, die Aeltern Goethe's ersuchte, ihre Zustimmung zu geben, daß ihr Sohn bei dem fürstlichen Freunde bleibe: „Die wechselseitige Neigung des Herzogs zu Ihrem vortrefflichen Sohne, das unbeschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es beiden unmöglich sich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen sein, Goethe eine andere Rolle, einen andern Charakter als den von seinem Freunde anzutragen (der Herzog weiß es zu gut, daß alle andern unter seinem Werthe sind), wenn nicht die hergebrachten Formen

solches nöthig machten. Mit Beibehaltung seiner ganzen Freiheit, der Freiheit Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen wann er will, wird unser junger Fürst in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind Ihre Einwilligung dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsraths mit einem Gehalt von 1200 Thlrn. in sein Ministerium ziehen. Gern unternähme ich, Ihnen die Verhältnisse Ihres Sohnes zu bezeichnen, wenn ich mich dazu vermögend fühlte. Denken Sie sich ihn als den vertrautesten Freund unseres lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag existiren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles was wider uns war vernichtet, und Sie werden sich noch immer zu wenig denken."

Ja, Karl August hatte sich genöthigt gesehen, alles was wider Goethe war mit einer Erklärung niederzuschlagen, die er eigenhändig niederschrieb und zu den Acten gab (bei denen sie sich aber nicht mehr befindet), eine Erklärung des neunzehnjährigen Herrschers, die merkwürdig genug ist und ihn vollkommen charakterisirt:

„Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderen Orten zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens

Niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf dasselbe hofft, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilliget, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Landrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber sorge und arbeite wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Daß man lange ungewiß gewesen war, in welcher Weise man Goethe in Weimar festhalte und welches Amt man ihm gebe, geht unter andern aus einem Scherzgedicht Mercks hervor.

Eine sehr beliebte Unterhaltung am Weimarschen Hofe jener Zeit bildeten nämlich sogenannte Matinées, so viel als möglich geistreiche und moquante Knittelverse, in welchen die ganze Gesellschaft oder Einzelne daraus durch die Hechel gezogen wurden. Abschriften dieser Spottverse wurden jedem aus dem Kreise zum Morgen zugeschickt, daher der Name. Ein Stück aus einer solchen Matinée von Einsiedel ist die nachstehende Schilderung Goethe's.

Dem Ausbund Aller dort, von weiten
Möcht' ich auch ein Süppchen zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliffnenes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie von Geist und Kraft
(Wie eb'n unser Herrgott Kurzweil schafft),
Meint, er könn' uns alle übersehen,
Thäten vor ihm 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz so mit Einem spricht,
Schaut er Einem stier in's Angesicht,
Glaubt', er könn's fein riechen an
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt jetzt toll;
Schreibt ein Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vor'm Kopf;
Meint Wunder was er ausgedacht,
Wenn ihr einem Mädel Herzweh macht.
Paradirt sich d'rauf als Doctor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graußt.
Mir könnt' er all gut sein im Ganzen,
Thät' mich hinter meinen Damm verschanzen,
Aber wär' ich der Herr im Land,
Wird' er und all' sein Zeugs verbannt. —

Wenn sie recht beißend waren, sandte man sie auch den Freunden und Bekannten auswärts. Man kann sie gewissermaßen die Vorläufer des Tiefurter Journals nennen. Merck in Darmstadt schickte gelegentlich wohl auch eines oder das andere solcher mephistophelischer Gedichte nach Weimar. Eines hat sich erhalten und in ihm klingt wieder wie man über Goethe sprach, ehe er eine Anstellung annahm:

Matinée eines Recenſenten.

Magiſter Peterſen tritt ein.

Schon ſo früh ſo fleißig?

Meiſter Recenſent.

Es iſt einem bei dem böſen Wetter ſo ſch.....
Daß man alles Mögliche treibt
Und ſogar Recenſionen ſchreibt!

Magiſter Peterſen.

Und dabei gewinnt die gelehrte Welt,
Die ſich gewiß für verbunden hält.

Meiſter Recenſent.

Sie wird hoffentlich kein Narre ſo ſein.

Magiſter Peterſen.

Außerdem, weiß ich, trägt's auch was ein.

Meiſter Recenſent.

Drauf möcht' ich meine Küche nicht fundiren ...

Prof. W. tritt ein.

Herr Bruder — — —
ich will nur bis Gotha gehn.

Magiſter Peterſen.

Und Sie wollten nicht Weimar ſehn,
Nicht alle die großen Leute, die der Herzog itzt,
Oder vielmehr der Herr Dr. Goethe beſchützt?

Prof. W.

Ich gehe Keinem drei Schritte zu gefallen,
Indeſſen bin ich den Herren allen,
Und jedem insbeſondere gut,
So lang' er mich amüſiren thut.
Allein daß ich mit vielem Reſpect
Soll ſehen, wo ſeine Naſe ſteckt
Und ob ihm das Maul auch der Quere ſteht,
Dazu kommt man bei mir zu ſpät.

Metropolitan Job tritt ein.

Bin herzlich für die ſchönen Bücher verbunden,
Die bei meiner Ankunft zu Hauſe gefunden.

Meiner Frau les' ich Abends die Reisen vor,
Da sind die andern aber auch ganz Ohr.
Werd's nächstens mit Dank zurück senden.

Recensent.

Kam Ihnen das Schauspiel auch zu Händen?

Metropolitan.

Die Stella? Ja.

Recensent.

Und die jungen Frauenzimmer,
Wie finden sie's?

Metropolitan.

O diese sind immer
Auf alles Uebersponnte sehr erpicht;
Allein es ist so übel nicht
Wenn die Moral nur besser wäre:
Als Dichter macht es Herrn Goethe viel Ehre.
Daß er eben auf solche Materien fällt,
Die so großen Schaden für die Welt
Und doch so wenig Nutzen stiften mögen,
Dabei ist doch gewiß kein Segen.
Letzt hat er erst den Selbstmord vorgetragen
Und nun die Bigamie sogar!
Sie woll'n ihm d'rum zwar an den Kragen,
Allein es scheint, er mag gern Händel haben.
Man sagt, er wäre Hofrath. Ist's denn wahr?

Prof. W.

Die Herren haben zwar mancherlei Gaben,
Doch sind sie nicht in alle Sattel gerecht,
Für manche zu gut, für manche zu schlecht.
Es sollt' mich gewaltig Wunder nehmen,
Wenn er sich thät in ein Amt bequemen.
Er hat es dazu so wenig Noth,
Denn zu Haus hat er längst sein Brod.

Recensent.

Es ist nicht um's Brod, es ist um die Ehre.

Prof. W.
Ja, wenn er kein Belletriſte wäre!
Recenſent.
Als Genie iſt er ein Mann von Stand.
Sein Name gilt in jedem Land,
Wie der Name Riedeſel, Dalberg genannt.
Metropolitan.
Scherz bei Seite! Wenn er ſich nicht engagirt,
So iſt man bei Hof doch gewaltig genirt;
Man weiß nicht, wo man ihn hin ſoll ſtellen.
Recenſent.
Für ſolche Kerle hat man freilich keine Ellen.
Drum riecht der Monſieur von weitem den Spaß
Und geht den Herrn hübſch nicht unters Maß;
Das Decret wär' ja doch nur ein Wiſch.
Adelheid.
Papa, die Suppe ſteht auf dem Tiſch.

Wieland, deſſen zahlreiche Briefe eine Hauptquelle zur Kenntniß der Zuſtände in Weimar in jener Zeit ſind, verſichert nun zwar, Goethe habe von dem Augenblicke an, da er ſich entſchloſſen dem Herzoge und den Geſchäften ſich zu widmen, untadelig und mit aller ziemlichen Weltklugheit gelebt, heiter und unbefangen blieb man trotzdem noch längere Zeit, ja es kamen Gelegenheiten genug, in denen die ſonſtige Ausgelaſſenheit ſich regte. Dieſe Ausgelaſſenheit fand Nahrung beſonders in dem Leben im Freien, das an der Tagesordnung war. Man hielt nicht nur häufig Frühſtück auf der Esplanade, vor dem Palais, und würzte daſſelbe mit Scherzen, obwohl gewöhnlich eine Anzahl neugieriger Weimaraner umherſtand, oftmals bekam Bertuch, wie

Falck erzählt, noch spät in der Nacht den Befehl, den Küchenwagen zu rüsten, weil man mit dem Frühesten hinaus in den Wald ziehen wollte. Ging der Ausflug nicht weit, so genügten ein Paar Küchenesel, den Mundvorrath zu tragen. Ging es weiter in der Ferne, so gab's in der Nacht viel zu schaffen und in der Küche herrschte die emsigste Thätigkeit, denn es mußte gekocht, gesotten, gebraten und gebacken werden. Die Ilmteiche mußten noch spät ihre Fische hergeben, während aus den Kellern Weinvorräthe geholt wurden. Herren und Damen, fröhlich gemischt, machten sich dann am andern Morgen auf den Weg und Einer überbot den Andern in Witz und muthwilliger Laune. Man lagerte essend, trinkend, singend und scherzend im stillen Walde und nicht gar selten führte man wohl auch kleinere oder größere theatralische Spiele auf. „In jener harmlosen Zeit", sagt „Cäcilie" im weimarischen Album, „konnte man sich schon einen Scherz, mitunter auch einen ausgelassenen erlauben. Man wog nicht ängstlich ab, ob es sich auch vollkommen schicke und was die Nachbarn dazu sagen würden; es gab noch keine Klatschblätter, die in jeden Winkel Deutschlands herumgebracht hätten, daß Herr ... dem Fräulein ... beim Nachhausegehen einen Kuß gegeben u. s. w." Man genoß das Leben im heitern Jugendmuthe und da die Kunst und die Poesie dasselbe stets verklärend überstrahlten, so blieb die Gemeinheit aus diesen Kreisen gebannt, wenn auch der Uebermuth gelegentlich bis zur Derbheit sich stei-

gerte. Es geſchah dies, ſelbſtverſtändlich nie im Beiſein von Damen, vorzugsweiſe in Ilmenau und namentlich in dem Dorfe Stützerbach. Es ſoll ein eigenes Tagebuch über das Treiben dort gehalten worden ſein, doch hat es Niemand außer den Betheiligten geſehen und wenn es wirklich dageweſen, iſt es wahrſcheinlich bald, jedenfalls vor Goethes Reiſe nach Italien, vernichtet worden. Goethe, Karl Auguſt, Einſiedel und Andere mögen tolle Schilderungen ihrer Tollheiten hineingeſchrieben haben, aber in welchem Kreiſe junger kräftiger geiſtreicher Männer kommt Aehnliches nicht auch vor? Macht man von dieſem Ilmenauer „Sichaustollen“ nicht blos deshalb ein ſo großes Aufheben, weil ein junger Herzog und deſſen genialer junger Miniſter unter denen waren, welche die Sorgen des Lebens und ihre Stellung auf Augenblicke dort zu vergeſſen ſuchten? Nun ja, der Herzog und Goethe vergaßen ſich ſo weit, in Stützerbach in der Schenke mit den Bauermädchen zu tanzen, wohl auch die ganze Nacht; ja, ſie neckten die Mädchen und liebelten mit ihnen, aber ſie ſelbſt ſahen ſo wenig etwas Unpaſſendes oder Unrechtes darin, daß Goethe ſelbſt die geliebte Freundin, Frau von Stein, davon benachrichtigte, wie er es ihr meldete, daß er in Apolda auf dem Vogelſchießen leidenſchaftlich getanzt. Eben ſo hat er es kein Hehl, wie Karl Auguſt es nicht verſchwieg, daß viel geliebt und geliebelt wurde, „gemiſelt“ wie er ſich ausdrückte — denn die Mädchen hießen bei ihm damals „Miſels“. Freilich ſchreibt er

als bejahrter Mann, jene ersten Jahre wären durch Liebschaften „verdüstert" worden. Am 16. Juli 1776 meldete er der Frau von Stein: „gestern auf dem Vogelschießen in Apolda habe ich mich in die Christel von Artern verliebt", und vortrefflich gibt seine damalige Liebeleistimmung sein Gedicht kund:

Hab' oft ein'n dumpfen düstern Sinn,
Ein gar so schweres Blut;
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist alles wieder gut.
Ich seh sie dort, ich seh sie hier,
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wenn sie mir,
Warum sie mir gefällt.

Das schwarze Schelmenaug' da drein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh ich ein einzig mal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Ist eine, der so lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es ist noch etwas rund,
Da sieht kein Aug' sich satt.

Und wenn ich sie dann fassen darf
Im luft'gen deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz.
Und wenn's ihr tümmlich wird und warm,
Da wieg ich sie sogleich
An meiner Brust, in meinem Arm;
's ist mir ein Königreich.

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt,
Und weiblich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh;
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh.

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Davor wär' mir nit bang.
Ich denk', ich halte sie einmal
Und büße meine Lust,
Und endigt sie nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Brust.

Glückliche Zeit! Damals kannte man die moralische Cholera, die jämmerliche Krankheit unserer Tage, die Blasirtheit noch nicht; man hatte noch Sinn für harmlose Fröhlichkeit, man hatte Lust am Leben und die Kraft es zu genießen. So tanzte man unter anderm in Weimar in jenen Jahren viel. Der Hof gab funfzehn Redouten in einem Winter, andere Bälle ungerechnet, und auch im Sommer wurde das Tanzen nicht eingestellt. Man tanzte im welschen Garten, im Freien, man benutzte, wie wir gesehen haben, andere Sommermertanzgelegenheiten und auf den erwähnten Ausflügen im Walde kam es häufig genug zu fröhlichem Tanz. Oftmals ritten die Herren erst Stundenlang, tanzten die halbe Nacht hindurch und ritten dann wiederum

nach Hause. Alle Reisen wurden damals zu Pferde gemacht und Goethe auch hat in den zehn ersten Jahren in Weimar einen großen Theil seiner Zeit zu Pferde verbracht. Der herzogliche Marstall stand ihm zu Diensten, doch ritt er lange einen Schimmel, einen Paßgänger, welcher seinem Reiter zu Ehren „die Poesie" hieß. Schon im März 1776 schrieb er: „ich streiche (immer zu Pferde) was Ehrliches in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen." So machte er, ungerechnet die Spazierritte und die Ausflüge zu Pferde nach Tiefurt, Ettersburg, Belvedere u. s. w., im ersten Jahre seines Aufenthalts in Weimar zu Pferde Reisen nach Jena und Waldeck, im Februar nach Erfurt, im März nach Leipzig, im April nach Buttstedt, im Mai nach Ilmenau und später nach Allstedt, im Juni nochmals nach Allstedt, im Juli nach Apolda (zum erwähnten Vogelschießen) und wieder nach Ilmenau, im August nochmals nach Ilmenau und im November nach Leipzig und Wörlitz. Diese Ritte geschahen meist in Gesellschaft von Carl August, der die Pferde fast immer im schärfsten Trabe oder im Galopp gehen ließ. Auf die Witterung wurde nie Rücksicht genommen und man konnte beide bald im heftigsten Sonnenbrande, bald im Sturm und Regen, bald in der strengsten Kälte dahinjagen sehen.

In der Nacht sogar befiel den Dichter bisweilen die Unruhe und die Wanderlust; er ließ sich dann sein

Pferd holen und galoppirte in die Nacht hinein, meist über Stock und Stein, über Gräben und Hecken, gerade aus, so daß er oft der Gefahr sich aussetzte, den Hals zu brechen. Auch Spaziergänge diesen Art, gerade aus, ohne Rücksicht auf Hindernisse, machte er nicht selten, wenn er irgend einen Sturm in seinem Innern niederkämpfen wollte. Mitten in der Nacht fiel ihm einst ein, nach Kochberg, auf das Gut der Frau von Stein, zu gehen, das vier Stunden von Weimar liegt. Am Morgen ging er zurück und widmete sich seinen Geschäften.

Er hatte sich ferner einen Kahn bauen lassen und fuhr in demselben allein, bald bei Tage, meist aber in der Nacht, in Mondenschein, auf der Ilm umher. Er badete in diesem Flusse sehr oft in der Nacht, bis in den November hinein und wenn ihn gerade die neckische Laune beherrschte, machte er sich wohl den Spaß, einzelne verspätete Wanderer durch seltsame Laute zu erschrecken oder dadurch, daß er, das lange, schwarze triefende Haar über das Gesicht gestrichen, mit dem Kopfe nur über dem Wasser sich zeigte und unheimliche Töne von sich gab. Wie in den „Briefen eines reisenden Franzosen" bemerkt wird, machte er, der in ganz Deutschland Hochgefeierte, das Baden in kaltem Wasser sogar modisch, in der Weise, daß Aerzte an vielen Orten ihren Patienten kalte Bäder im Flusse verordneten, „denn der berühmte Goethe empfehle dieselben."

Was die Neckereien betrifft, die eine große Rolle

in den damaligen Hofkreisen zu Weimar spielten, so gehörten sie zu den Liebhabereien Carl Augusts und Goethes und beide wetteiferten darin mit einander, verschonten auch einander gegenseitig nicht. Sie waren bald mehr bald minder geistreich, bald mehr bald minder derb. Einige Beispiele von beiden Arten gehören hierher.

Goethe schickte jeden Tag ein Briefchen an die Frau von Stein, wie er jeden Tag eins von ihr erwartete, sie mochten beide in Weimar sein oder nicht. War Goethe abwesend, so benutzte er jede Gelegenheit, seine Briefchen zu bestellen; er beauftragte damit den heimkehrenden Kutscher, einen Husaren, der Depeschen brachte oder mit einer solchen fortgeschickt wurde, Freunde und Freundinnen, ja der Herzog selbst mußte ihm als postillon d'amour dienen. Einmal behielt der Herzog einen Brief der Frau von Stein, den ein Husar gebracht hatte, lange, schickte ihn erst, nachdem er Goethe mehrere Tage hatte warten lassen, und zwar „in zehn über einander gesiegelten Couverts", der Frau von Stein aber schrieb er die Verse:

„Es ist doch nichts so zart und klein,
So wird's doch Jemand plagen,
Zum Beispiel macht dein' Briefelein
Husaren sehr viel klagen.
Heut' sagte der, der's Goethen bracht'
Und schwur's bei seinem Barte:
Viel lieber ging ich in die Schlacht
Als trag' so Brieflein zarte;

Denn wie im Hui ist das Papier
Aus meiner weiten Tasche,
Und wer, wer stehet mir dafür,
Daß ich es wieder hasche?
Unheimlich, sagt er, es ihm sei,
Wenn er so etwas trage;
Denn Billet-Doux und Zauberei
Ist gleich, nach alter Sage.
Drum schreibe du, nach altem Brauch,
Auf Groß-Royal Papiere;
Damit der Träger künftig auch
Ja nichts vom Teufel spüre.

Eines Tages hatte Wieland bei Hofe die Ramler'schen Oden sehr gerühmt. Goethe stimmte natürlich diesem Lobe nicht bei und um Wieland zu strafen, wurde ihm, abwechselnd durch Goethe und Karl August, eine der schwülstigsten Oden Ramlers, natürlich so karikirt als möglich, immer und immer wieder vorgelesen. Wieland, der gestehen sollte, es sei entsetzlich ein solches Gedicht anzuhören, rüstete sich jedoch mit Geduld und hielt so tapfer Stand, daß seine Peiniger es endlich selbst überdrüssig wurden das Lesen länger fortzusetzen.

Eine der hübschen Neckereien erzählt Falck mit Gleims Worten: „ich war in Weimar zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen und es hieß, Goethe werde später auch kommen. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich Eins und das Andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit

Stiefeln und Sporen und einem kurzen grünen aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzender italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, daß ich ihn sollte näher kennen lernen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies und jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eines lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhl, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblick, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wolle, damit ich nicht allzu sehr ermüde. Ich konnte nicht umhin diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen! was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es leidlich:

Die Zephyre lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold von Stollberg und Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber beschweren konnte. Auf einmal aber

war es als ob den Vorleſer der Satan beim Schopfe nähme und ich glaubte den wilden Jäger in leibhaftiger Geſtalt vor mir zu ſehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach ſtanden; er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weiſen aus, Hexameter, Jamben, Knittelverſe und wie es nur immer gehen wollte, Alles unter und durch einander, wie wenn er es nur ſo herausſchüttelte.

„Was hat er nicht Alles mit ſeinem Humor an dieſem Abend zuſammenphantaſirt! Mitunter kamen ſo prächtige, wiewohl nur ſo flüchtig hingeworfene als abgeriſſene Gedanken, daß die Autoren, denen er ſie unterlegte, Gott auf den Knieen dafür hätten danken müſſen, wenn ſie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete ſich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er verſetzte allen Anweſenden irgend etwas. Auch meiner Mäcenſchaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künſtler für eine Pflicht gehalten habe — ſo ſehr er ſie auf der einen Seite belobte, ſo vergaß er doch auf der andern nicht, mir ein kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Perſonen vergriffe, denen ich Unterſtützung zu Theil werden ließe. So verglich er mich witzig genug in einer kleinen in Knittelverſen extemporirten Fabel mit einer über die Maßen geduldigen Truthenne, die eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld beſitzt und ausbrütet, der es aber gelegentlich auch wohl

einmal begegnet und die es doch nicht übel nimmt, wenn man ihr ſtatt eines wirklichen Eies — eins von Kreide unterlegt.

„Das iſt entweder Goethe oder der Teufel", rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tiſche ſaß. „Beides", gab mir dieſer zur Antwort; „er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe; da iſt er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausſchlägt und man thut wohl, ihm nicht all zu nahe zu kommen."

Eine derbe Neckerei, welche Fräulein von Göchhauſen betraf, wird in dem Klatſchbuche „von Goethe" dieſem zugeſchrieben; „Cäcilie", an der ſchon angeführten Stelle, verſichert, er ſei nicht dabei geweſen. Sie läugnet indeß den Vorgang an ſich nicht und meint nur, er ſei übertrieben. Die Sache iſt folgende. Einſt als der Dienſt dieſe Dame bei der Herzogin Amalie beſchäftigte, begab man ſich in ihre Wohnung mit einem Maurer, ließ die Thür ausheben, die Oeffnung vermauern und die neue Wand überſtreichen. Spät in der Nacht kam das Fräulein, fand wie gewöhnlich unten in dem von ihr bewohnten Hauſe ein brennendes Licht und ging mit demſelben nach ihrem Zimmer. Oben auf der Treppe blies ein Zugwind das Licht aus. Fräulein von Göchhauſen wollte nicht wieder umkehren, ſondern beſchloß im Dunkel den Weg nach ihrem Zimmer zu ſuchen und im Nothfall die Kammerjungfer, die ſie für eingeſchlafen hielt, Licht holen zu laſſen. Die Kammerjungfer war gar nicht da. Vor ihrem

Zimmer ſuchte nun „Thusnelde“ die Thür indem ſie mit den Händen an den Wänden herumtaſtete, konnte aber die geſuchte durchaus nicht finden. Sie rief; Niemand kam. Sie glaubte ſich geirrt zu haben und ging wieder; ſo brachte ſie eine lange Zeit zu, ohne die weggezauberte Thür zu finden. Obwohl ſie nun an Neckereien gewöhnt war und ſich im Ganzen gern necken ließ, weil ſie Gleiches mit Gleichen vergalt, ahnete ſie hier doch nichts von einem Schalksſtreiche. Sie wurde endlich ganz irre und aufgeregt, bis Jemand, ob zufällig oder abſichtlich, mag dahin geſtellt bleiben, mit Licht kam und die Arme zu einem proviſoriſchen Nachtquartier geleitete.

Im März 1782 noch ſchrieb Fräulein von Göchhauſen an Knebel: vor einiger Zeit las ich: Ah quel conte von Crebillon. Ich war davon ſo eingenommen, daß ich viel davon ſchwatzte; der Herzog, die Stein und Andere laſen's auf meine Recommendation; Wieland erzählte die Geſchichte den Weib- und Mägdlein und vorzüglich machte das Gänschen im roſenfarbenen Domino allgemeines Glück. Unterdeß hatte ich ein recht ſchönes Gänslein von Wachs (von dem Conditor der Gräfin von Bernſtorf) machen laſſen, hatte ihm einen zierlichen roſenfarbenen Domino gefertiget und ſchickt's der Stein mit der Bitte, ſie möchte es bei Carolinchen (von Ilten) und den Uebrigen einführen, das Gänschen wäre von ſeinen Reiſen zurückgekommen und nun des Glaubens

„qu'on ne pouvaît être mieux qu'au sein de sa famille.“

Goethe antwortete im Namen des Fräuleins von Ilten:

Das Gänslein roth in Domino
Sieht in die Welt so leicht und froh
Und zeigt sich als ein Meisterstück
Aus der hochgräflichen Fabrik;
Doch zierlich wie das Schätzchen steht,
Geht's ihm wie's vielen Leuten geht,
Denn es ist, ich gesteh' es gern,
Die Schale besser als der Kern,
Und viel zu loben sind' ich da
Den Schneider mehr als den Papa.
Doch ach warum kömmt so geputzt,
So überzierlich aufgestutzt,
Das liebe schöne Kind so weit,
So ferne her zur stillen Zeit?
Ach wären wir noch allzumal
Im hohen hellen Palmensaal,
Die führte dann auf jenem Plan
Auch einen großen Aufzug an,
Wenn alle, die ihr ähnlich sein,
Pathetisch gingen hinterdrein.
Doch diese Freuden sind nun aus,
Drum mach' nur die Honneurs zu Haus
Und lad uns Freunde, wie wir sind,
Mit diesem allerliebsten Kind
In eine kleine Assemblée
Zu einem wohlfrisirten Thee;
Dann laß uns schwätzen, laß uns sitzen,
Erzählen und die Ohren spitzen,
Und wohl soll's ihr mit Groß und Klein
Au sein de sa famille sein.

Den 26. Febr. 1782. Caroline von Ilten.“

Die Göchhausen lud in der That die Theegesellschaft zu Ehren des Gänschens und Goethe setzte den Scherz noch weiter fort. Er ließ durch Frau von Stein einen Porzellanteller mit Hafer und folgenden Versen dahin schicken:

O Kinder, still! Leiht meinen Lehren
Ein unbefangen willig Ohr.
Das werthe Gänslein zu verehren,
Setzt ihr ihm Thee und Waffeln vor;
Allein ich kann's euch nicht verstecken,
Wenn auch die Wahrheit nicht gefällt:
Die kommt aus einer andern Welt,
Und Freunde gehn auf ihrer Reise
Von Orten nur vergnügt davon,
Traktirt man sie nach ihrer Weise
Und loben dann den guten Ton.
Seht, wie sie ekel ihren Schnabel
Vor Eu'rn Leckerbissen schließt
Und, wie der Kranich in der Fabel
Von flachen Schüsseln, nichts genießt.
Drum sandt' ich euch sie zu beglücken
Des Hafers goldne Körner hier,
Und richtet ja, sie zu entzücken,
Mit dem Discurs euch auch nach ihr.

Selbstverständlich war man nicht alle Tage und den ganzen Tag so heiter; es kamen oft Tage ja Wochen der Verstimmung, des Mißmuths, Zeiten, in denen namentlich Goethe in Liebesleid oder Dichterträumen befangen war. Schon im Februar 1776, vor seiner Anstellung, seufzte er gegen die geliebte Stein:

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' die Qual und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Und um dieselbe Zeit äußerte er: „er geht mir auch wie Margaretha von Parma (in Egmont): ich sehe viel voraus, das ich nicht ändern kann."

Bald darauf verließ er das Haus der Präsidenten von Kalb, in welchem er bis dahin als Gast gewohnt und wohl auch mit der Tochter geliebelt hatte, und bezog das sogenannte Jägerhaus an der Straße nach Belvedere. „Er hat ein Haus, meldet Wieland, das wie eine kleine Burg aussieht und es macht ihm großen Spaß, daß er mit seinem Diener Philipp ganz allein sich im Nothfall etliche Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, insofern sie ihm nicht das Nest über Kopf anzündeten. Plötzlich ist er nach Leipzig abgefurrt." Aus Naumburg auf diesem Ritte schrieb er der Stein: „wie anders, lieber Gott, wie anders als ich vor zehn Jahren als ein kleiner eingewickelter seltsamer Knabe in eben das Posthaus trat (auf der Reise nach Leipzig zur Universität). Wie viel hat nicht die Zeit durch den Kopf und das Herz müssen und wie viel freier und besser ist mir's nicht!

„Hinter Naumburg ging mir die Sonne entgegen auf . . ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung . . . In Leipzig ist alles wie's war, nur ich bin anders. Die Schröter ist ein Engel. Wenn mir

doch Gott so ein Weib beſcheeren wollte! Auch mein erſtes Mädchen hab' ich wieder geſehen. Was das Schickſal mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge ließ es mich nicht auf dieſer Reiſe in beſtimmter Klarheit ſehen! Es iſt als wenn ſie ſollte mit meinem vergangenen Leben ſaldiren."

Während dieſer Reiſe erfüllte ihm Karl Auguſt einen Lieblingswunſch, den er ſchon im Werther ausgeſprochen: „Du kennſt von Alters her meine Art mich anzubauen, mir an einem traulichen Orte ein Hüttchen aufzuſchlagen und da mit aller Einſchränkung zu herbergen." Im Garten am Stern, hart am Wege nach Oberweimar, am Fuße des Höhenzuges „das Horn" genannt, erhebt ſich aus hochwipflichen Bäumen ein einfaches Häuschen. Dieſer Garten war ihm gleich nach ſeiner Ankunft in Weimar als wünſchenswerther Beſitz erſchienen. Bertuch beſaß ihn. „Bertuch," ſagte da Karl Auguſt zu dem vertrauten Schatzmeiſter, „ich muß Deinen Garten haben. Ich kann Dir nicht helfen. Goethe will ihn haben und mag nicht ohne ihn leben." Das war genug. Bertuch trat ſein Eigenthum ab und wurde durch ein Stück Land entſchädigt, wo das nachmals ſo berühmt gewordene Landes-Induſtrie-Comptoir angelegt wurde. — In den Rechnungen Bertuchs über die Ausgaben des Herzogs findet ſich der Poſten: 1294 Thlr. 16 Gr., ſämmtliche Koſten des auf Sr. Durchlaucht Befehl für den L. R. Goethe erkauften

Gartens, darin gemachten Anlagen und angeſchafften Meublements."

Welche Freude Goethe über dies Gärtchen hatte, in dem er ſieben volle Jahre Sommer und Winter wohnte, Leid und Freud gar mancherlei erfuhr und mehrere ſeiner ſchönſten Werke ſchuf, geht aus einem kleinen Tagebuch hervor, das er für die Gräfin Auguſte von Stollberg, die Schweſter der Brüder Stollberg, ſchrieb, welche er liebte ohne ſie je geſehen zu haben. Ich theile dies Bruchſtück mit, weil auch ſeine Lebensweiſe ein ganze Woche lang getreu darin verzeichnet iſt.

„(Freitag,) den 17. Mai 1776. Hab' ein liebes Gärtchen vorm Thor an der Ilm, ſchöne Wieſen in einem Thale. Es iſt ein altes Häuschen darin, das ich mir repariren laſſe. Alles blüht; alle Vögel ſingen.

(Sonnabend) den 18. Mai. Geſtern konnte ich nichts mehr ſagen. Der Huſarenrittmeiſter kam in meinen Garten; ich ritt um elf nach dem Luſtſchloß Belvedere, wo ich hinten im Garten eine Einſiedelei anlege, allerlei Plätzchen drin für arme, kranke und bekümmerte Herzen. Ich aß mit dem Herzog, nach 2 Uhr ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe, der ich ſo oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinſten Glückſeligkeiten verdanke. Wir gingen in meinen Garten ſpazieren, ihr Mann, ihre Kinder, ihr Bruder, ein Paar Fräulein Ilten; es kamen mehr zu uns, wir gingen ſpaziren und begegneten der Herzogin Mutter und dem Prinzen, die ſich uns anſchloſſen. Wir

waren ganz vergnügt. Ich verließ dann die Gesellschaft, ging noch einen Augenblick zum Herzog und aß mit Frau von Stein zu Nacht. Nun ist's wieder ein schöner, heiterer Tag. 12 Uhr in meinem Garten. Da laß ich mir von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorn mög anfangen zu tragen und zu leiden. Meine Lage ist die erwünschteste, die glücklichste und wieder .... Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da so viel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: was nur das Schicksal mit mir will, daß es mich durch alle die Schulen gehen läßt? .... Nachts 10 Uhr in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hause geschickt und will allein hier zum erstenmale schlafen. Die Maurer haben gearbeitet bis Nacht; ich wollt' sie aus dem Haus haben. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin Mutter da und der Prinz und waren guten lieben Humors, und ich hab' dann so herum gehausvatert, wie alles weg war ein Stück kalten Braten gessen und mit meinem Philipp von seiner und meiner Welt geschwätzt, war ruhig und bins und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen. Gute Nacht! Es geht gegen elf: ich hab' noch gesessen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung da hausen im Feld allein zu sitzen. Morgen früh wie schön! Alles ist so still. Ich höre nur meine Uhr takken und den Wind und das Wehr von ferne.

Sonntags früh den 19. Ein trüber aber herrlicher Tag. Ich hab lang geschlafen, wachte aber gegen vier auf. Wie schön war das Grün dem Auge, das sich halb trunken aufthat! Da schlief ich wieder ein. — Nachts 10. Ging um elf heut früh in die Stadt, steckte mich in ehrbare Kleider, machte eine Visite, ging zum Herzog, einen Augenblick zur Herzogin Mutter, dann bei Frau von Stein zu Tisch. — Wir hatten Lust einander zu necken — Um vier zu Wieland in den Garten, wo der Maler Kraus dazu kam. Beide mit mir in meinen Garten. Dann kam der Herzog und der Prinz mit noch zwei guten Geistern. Wir schwatzten und trieben allerlei. Frau von Stein mit ihrer Mutter kam von Oberweimar herunter spaziren, wir begleiteten sie, kehrten um, der Prinz verließ uns auch, ich erzählte dem Herzog eine Geschichte von einem Freund, der sich wunderlich durch die Welt schlagen mußte, begleitete ihn nach der Stadt und kam allein zurück. Ich habe so viel gedacht! Daß ich's doch nicht so hinsagen kann!

Montag den 20. Süßer Morgen! Arbeiter in meinem Garten. Allerlei Beschäftigungen. Bei der Herzogin Mutter gessen. Nach 2 Uhr ging alles nach Tiefurt, wo der Prinz sich hat ein Pachtgut artig zu recht machen lassen. Die Bauern empfingen ihn mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen, Serenaden ꝛc. Wir waren vergnügt und ich hatte das Glück alles sehr schön zu sehen. Und nun bin ich im Garten, hab eine Bier-

telſtunde nach dem Feuerzeug getappt und mich geärgert und bin ſo froh, daß ich jetzt Licht habe. Da drüben im Schloß ſah ich viel Licht, indeß ich nach einem Funken ſchnappte und wußte doch, daß der Herzog gern mit mir getauſcht hätte, wenn er's in dem Augenblick hätte wiſſen können. Er iſt ein trefflicher Junge und wird, will's Gott, auch ausgähren.

Dienſtag, den 21. Früh 6 aufgeſtanden. Herrlicher kühler Sommermorgen. Arbeiter im Garten. Ein Jäger bringt mir einen jungen Fuchs.

Mittwoch, den 22. Geſtern wieder nach Tiefurt; die regierende Herzogin war dort. Der Herzog und noch einige blieben die Nacht draußen. Heut früh ritten wir herein, dem Manöver der Huſaren zuzuſehen und nun bin ich wieder in meinem Garten.

Freitag den 24. Hab viel ausgeſtanden die Zeit. Mittwoch Nachmittag brach ein Feuer aus im Hatzfeldiſchen, 5 Stunden von hier; der Herzog ritt hinaus, ich mit ihm; bis wir hinkamen, lag das ganze Dorf nieder; es war nur noch um die Trümmer zu retten und die Schule und Kirche. Es war ein großer Anblick. Ich ſtand auf einem Hauſe, wo das Dach herunter war und wo unſere Schlauchſpritze nur das Untere noch erhalten ſollte. Und hinten und vor und neben mir eine Gluth, nicht Flamme, tiefe hohläugige Gluth des niedergeſunkenen Ortes und der Wind drein und dann wieder da eine auffahrende Flamme und die herrlichen alten Bäume um's Ort in ihren hohlen Stämmen

glühend und der rothe Dampf in der Nacht und die Sterne roth und der neue Mond sich verbergend in Wolken. Wir kamen erst Nachts zwei Uhr nach Hause. Donnerstag den 23. ist mir wieder ein wunderbares Wesen um den Kopf gezogen. Was wird es werden? Ich habe aber noch viel auszustehen, aber gestählt bin ich auch und will ausdauern bis an's Ende."

— Mit dem Verfasser des sonst so unbedeutenden Buches: „Allerlei, gesammelt aus Reden und Handschriften großer und kleiner Männer 1. B. Frankfurt und Leipzig 1776" möchte man gar oft ausrufen: „es ist ein Unglück, daß so viele Goethen von Seite seines Witzes und Verstandes und nicht seines Herzens kennen!" Es gilt dies ja heute noch wie damals und es liegt doch sehr viel vor, das unbestritten darthut, daß sein Herz mindestens so groß und trefflich war als sein Geist. Daß er kein Egoist war, zeigt schon seine große Liebe zu den Kindern, die man an ihm kennt, so lange wir ihn selber kennen. So schreibt Kestner von ihm gleich nach seiner Ankunft in Wetzlar: „er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr abgeben" und im „Werther" finden sich mehrere Stellen, in denen er selbst von seiner Liebe zu den Kindern spricht, wie er z. B. einen Kleinen „trotz seines Rotznäschens" küßt, wie er geradezu erklärt: „meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf Erden. Wenn ich so zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal nöthig brauchen werden;

wenn ich in dem Eigenſinn alle die künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen allen künftigen guten Humor und die Leichtigkeit über all die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen erblicke, alles ſo unverdorben und ſo ganz — immer und immer wiederhole ich mir die goldenen Worte des Lehrers der Menſchen: „wenn Ihr nicht werdet wie Einer von dieſen!“ In den Briefen an Lotte und Keſtner läßt er faſt regelmäßig ſeine „Buben“ grüßen, er ſchickt ihnen Bilder und ruft gar aus: „ich wollte ich ſäße noch zu Lottens Füßen und die Jungen krabbelten auf mir herum.“ So war es auch in Weimar. „Trat er in Wielands Haus, ſo nahm er Jedes der Kinder beim Kopf, hob ſie auf den Arm und gab ihnen komiſche Namen.“ Gern und häufig erzählte er den Kindern Mährchen, einem Sohn der Frau von Stein hatte er eine lange Zeit ganz bei ſich, wie den Auguſt Herder mehrere Tage; beide Knaben nahm er mit auf Reiſen; dem Fritz von Stein, dem Hans Buff ſchrieb er liebenswürdige Briefchen; in ſeinem Garten, auf der Wieſe vor demſelben, ſpielte er noch als „geheimer Rath“ Ball mit den Kindern.

Freude zu bereiten, gefällig zu ſein, Gutes zu fördern und Noth zu mindern war ihm ein Bedürfniß und es laſſen ſich, Kleinigkeiten zu geſchweigen, gar viele Beiſpiele anführen. Als der Dichter Bürger im Jahre 1776 öffentlich anzeigte, er werde eine deutſche Ueberſetzung des Homer herausgeben, wenn er Unterſtützung

fände, da gab Goethe in Wielands Mercur (Februar 1776) folgende Antwort:

„Daß Bürger Dichter ist, sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen kann und innig lieben muß wie Einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuthen; daß Homers Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles Vorgebildete lebendig, alles Lebendige strebend wird, sieht man mit einem Blick auf die Uebersetzung mit zehn Versen in dem Original verglichen. Drum wünschen wir, daß er möge in guten Humor gesetzt werden fortzufahren; daß er, nicht Belohnung seiner Arbeit, denn die belohnt sich selbst, sondern thätige Aufmunterung, Erfreuung und Auffrischung seines körperlichen Zustandes vom Publico erhalten möge. Denn es wird sich so leicht nicht wieder finden, daß ein Dichter von dem Gefühl so viel Liebe zu eines Andern Werk hegen mag, und der glückliche Uebersetzer so viel Thät- und Stetigkeit habe, um der standhafte Uebersetzer zu werden. Er fahre fort mit Liebe und Freude der Jugend, pflege Rath über sein Werk mit denen, die er liebt, denen er traut, lasse sich durch keine Kleinelei hindern und, wie sie sagen, zurechtweisen, strebe nach der goldnen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals: kurz thue das Seinige. Aus unserer Gegend haben wir ihm hinwieder folgenden Antrag zu thun. Die Unterzeichneten verbinden sich, ihm die ausgeworfene Summe sobald zu übersenden, als er durch ähnliche Versicherung des übrigen Deutschlands

in Stand gesetzt worden ist, öffentlich anzeigen zu lassen, er sei entschlossen fortzufahren und verspricht indeß die Ilias zu vollenden. Sie geben diese Summe als einen freiwilligen freundlichen Beitrag, ohne dafür ein Exemplar zu verlangen und begnügen sich, wenn die Uebersetzung auch im Ganzen ihrer Hoffnung entspricht, zu etwas Ungemeinen mit Anlaß gegeben zu haben.

Der Herzog von Weimar	20	Louisd'or
die Herzogin Wittwe	10	=
die regierende Herzogin	10	=
der Prinz Constantin	10	=
Obermarschall von Witzleben	2	=
Graf von Puttbus	1	=
Präsident von Kalb	1	=
Graf Marschall	1	=
Baron von Hohenthal	2	=
Kammerherr von Kalb	1	=
Kammerherr von Seckendorf	1	=
Hof- u. Reg.-Rath v. Einsiedel	1	=
Hauptmann von Knebel	2	=
Geh. Secretair Bertuch	1	=
Wieland	1	=
Goethe	1	=."

Man wartete aber die andern Versicherungen aus Deutschland nicht ab, sondern sandte die 65 Louisd'or unverweilt an Bürger ab.

Fast gleichzeitig fragte er bei Herder an, ob er als Generalsuperintendent nach Weimar kommen wolle, doch

gesteht er auch, daß der Gedanke an diese Berufung nicht von ihm ausgegangen sei, sondern von Wieland. Er sagte für des Freundes politische Klugheit gut, „denn der Herzog wolle durchaus keine Pfaffentracasserien über Orthodoxie und den Teufel.“ Freilich war alles in Weimar gegen Herder, obgleich der Herzog ihn wünschte; „wir haben's, lieber Bruder, von jeher mit den .. verdorben und die .. sitzen überall auf dem Fasse. Aber ich lasse nit ab.“ Dann bat er Herder dringend, nur einen einzigen rechtgläubigen Theologen zu nennen, der Gutes von ihm sage, bald aber sah er von einem solchen Testimonium ab; „ich hab' mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben und es kann nicht lange mehr stocken, so hast Du den Ruf. Wenn ich das rein habe, ist mir's eine Weile wohl.“ Als er es richtig durchgesetzt hat, meldet er es in Knittelversen mit mancherlei gutem Rath:

Hochwürdiger, 's is eine alte Schrift,
Daß die Ehen werden im Himmel gestift't;
Seid also vielmehr zu eurem Orden
Vom Himmel g'rad 'rab gestiftet worden.
Es uns auch alle herzlich frommt,
Daß ihr bald mit der Pritsche kommt —
Und wie dann unser Herre Christ
Auf einem Esel geritten ist,
So werdet ihr in diesen Zeiten
Auf hundert und funfzig Eseln reiten,
Die in eurer Herrlichkeit Diöces.
Erlauren sich die Rippenstöß' *),

*) Die 150 Geistlichen des Landes.

Wollte Euch nun bewillkommen baß,
Bereiten euern Haushalt trocken und naß,
Welches fürwahr wird beſſer ſein
Als thäten wir euch die Kleider ſtreun.
Deßhalb zuvörderſt, woran die Welt
Ihre Achſe gebunden hält,
Wornach Sonn', Mond und Sterne ſich drehn,
All' Sinn' herüber hinüber gehn:
Wie nämlich jedes Ding ſich putzt,
Vor's Andern Augen pfauiſch ſtutzt,
Dran da ſich zeigt eines jeden Gab',
Ein Pfau ein Pfau, ein Rab ein Rab;
Ihr, die ihr ſeid in unſerm Gart
Eben wie der Meſſias erwart,
Wo eben keiner weiß, was der ſollt',
Aber noch immer, was er wollt',
Alſo ohneracht all der Ehr' auf Erd,
Daß der Herr nicht ſelbſt gekreuziget werd,
Wollen erſcheinen ſchön und züchtig,
Sind hernach zu allem anderen tüchtig.
Denn wie im Buche geſchrieben ſteht,
Daß der Wolf in Schafskleidern geht,
So wird' es Euch gar übel anſtehen,
Als Schaf in Wolfskleidern zu gehen.
Ihr habt darum ein ſchwarzes Kleid,
Einen langen Mantel von ſchwarzer Seid',
Ein Kräglein wohl in Saum gelegt,
Das nun keiner länger und breiter trägt,
Schick Euch ein Muſter zur nächſten Friſt,
Weil's immer doch die Hauptſach' iſt.
Dürft Euch der Mantel, wie vor Zeiten,
In Sack 'neinſtecken vor allen Leuten*).

*) In Straßburg trug Herder einen ſeidenen ſchwarzen Mantel, den er zuſammen zu nehmen und in die Taſche zu ſtecken pflegte.

Wenn Euch nun erst der Rath der Stadt
Zum Oberpfarrer berufen hat,
Werd't Ihr vom Fürsten dann ernennt
Hofprediger, Generalsuperindent."

Dann sorgte er freundlich und bedächtig für die neue Einrichtung der Amtswohnung, kümmerte sich um die Ofen, um die Fenster und deutete ihm auch an, wie er die Antrittspredigt einrichten möge: „das gemeine Volk fürchtet sich vor Dir, es würde Dich nicht verstehen; drum sei einfach in Deiner ersten Predigt; sag ihnen das Gemeinste in Deiner Art, so hast Du sie. Die Pfaffen sind alle verschrobene Kerls, nur die jungen sind Dir nicht ganz gram." Um dem Freunde noch mehr Muth zu machen, erzählte er ihm, er sei auch einmal in der Kirche gewesen. „Ich dachte schon, dir wird's wohl werden, wenn du da oben stehst, und rechts in dem Chor des unglücklichen Johann Friedrich Grab, und seinen Nachkommen, den besten Jungen, gegen dir über, der wohl die Kur werth wäre, werth, daß das Schicksal dem wieder gäb', was es jenem nahm. Und Herzog Bernhards Grab in der Ecke und all der braven Sachsen Gräber rings herum; auf dem Altarblattflügel den Johann Friedrich wieder in Andacht und die Seinen von seinem Cranach und in der Sacristei Luther in drei Perioden von Cranach, immer ganz Luther und ein ganzer Kerl — ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer. Das wusch mich wieder von allem Staub und so reinige uns der heilige Geist von allem

Schwall, ehe er fingerdick auf uns hängt wie auf den Gräbern der Helden."

Etwas später sorgte er für das Geld, den Aufenthalt des Malers Müller in Rom für mehre Jahre zu bestreiten und da man Weimar zu seiner Zeit für das Eldorado aller schönen Geister ansah, strömte alles was Verse machte dahin, darunter gar mancher Lump. Die Anforderungen, die an Goethe und den Hof gestellt wurden, überstiegen alles Maß und man that, was man thun konnte, wenn es auch übertrieben ist, wenn man erzählt, Bertuch habe in seinem Ausgabeverzeichniß eine eigne Rubrik für Schuhe und Röcke für reisende sogenannte Genies gehabt. Zu Ende des Jahres 1778 wendete sich „ein wunderſamer, durch verwickelte Schicksale und nicht ohne eigene Schuld verarmter Mann" von Gera aus an Goethe. Er besaß jedenfalls achtungswerthe nationalökonomische und andere Kenntnisse, hatte aber in Folge schwerer Schicksale und krankhafter Reizbarkeit allen Halt für das Leben verloren. Goethe wieß indeß den Fremden nicht ab; er schrieb ihm zwar in dem ersten Briefe: „ich bin nicht der Mann, der sagen kann: stehe auf und wandle," aber er sandte ihm Geld und, nach einer Anfrage, Ueberrock, Stiefeln und Strümpfe, und versprach mehr, suchte den Mann aufzurichten und übernahm es, ihn von dem Untergange zu retten. Wie ein Vater für den Sohn sorgte er für den Fremden bis in die kleinsten Details. „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr

lehrt mich's wirthschaften. Ich vertändele viel von meinem Einkommen, das ich für die Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben; aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nur nicht versteht.... Es ist mehr als eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, was so selten geschieht, einmal einen wirklich Elenden erleichtern läßt." Er steigerte seine Unterstützung auf hundert, später auf zwei hundert Thaler jährlich, brachte den Mann unter falschem Namen (Kraft) nach Ilmenau, verschaffte ihm da eine Wohnung, sorgte dafür, daß er regelmäßigen Tisch fand u. s. w., schickte ihm Bücher und gab ihm, damit er eine Beschäftigung habe und ihn das Geld nicht drücke als Geschenk, leichte Arbeiten, ließ ihm z. B. Auszüge zu dem „Leben Bernhards des Großen" machen, das er zu schreiben vorhatte und richtete ihn fortwährend mit tröstlicher Zusprache und Ermahnung auf. Dies alles dauerte viele Jahre lang fort und kein Mensch wußte etwas davon. Erst lange nach Goethes Tode wurde die Sache bekannt, als man zufällig seine Briefe an den Mann entdeckte.

Von Böswilligen und Neidern ist ihm oftmals nachgesagt worden, er sei ein kalter Egoist gewesen. Die angeführten Beispiele werden dies wiederlegen. Viel

ehrenhafter noch iſt es für ihn, daß er für ſich ſelbſt die Freundſchaft Karl Auguſt in keiner Weiſe ausbeutete, wie es gar mancher Andere gethan haben würde. Ich habe mit Fleiß die Chatoullenrechnungen Bertuchs durchgeſehen und nirgends ein Geldgeſchenk und dergl. an Goethe gefunden, außer daß ihm Karl Auguſt den halbjährigen Gehalt mit 600 Thlr. vom 1. Jan. bis 1. Juli 1776 aus ſeiner Chatoulle nachzahlen ließ, da ſein Gehalt als geh. Legationsrath erſt vom 1. Juli an lief. Und dies war kein Geſchenk, da Goethe ſchon vom Februar an im geheimen Conſeil (dem Miniſterrathe) umſonſt gearbeitet hatte. Während ferner Bertuch häufig ziemlich anſehnliche Summen als „Verluſt im Spiel“ auf Befehl des Herzogs an Andere, den Präſidenten von Kalb, Seckendorf, Einſiedel u. ſ. w. zu zahlen hatte, Summen, die bisweilen bis 600 Thlr. anſteigen, empfing Goethe keinen Pfennig ſolchen Geldes. Ja in den Rechnungen für den Theateraufwand kommt ſehr ſelten eine kleine Ausgabe für irgend einen Gegenſtand vor, der an Goethe zu einer Vorſtellung geliefert worden. Er ſchaffte ſich alſo jedenfalls ſeine Theatergarderobe auf eigene Koſten an. Seine Ausgaben für Kleidung und Wäſche, die er zu beſtreiten hatte, waren namentlich in den erſten Jahren ſehr groß, als er täglich bei Hofe und in andern vornehmen Geſellſchaften erſchien. Sie betrugen im Durchſchnitt jährlich 1200 Thlr., ſo daß ſie ſeinen ganzen Gehalt in Anſpruch nahmen und

er die übrigen auch nicht geringen Ausgaben aus seinem Vermögen bestreiten mußte.

Viel Noth machte ihm Lenz, der im Anfange des Jahres 1776 ebenfalls nach Weimar kam und jeden Tag einen dummen Streich beging. Gleich am Tage seiner Ankunft erregte er unangenehme Sensation. Es war bal paré am Hofe; Lenz verstand darunter einen Maskenball, ging ohne Weiteres dahin und forderte auch sofort eine Dame zum Tanze auf. Vergebens bemühte man sich ihn im Stillen und mit guter Manier aus dem Saal zu bringen; man mußte Goethe rufen, der dem seltsamen Menschen den Text las, ihn auf sein Versehen aufmerksam machte und endlich bewog sich zu entfernen. Nach einiger Zeit machte er einen Streich, den Goethe eine „Eselei" nennt und der sehr arg gewesen sein muß, da er die Veranlassung wurde, ihn aus Weimar ganz hinweg zu bringen. Es soll eine böse Klatscherei, vielleicht in Bezug auf Goethes Verhältniß zur Frau von Stein, gewesen sein. Trotz alledem sorgte er immer, daß Lenz keine Noth litt.

Es ist, wie gesagt, eine Klatscherei Böttigers, wenn er sagt, Bertuch habe eine eigene Rubrik in seinen Rechnungen über Hosen und Strümpfe für einwandernde Genies halten müssen. Ich habe unter den berechneten Ausgaben nur folgende Kosten für den Unterhalt Lenz's in dem Gasthause gefunden:

23 Thlr. 10 Gr. Zehrung Lenzes im Gasthofe

vom 1. April bis 8. Mai; 10 Thlr. vom 11—31. Mai und 12 Thlr. vom 1. bis 27. Mai.

Ueberhaupt war es Goethe faſt zur Leidenſchaft geworden für andere thätig zu ſein, am liebſten, wie ſich denken läßt, für die, welche er liebte. So richtete er, wie Herders Wohnung, mit großer Vorliebe eine ſolche für die Frau von Stein ein und er kümmerte ſich dabei um die kleinſten Einzelnheiten. Auch vielerlei derartiges that er für den Hof, der dann freilich immer mehr von ihm verlangte, ſo daß er endlich einmal ärgerlich in den Ausruf ausbricht, „er werde noch für die Nachtſtühle ſorgen müſſen.“ Wenn es irgend etwas zu bauen und anzulegen galt, entwarf er Pläne und Zeichnungen und in ſolchen Arbeiten war es ihm ſo wohl wie ſeinem Vater bei dem Hausbau in Frankfurt. Wie dieſer das Haus während des Umbaues nicht verließ, ſo blieb er auch in ſeinem Gartenhäuschen wohnend, als er darin bauen und einen Altan daran ſetzen ließ. Er pflanzte in dem Garten auch das Meiſte ſelbſt, beſchnitt ſeine Bäume und verklebte deren Wunden mit Wachs.

Wieland ſchreibt: „ich war bei Goethe auf dem Altan. Ein lieberes, ſich wärmer an Einen legendes oder, wie die Schwaben ſagen, ein mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müſſen Sie nie geſehen haben.“ Trotzdem konnte Goethe mit Recht ſagen:

Uebermüthig ſieht's nicht aus.
Hohes Dach und niedres Haus;

Allen, die daſelbſt verkehrt,
Ward ein froher Muth beſcheert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbſt gepflanzter, wuchs empor.
Geiſtig ging zu gleich allbort
Schaffen, Hegen, Wachſen fort.

Nein übermüthig ſieht's nicht aus in dieſem Gartenhauſe, das unten nur die Küche und ein Zimmer, oben ein anderes mit zwei Seitencabinetten hat, alles klein, niedrig und beſchränkt. Und welche glänzende Geſellſchaft war in dieſen beſcheidenen Räumen oft verſammelt! Wie viel wurde da geliebelt mit der Corona und andern Vertrautinnen! Welchen Uebermuth ſahen die Zimmerchen und der Garten! Wie oft meldet er: „der Herzog war bei mir, mit Seckendorf und andern, lärmten viel und machten Unordnung.“ Oftmals ſchlief er auf dem Altan im Sommer, nur in den Mantel gehüllt; oftmals mußte er ſich da mit der einfachſten Koſt begnügen, als er mit ſeinem Diener Philipp allein dort hauſete, der häufig für den Herrn Miniſter nur einen Eierkuchen buk. Es kam auch vor, daß er Abends hungrig zu Bette gehen mußte. In dem Garten hat er aber ſeiner Liebe zur Frau von Stein ein Denkmal errichtet. An einer Steintafel lieſet man die Inſchrift, welche in ſeinen Gedichten mit der Ueberſchrift „erwählter Fels“ ſteht:

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten;
Heiter ſprach er zu mir: werde mir Zeuge, du Stein!

Doch erhebe dich nicht, du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Waldes, um den ich wandernd mich ſchlinge,
Denkmal bleibe des Glücks! ruf ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählt, freundlich die Lippe ihm küßt.

Am 16. Decbr. 1780 ſchrieb er das Lied:

Sag ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarſten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt;
Ach ihr wißt es, wie ich liebe
Die ſo ſchön mich wieder liebt,
Die die reinſten meiner Triebe
Mir noch reiner wieder gibt.

Wachſet wie in meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich ſie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

Mehrere Jahre lang war ihm eine Lieblingsbeſchäftigung die Anlage des Parkes, der jetzt die größte Zierde Weimars iſt. Sie ſcheint mir eine Folge des Todes der Chriſtel von Laßberg zu ſein, welche, wie man ſagt, mit „Werthers Leiden" in der Taſche, wegen der Untreue eines Geliebten ihr Leben in der Ilm an einer Stelle endigte, die Goethe alle Abende auf dem Heimwege aus der Stadt nach ſeinem Garten

betrat. Die Finsterniß unter hohen Linden, das Brausen des Wehres und die Einsamkeit machten die Stelle schauerlich. Um das Andenken der Unglücklichen zu erhalten, wollte Goethe, bald nach ihrem Tode, eine Art Denkmal errichten und anfangs zwar gleich an dem Wege. Doch ging er bald von diesem Plan ab, „weil man da weder hintreten und beten noch lieben soll." Er höhlte dann mit dem Hofgärtner „ein gut Stück Felsen aus; man übersieht von da, in höchster Abgeschiedenheit, ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht (im Januar) gearbeitet, zuletzt ich noch allein bis in ihre Todesstunde."

Bei dieser Arbeit kam er wohl zuerst auf den Gedanken, die Höhen und Felsenabhänge am linken Ufer der Ilm überhaupt durch Behauen und durch Anlegung von Wegen zu verschönern und zugleich mit dem „Stern" jenseits zu verbinden. Der Park zu Wörlitz hatte ihm sehr gefallen und er gedachte etwas Aehnliches zu schaffen. Als zur Feier des Namenstages der Herzogin Louise die beabsichtigte Festlichkeit wegen Ueberschwemmung nicht im Stern erfolgen konnte, wählte er den Ort, wo er an den Felsen schon hatte Manches arbeiten lassen. Hier ließ er das Kloster bauen und von der Erbauung desselben datirt er selbst die Anlage des Parkes, für die Karl August sich lebhaft interessirte. Er ließ Gesträuche und Bäume selbst aus England kommen. Wieland nannte aber auch mit Recht die neuen Anlagen „Goethesche Gedichte".

Wie wohl sich Goethe in seinem Garten und dem Park, in seinem Thale fühlte, das ihm immer näher, ihm selbst und andern genießbarer wurde, hat er nicht nur in vielen Briefen, sondern auch in mehreren seiner kleinen Gedichte ausgesprochen, die er meist an seine geliebte Freundin, Frau von Stein, richtete, z. B.:

„Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh',
Leb' in Liebes-Klarheit und Kraft,
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebes-Dumpfheit und Kraft hinlebt,
Und sich durch seltenes Wesen webt.

Und das reizende: „An den Mond"

Füllest wieder 's liebe Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge mild
Ueber mein Geschick.

Er fing sogar an, öfters vom Hofe sich fern zu halten, um einsam in seinem Garten zu bleiben. „Es ist auch keine Möglichkeit zu ihm zu kommen," meldet Wieland einmal, „seitdem er beinahe alle Zugänge barricadirt hat, denn alle näheren Wege zu seinem Garten gehen über die Ilm. Nun hat er zwar 3 bis 4

Brücken machen lassen, aber Gott weiß warum, denn sie sind mit Thüren versehen, die ich, so oft ich noch zu ihm gehen wollte, verschlossen angetroffen habe; da man also nicht anders zu ihm bringen kann als mit einem Zug Artillerie oder wenigstens mit einem paar Zimmerleuten, die Einem die Zugänge mit Aexten öffnen, so ist unser Einer gezwungen, das Abenteuer aufzugeben."

Die Frau von Stein nur hatte einen Schlüssel zu den Thüren.

Der verwittweten Herzogin zeigte er die Parkschöpfungen eines Abends in eigenthümlicher Weise. Man hatte in der Einsiedelei oder dem Kloster gespeist. Als man aufgestanden war, öffneten sich die Thüren und „siehe, da stellte sich uns ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision, als einer Naturscene ähnlich sah: das ganze Ufer der Ilm, ganz in Rembrandtschem Geschmack beleuchtet, ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effect machte, der über allen Ausdruck geht. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei hinabstiegen und zwischen den Felsstücken und Buschwerk längs der Ilm hingingen gegen die Brücke, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandtscher Nachtstücke, die man ewig hätte sehen mögen."

Auch andere Scenen kamen vor. Von einem hochbejahrten nun verstorbenen Mann, der einen Theil jener Zeit mit durchlebt hatte, wurde mir erzählt, Corona

Schröder habe eines Tages, in fleiſchfarbenen Tricot gekleidet, eine Guitarre im Arm, an einem der lieblichſten Punkte des Parkes geſeſſen und geſungen, während Goethe und Karl Auguſt in der Nähe auf- und abgegangen. Die Herzogin ſei unerwartet dazu gekommen und habe ſich höchſt verletzt gefühlt. Ich weiß nicht, ob dies dieſelbe Scene oder eine ähnliche iſt, von welcher Wieland berichtet, als er einſt ſeiner Frau und Familie die neuen Anlagen gezeigt: „Die Dinge, wie ſie hier ſind, wollen ſchlechterdings mit eigenen Augen geſehen und ſelbſt gefühlt werden. In den neuen Schöpfungen eſſen Goethe, der Herzog und Wedel oft ſelb drei Mittag oder verbringen in Geſellſchaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin da den Abend. Wie wir den Platz heraufgehen, begegnen wir dem Herzog. Wir kamen dann an das Grottenweſen und da trafen wir Goethen in Geſellſchaft der ſchönen Schröter, die in der unendlich edlen attiſchen Eleganz ihrer ganzen Geſtalt und ihrem ganz ſimpeln und doch unendlich raffinirten und inſidiöſen Anzug wie die Nymphe dieſer anmuthigen Felſengegend ausſah. Goethe war zwar gut, aber äußerſt trocken und verſchloſſen.“ Er ſetzt indeß hinzu, „es ſei doch das Alles am hellen Tage geſchehen und man könne gewiß der ganzen Welt, die etwas dawider habe, in's Geſicht widerſprechen.“

Das ſieht ſehr idylliſch aus, in ihm war es gar oft anders. Er ſpricht ſich darüber gern in Gleichniſſen aus: „das Element, in dem ich ſchwebe, hat alle

Aehnlichkeit mit dem Waſſer; es zieht jeden an und doch verſagt dem, der auch nur an die Bruſt hineinſpringt, der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, ſo verſchwindet ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt das Gefühl, daß Einen das Element trägt und daß man doch nicht unterſinkt, wenn man gleich nur mit der Naſe herausguckt, nun ſo findet ſich im Menſchen auch Glied und Geſchick zum Froſchweſen und man lernt mit wenig Bewegung viel thun." Ein anderes Mal ſchreibt er: „wenn Du eine glühende Maſſe Eiſen ſiehſt, ſo denkſt Du nicht, daß ſo viel Schlacken drin ſtecken als ſich erſt offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann ſcheidet ſich der Unrath, den das Feuer ſelbſt nicht abſondert und fließt und ſtiebt in glühenden Tropfen und Funken davon und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es ſcheint als wenn es eines ſo gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß ſich auch noch da zu verſtecken!"

Ja mit dem Schluſſe des Jahres ſchreibt er in ſein Tagebuch: „ich bin nicht zu dieſer Welt gemacht. Wenn man aus ſeinem Hauſe tritt, geht man auf lauter Koth und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmere, nicht klatſche und ſolche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm. Viel Arbeit in mir ſelbſt, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Weſen zwi-

ſchen den Augenknochen ſich zuſammenzudrängen ſcheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit."

Wenn ihn ſolche Gedanken und Gefühle überkamen, griff er nicht ſelten zu einem von ihm ſchon oft erprobten Heilmittel: er entfloh. So im Winter 1777 als er die berühmte von ihm auch beſungene und commentirte Harzreiſe unternahm: „Ich machte mich allein auf, zu Pferd, mit einem Mantelſack und ritt durch Schloßen, Froſt und Koth auf Nordhauſen den Harz hinein, überwand alle Schwierigkeiten und ſtand den 8. December Mittags auf dem Brocken in der heiterſten Sonne, über dem anderthalb Ellen hohen Schnee. Da war ich vierzehn Tage allein und kein Menſch wußte wo ich war. — Wie ſehr ich wieder, auf dieſem dunkeln Zuge, Liebe zu der Klaſſe von Menſchen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchſte iſt! Da ſind doch alle Tugenden beiſammen: Beſchränktheit, Genügſamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leiblichſte Gut, Harmloſigkeit, dulden .... dulden ... ausharren. Der Nutzen, den das auf meinen phantaſtiſchen Sinn hat, mit lauter Menſchen umzugehen, die ein beſtimmtes, einfaches, dauerndes Geſchäft haben, iſt unſäglich. Es iſt wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüſtigen Abſpannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zuſammenzieht."

Im Frühjahr darauf reiſete er mit dem Herzog nach Berlin. „Ich guckte nur drein, wie das Kind in

Schön-Raritäten-Kasten. Aber es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden; da ich hab sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören ...

„Ich scheine dem Ziele dramatischen Wesens immer näher zu kommen, da mich's nun immer näher angeht, wie die Großen mit den Menschen und die Götter mit den Großen spielen."

Man sieht wie mächtig die Kenntniß der Welt und der Menschen, die er als Erwerb seiner Stellung einträgt, auf sein Herz, auf sein ganzes Wesen — erkältend wirkt. Da liegt der Keim zu dem Goethe, der er später werden sollte, ein ganz anderer als der jugendliche. „Gleichmuth und Reinheit", sagt er bei seinem Berichte über jenen Besuch in Berlin weiter, „erhalten mir die Götter auf das schönste, aber dagegen welkt die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr. Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich ein Schloß auf den Berge hat. Das Schloß bewachte ich und die Stadt ließ ich in Frieden und und Kriege wehrlos; nun fang ich an auch die zu befestigen. . . Die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird. So viel kann ich sagen, je größer die Welt, um so garstiger die Farce

und ich schwöre, kein Zote oder Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mitteln und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Gradsinn erhalten wollen bis ans Ende und lieber mögen das Ende vorrücken." Bei solcher Stimmung werden auch die Aeußerungen erklärlich, die er von nun an gegen den Weimarschen Hof selbst gelegentlich fallen ließ und die verrathen, daß es ihm da nicht mehr so behaglich war, wie anfangs. „Ich will dem Hofe wohl alles zu Gefallen thun," sagt er einmal, „nur nicht bei Hofe." Und ein anderes mal: „ich halte die Hofnoth nicht einen ganzen Tag aus." Die Personen am Hofe waren sich in ihrem Wesen und ihren Ansichten gleich geblieben, die seinigen änderten sich und so stimmte er mit ihnen nicht wie sonst zusammen. Er begann Ueberdruß zu fühlen an dem muthwilligen, übermüthigen Leben, wie an dem ewigen Sichherumdrehen in Vergnügungen und Festlichkeiten. Die letztern bilden aber eine nothwendige Beigabe des Hoflebens, das ohne dieselben langweilig werden müßte. Der Anflug von Rohheit, den Karl August und einem Theil seiner Umgebung bis dahin eigen gewesen war, schliff sich nicht ab und so konnte auch zwischen ihnen und Goethe das sonstige fast ununterbrochene und übereinstimmende Zusammenleben nicht ferner bestehen; die innige Freundschaft zwischen dem Herzog und Goethe erhielt sich zwar, aber der erstere klagte gar häufig über das Stillwerden und das verschlossenere

ernſte Weſen des Freundes und ſo zeigte ſich, daß ſie ſo feſt vereint wie im Anfange nicht durch das ganze Leben gehen würden. Nur gelegentlich noch brach auch in Goethe der alte Humor und die ſonſtige Ausgelaſſenheit durch. In ſolcher Stimmung wurde z. B. die Reiſe nach der Schweiz im Herbſt 1779 erdacht und den Winter über ausgeführt. Man machte ſie zu Pferd, der Herzog, Goethe und Wedel, nur von einem Reitknecht begleitet und im ſtrengſten Incognito. Vor dem Beginn derſelben ernannte Karl Auguſt Goethe noch zum Geheimen Rath. Und wie nahm dieſer die Erhebung auf? „Es kommt mir wunderlich vor", ſchreibt er, „daß ich ſo wie im Traum mit dem 30. Jahr die höchſte Ehrenſtufe betrete, die ein Bürger in Deutſchland erreichen kann. On ne va jamais plus loin que quand on ne sait où l'on va, ſagt ein großer Kletterer dieſer Zeit." Weit erfreulicher war es ihm, ſeinen fürſtlichen Freund im Hauſe ſeiner Aeltern einführen und von der heitern glückſeligen Mutter bewirthen zu laſſen. Alles gab ihm eine Art Behagen, das er lange entbehrt hatte. Auf dieſer Reiſe beſuchte er das Grab ſeiner Schweſter und auch zwei ſeiner Geliebten wieder, um deretwillen, einmal durch eigene Schuld, das zweite Mal durch beſondere Umſtände ſein Herz ſelbſt ſchwer gelitten hatte. „Am 25. Septemb. Abends", erzählt er, „ritt ich etwas ſeitwärts nach Seſenheim, indem ich die Andern die Reiſe gerade fortſetzen ließ und fand daſelbſt eine Familie, wie ich ſo vor acht

Jahren verlaſſen hatte, beiſammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Die zweite Tochter im Hauſe hatte mich ehemals geliebt ſchöner als ich's verdiente und mehr als andere, an die ich viel Leidenſchaft und Treue verwendet habe. Ich mußte ſie in einem Augenblick verlaſſen, wo es ihr faſt das Leben koſtete. Sie ging leiſe darüber weg mir zu ſagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug ſich allerliebſt mit ſo viel herzlicher Freundſchaft vom erſten Augenblicke, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Geſicht trat, daß mir's ganz wohl wurde. Nachſagen muß ich ihr, daß ſie auch nicht durch die leiſeſte Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich aber in jede Laube und da mußt' ich ſitzen und ſo war's gut. Ein Nachbar, der uns ſonſt hatte künſteln helfen, wurde herbeigerufen; der Barbier mußte auch kommen und ich fand alte Lieder, die ich geſtiftet hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit und ich fand mein Andenken ſo lebhaft unter ihnen als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Ich blieb die Nacht und ſchied am andern Morgen von freundlichen Geſichtern verabſchiedet." Es ſcheint ihm ſehr bang um dieſen Beſuch geweſen zu ſein und die freundliche, eigentlich nicht verdiente, Aufnahme, die er fand, ihm eine ſchwere Laſt vom Herzen genommen zu haben, gleich als habe er eine Abſolution erhalten dafür, daß er einem lieblichen Mädchen das Herz gebrochen; denn er ſetzt hinzu: „ich kann

nun wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben."

Weniger schwer wurde ihm der Besuch bei Lili, die, wie er schon wußte, in Straßburg verheirathet war. Er spricht auch in ganz anderm Tone von ihr, fast wie sein Mephisto, den man in manchen Worten deutlich heraushört: „Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen; fand auch, daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet ist. Ihr Mann scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein; er ist wohlhabend, hat ein schönes Haus, einen stattlichen bürgerlichen Rang ꝛc., alles was sie brauchte ꝛc. Die schöne Empfindung, die mich begleitete, kann ich nicht sagen. So prosaisch ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehenden reinen Wohlwollen und wie ich diesen Weg daher gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht."

Auf der Rückreise aus der Schweiz fiel es dem Her-

zog plötzlich ein, einen Besuch an mehrern süddeutschen Höfen zu machen und da sie nicht eingerichtet waren, an Höfen zu erscheinen, mußten eilig passende Kleidungsstücke gemacht werden. In Mannheim wurde Goethe zu Ehren „Clavigo“ aufgeführt und zwar so, daß Jedermann zu dieser Vorstellung freien Eintritt hatte. In Stuttgart wohnten sie einer Feierlichkeit in der Karlsschule bei und bei dieser Gelegenheit sah Schiller den Dichter, dessen vertrauter Freund er später werden sollte, zum erstenmale. Das Leben an den Höfen verleidete ihm übrigens dieselben immer mehr. „Ich stehe von der Nation ein für allemal ab und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht was Halbes; indeß führ ich mich so leidlich auf als möglich. Es ist unglaublich was der Umgang mit Menschen, die nicht unser sind, abzehrt; ich spüre manchmal kaum noch, daß ich in der Schweiz war.“ In Homburg äußert er: „wir ziehen an den Höfen herum, frieren, langweilen uns, essen, schlafen und trinken noch schlechter. Hier jammern Einen die Leute. Sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich.“ Aber seine Beobachtungskunst fand doch reiche Nahrung. „Den sogenannten Weltleuten suche ich abzupassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt; was sie guten Ton heißen; worum sich ihre Ideen drehen und wo ihr Kreischen sich zuschließt. Wenn ich sie einmal in der Tasche habe, werde ich auch dieses als Drama verkehren. Interessante personae dramatis wären: ein Erb-

prinz; ein abgedankter Minister; eine Hofdame; ein apanagirter Prinz; eine zu verheirathende Prinzeß; eine reiche und schöne Dame; eine ditto häßlich und arm; ein Hofcavalier, der nie etwas anderes als seine Besoldung gehabt hat; ein Cavalier auf seinen Gütern, der als Freund vom Haus bei Hof tractirt wird; ein Abenteurer in französischen Diensten, eigentlich in französischer Uniform; ein Chargé d'Affaire, bürgerlich; ein Musikus, Virtuose, Componist, beiher Poet; ein alter Bedienter, der mehr zu sagen hat als die Minister; ein Leibmedicus; einige Jäger, Kammerdiener, Lumpen u. s. w."

Immer und überall tritt der Zwiespalt in ihm schärfer zu Tage, der Kampf zwischen dem Hofmann, der er mit Widerwillen ist, und dem Dichter. „Du süße Poesie! rufe ich manchmal aus. Ich entziehe diesen Springwerken und Cascaden so viel möglich das Wasser und schlag sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber eh' ich's mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon. Und so bin ich Reisemarschall und Reisegeheimerath und schicke mich zum einen wie zum andern." Im Jahre 1782 im Frühling machte er eine Rundreise an alle thüringische Höfe. Man empfing ihn überall sehr festlich, in Meiningen z. B. als Gesandter, „die Livreen auf dem

Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen; aber der Frau von Stein schrieb er darüber doch:

Man läuft, man rennt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemeß'nem Schritt,
Erblick ich schon von weiten.
Ein Dichter, der so manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten;
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn vieles leiden;
Er muß bei stolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegasus, o nimm ihn mit
In der Begeistrung Weiten!
Er giebt gewiß für einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden.

Auch die Erhebung in den Adelsstand hatte keinen Reiz für ihn, denn sehr gleichgiltig meldete er am 17. Novb. 1781: „die Herzogin Mutter hat mir gestern eine weitläufige Demonstration gehalten, daß mich der Herzog müsse und wolle adeln lassen. Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt und Einiges dabei nicht verhehlt.“ Man fühlte am Hofe nämlich fortwährend bei den nun einmal bestehenden Verhältnissen die Unzuträglichkeiten des bürgerlichen Standes dessen, der doch täglich mit dem Hof zu verkehren hatte. Deshalb ersuchte Karl August, wenn auch gewiß nicht auf eig-

nen Antrieb, den Kaiser Joseph, Goethe den Adel zu geben. Dieser wußte recht wohl, warum er in einen „höhern" Stand versetzt werden sollte und deshalb konnte es ihm keine Freude machen. Auch schickte er der Frau von Stein das eben angekommene Adelsdiplom mit den Worten: „ich bin so wunderbar gebaunt, daß ich mir gar nichts dabei denken kann. Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streite der politischen Elemente abgesondert, den Künsten und Wissenschaften, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!"

Da der Herzog von seinem Hetzen und Jagen noch immer nicht abzubringen war, in allem was er that „den Speck noch spickte", Goethe aber durch Ueberdruß an solchen Dingen und vielfache Pflichten von denselben zurückgehalten wurde, brach er in die Worte aus, die unser Motto bilden. Er zog sich so zurück, daß er schon 1782 sagen konnte: „ich sehe fast Niemand außer in Geschäften. Alle Wochen gebe ich einen großen Thee, von dem Niemand ausgeschlossen ist und entledige mich dadurch meinen Pflichten gegen die Societät auf's wohlfeilste. Abends bin ich bei der Stein; die Herzogin Mutter sehe ich manchmal und so fange ich an mir selber wieder zu leben und mich selbst wieder zu erkennen".

Mitten in seinem Geschäfte stak er aber noch immer voll Leidenschaften, Liebhabereien, Erfindungen, Einfällen, Grillen und Pläne. Zahlreich waren nament-

lich seine Liebhabereien. Eine derselben, welcher er am längsten treu blieb, war das Zeichnen, wie er selbst sagt:

Ich werd' auch wohl in Abrahams Schoos
Bleistift und Pinsel nicht werden los;
Bei vieler Lust und wenig Gaben
Werd' ich doch nur gekritzelt haben.

Er zeichnete namentlich viel für und mit der Frau von Stein, besonders Landschaften, doch versuchte er sich auch im Portraitiren. Damit hing seine Leidenschaft zusammen, Kupferstiche und Zeichnungen von großen Meistern zu sammeln. Er ätzte auch in Kupfer, wie er es früher schon in Leipzig gethan hatte; er bossirte in Thon ꝛc. Dazu gesellten sich bald seine osteologischen und botanischen Studien. Im Winter von 1781 schrieb er an Freunde: ich habe mir vorgenommen mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichnenacademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nützen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sichtlicher Dinge zu erkennen und zu suchen. Zugleich behandele ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt; dabei habe ich den Vortheil zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten — ein Vergnügen, welchem man in unsern ge-

wöhnlichen Welt-, Geschäft- und Hofleben gänzlich entsagen muß."

Eine Folge dieses Studiums des Knochenbaues war die Entdeckung des Zwischenkieferknochen auch bei dem Menschen, die ihm große Freude macht, obwohl die Anatomen sie nicht anerkennen wollten. Wie es um ihn aussah, zeigt folgende Schilderung: „in meiner Stube keimt arbor Dianae und andere metallische Vegetation. Ein Mikroscop ist aufgestellt. Ich kann nicht aufzählen, worauf ich in alle Naturreiche ausgehe, des stillen Chaos nicht zu gedenken, das sich immer schöner sondert und im Werden reiniget. Wenn mir nicht manchmal eine rhythmische Schnurre durch den Kopf führe, so kennte ich mich selbst nicht mehr."

Nicht blos Schnurren beschäftigten ihn. Viele seiner schönsten tiefempfundenen kleinen Gedichte sind in jener Zeit entstanden. „Wilhelm Meister" war mehrere Jahre lang eine Lieblingsarbeit in freien Stunden, obgleich er erst später, mit Schiller's Beirath, umgeschmolzen zu Stande gebracht wurde. Es läßt sich kaum begreifen, wie er bei den vielfältigen Anforderungen, die Amt, Gesellschaft, Hof, Freundschaft, Wissenschaft und Poesie an ihn machten, zehn Jahre lang in Weimar aushielt, zumal „der Sirocco der Unzufriedenheit, des Widerwillens, des Undanks, der Lässigkeit und der Prätention ihm immer entgegendampfte." Als aber gar zu allem dem die Aufgabe kam, eine erste Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten und die Noth-

wendigkeit vieles davon umzuarbeiten und zu vollenden, faßte er raſch einen Entſchluß in ſeiner alten Art: er entfloh. Er ſpielte, wie er ſich ausdrückt, das „über ein Kleines", ging wie der Rattenfänger von Hameln (jedoch allein und ohne Jemands Kind zu verleiten) in die Berge und kam in Rom wieder an's Tageslicht.

Fünftes Kapitel.

Goethe und das fürſtliche Privattheater.

Als euren Tempel graufe Gluth verheert,
War't ihr von uns drum weniger verehrt?
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erſcheint ihr, die ihr viel geſtaltig ſeid,
Im Reitrock bald, und bald im Gallakleid.
Goethe.

Es beſtand damals an manchen Höfen, wie in andern Kreiſen, die modiſche Sitte Comödie zu ſpielen, wobei ſich ſelbſt fürſtliche Perſonen bethätigten. Es geſchah dies beiſpielsweiſe in Dresden und auch in Weimar, als da in dem Brande des Schloſſes 1774 auch die Bühne vernichtet und dann die Schauſpieler-

geſellſchaft abgezogen war, ſchon vor Goethe's Ankunft, der dieſe Mode alſo keineswegs dort einführte, wie häufig berichtet wird. Es exiſtiren von Kraus gezeichnete bunte Scenenbilder aus Stücken, welche auf dem fürſtlichen Liebhabertheater in Weimar aufgeführt worden. Sie erſchienen in Heften (Weimar 1776. 8.) und enthalten z. B. aus der Operette „das Milchmädchen" Röschen (Dem. Neuhaus), Niclas (Bertuch), Caspar (Hoftanzmeiſter Aulhorn); aus dem Luſtſpiel „der Poſtzug" Baron von Forſtheim (Muſäus), Graf Reithahn (Geh. R. Schmidt), Notar (Bertuch), Baronin (Mad. Wolf), Graf Blumenkranz (Kraus ſelbſt), Hauptmann Edelſer (Kranz) ꝛc. — Goethe trat allerdings bald in den Kreis, theils als Dichter, theils als Darſteller ein und er ſpielte häufig in eigenen wie in fremden Stücken, wie man allgemein ſagt, mit großer Auszeichnung, beſonders in humoriſtiſchen Rollen. Man ſagt ihm freilich auch nach, daß er ſelten genau memorirt, deshalb viel extemporirt und dadurch die Mitſpielenden nicht ſelten in große Verlegenheit geſetzt habe, zumal er bisweilen in ſolchen Fällen nach Eingebung des Augenblicks, die trefflichſten und witzigſten Dinge in überſprudelnder Fülle vorbrachte. Er ſpielte z. B. den „Wilhelm" in ſeinen „Geſchwiſtern", den Alceſt in ſeinen „Mitſchuldigen", ſpäter den Oreſt in ſeiner „Iphigenie", den Belcour in dem „Weſtindier" ꝛc. In der letztern Rolle erſchien er im weißen Frack mit ſilbernen Treſſen, in

blauseidener Weste und eben solchen Beinkleidern. Mit ihm in diesem Stücke spielte auch Carl August, dessen Bruder Constantin, Einsiedel, Musäus, die Göchhausen, sowie Eckhof, der damals bekanntlich in Gotha engagirt war und bisweilen nach Weimar herüberkam, um Gastrollen auf dem fürstlichen Liebhabertheater zu geben. *) In Ettersburg, wo in dem Schlosse eine Bühne eingerichtet war, wie im Walde im Freien eine andere natürliche, extemporirte man wohl auch gelegentlich ganze Stücke, deren Gang Goethe vorher im Umriß anzugeben pflegte, wie er Aehnliches in „Wilhelm Meister" beschreibt. Bei solchen extemporirten, sowie bei schon bekannten Stücken, die nach kurz vorher gefolgter Anzeige aufgeführt wurden, hatte ein sehr komischer Bauer von Ettersburg, der auch die Baßgeige spielte, die Bestellungen zu besorgen, die Honoratioren einzuladen ꝛc. In Ettersburg war es übrigens, wo man die ausgelassensten Possen zur Ausführung brachte, während in Tiefurt, wo die verwittwete Herzogin ebenfalls eine kleine Bühne hatte einrichten lassen, obgleich man auch da gelegentlich im Freien spielte, meist Schattenspiele, Schäferspiele ꝛc. zur Vorstellung kamen.

*) Für seine Mitwirkung im Westindier 1777 erhielt er eine goldene achteckige Dose, 223 Thlr. an Werth, auch wurde seine sehr bescheidene Zehrung und Wohnung im Gasthofe bezahlt, die auf acht Tage nur 5 Thlr. 10 Gr. kosteten. Sd die Belege in Bertuchs Rechnungen.

Die Kosten, welche das Privattheater verursachte, bestritt Karl August aus seiner Chatoulle, während die Herzogin Amalie die der Aufführungen in Ettersburg und Tiefurt trug, denn es waren diese dramatischen Vorstellungen Unterhaltungen, die man Freunden und Gästen gab. Es versteht sich also von selbst, daß das Publicum nur aus Eingeladenen bestand und kein Billet käuflich war. Die Gäste nahmen Platz nach der bestehenden Rangordnung; die erste Bank hieß deshalb die „Geheimberathbank". Fanden die Aufführungen außerhalb Weimar's statt, in Ettersburg, in Tiefurt, in Dornburg u. s. w., so brachten Hofwagen mit Vorreitern die Gäste an den Schauplatz und nach Beendigung, meist unter Fackelbegleitung, in die Heimath zurück. Auch wurden den Zuschauern auf Kosten des Herzogs oder der Herzogin Erfrischungen gereicht, meist Punsch und daß man davon sehr mäßig genossen hat, geht aus vielen Rechnungen hervor. Es lautet z. B. eine: „10 Rthl. für 4 Bowlen Punsch, welche die Herrschaft und Noblesse bei verschiedenen theatralischen Vorstellungen genossen."

Die Bühne war übrigens keine stehende, sie mußte vielmehr jedesmal neu aufgebaut und nach der Aufführung abgebrochen werden. Für das Eine wie für das Andere bekam Mieding 3 Rthl. 12 Gr., so wie 1 Rthl. für jede Vorstellung, die er beiwohnen mußte. Die Kosten der Beleuchtung und Heizung beliefen sich jedesmal auf nur 7 Rthl. 12 Gr.

Die Rechnung über die kleinen Ausgaben bei den Proben führte Musäus und es haben sich viele erhalten. Sie belaufen sich nie über wenig Thaler, obgleich sie sich bisweilen über eine längere Zeit erstrecken. Alles bisherige Reden über die große Verschwendung, die bei diesem Privattheater getrieben worden sein soll, fällt vor den offiziellen Zahlen. So betrugen die „sämmtlichen Kosten für das Privattheater" vom 1. October 1775 bis dahin 1776 nur 631 Rthl.; vom 1. Octbr. 1776 bis dahin 1777 nur 1064 Rthl. und ähnliche kleine Summen in den folgenden Jahren.

Das Rechnungswesen ist übrigens sehr genau und bureaumäßig geführt, und auch Goethe hat alle Rechnungen über Lieferungen, die auf seine Bestellung und Anordnung gemacht wurden, mit seinem „G" bezeichnet, ehe sie bezahlt wurden.

Das erste Stück, das Goethe in Weimar verfaßte, sind die „Geschwister" und mit demselben schrieb er sich, wie es seine Art bis dahin gewesen war, etwas sein Herz Peinigendes „vom Leibe", denn es ist wohl nicht zu läugnen, wie auch Schöll (D. Mus. 1851, I.) nachgewiesen hat, daß in diesem Stücke sein Verhältniß zu Charlotte von Stein behandelt ist, die er mit glühender Leidenschaft liebte, während sie ihm nur eine geschwisterliche Leibe gestatten wollte. Die Marianne im Stück gab Kotzebues Schwester (die später an Dr. Gildemeister in Bremen sich verheirathet hat), Goethe selbst, wie erwähnt, den Wilhelm. Er scheint

in dieſer Rolle, wie überhaupt, leidenſchaftlich natürlich geſpielt und die hübſche Kotzebue etwas ſtürmiſcher als gerade nöthig war, umarmt zu haben; genug, es hieß bisher, er habe die Schweſter Kotzebues geliebt und für ſie das Stück geſchrieben. Möglich wohl, daß ſie ihm gefiel, da er ſich ja in jener Zeit „bei allen hübſchen Geſichtern herumgelogen und getrogen.“ Von einem Liebesverhältniß aber zwiſchen ihm und ihr haben Beide nie etwas wiſſen wollen, wie ſich auch ſonſt nirgends eine beachtenswerthe Andeutung darüber findet; am allerwenigſten in dem Stücke ſelbſt, in welchem dagegen ein wirklich an Goethe geſchriebener ächter Brief der Frau von Stein enthalten iſt, der um ſo mehr Beachtung verdient, als er allein, durch Aufnahme in das Stück, den Flammen entzogen wurde, welchen die vielen hundert andern geopfert worden ſind. Er iſt zwar ſehr kurz, geſtattet aber trotzdem einen Blick in das Herz der Schreiberin und in ihr Verhältniß zu Goethe.

„Es war in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft“, ſagt Wilhelm in dem Stücke: „die Welt wird mir wieder lieb“, ſchreibt ſie, „ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich mir und Ihnen Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich ſo bereit zu ſterben und ich bin's nicht mehr.“ Lieſet man aufmerkſam in den Briefen Goethes an Charlotte, ſo

wird man leicht finden, daß diese Zeilen von ihr Ende Februars oder im Anfang des März 1776 geschrieben sein müssen. Hat Goethe doch auch wirkliche Briefe in seinem Werther mitgetheilt und daß vieles Andere in seinen Dichtungen aus dem Leben wiederspiegelnd aufgenommen, ist bekannt genug; Beispiele davon werden uns auch hier noch aufstoßen.

Im April 1776 wurde durch Goethe ein glänzend ausgestatteter Redoutenaufzug arrangirt, „die Versuchung des heiligen Antonius", der nach den vorliegenden Rechnungen 120 Thlr. kostete *).

Seine nächsten Schöpfungen sind zu allermeist Gelegenheitsstücke, die er zur Feier von Geburts- und Namenstagen oder zur Erheiterung des Hofes für die Bühne desselben schrieb und in denen er nicht selten dem Humor den Zügel ganz und gar schießen ließ, oder auch Lehre und Warnung im Gewande der Dichtung darbot. Zu den letzteren Stücken gehört „Lila", in welchem er offenbar dem jungen Fürstenpaare einen Spiegel vorhalten und den Versuch machen wollte, die zwischen Karl August und Louise bestehende Disharmonie zu lösen. Freilich hat er in der Ueberarbeitung, in welcher wir „Lila" nur kennen, das Meiste getilgt, das

*) Die Redouten, auch in dem neuen Theater, waren frei. Der Herzog bezahlte für jede dem Entrepreneur 50 Thlr. und Jedermann, „der sich dazu qualifizirt und ein Billet aus den Marschallamte ablangen läßt, kann frei passiren, für den Entrée-Gulden zehren oder ihn der Pharobank zu lösen geben."

in directer Beziehung auf wirkliche Verhältnisse stand, wie er es ja auch z. B. bei vielen seiner Gedichte gethan hat. Es schimmert indeß noch genug durch, das deutliche Fingerzeige bietet. Ehe ich aber näher darauf eingehe, ist eine Angabe Riemers zu berichtigen, die von Anderen ohne Weiteres angenommen worden ist.

Am 9. Januar 1777 schrieb nämlich Goethe an Oeser in Leipzig: „wir wollen der Herzogin Louise zu ihrem Geburtstage auf unsern Bretern ein neu Stück geben und bedürfen dazu eines hintersten Vorhangs zum Wald. Wir möchten auf diesem Prospect gern eine herrliche Gegend vorstellen, mit Hainen, Teichen, Architecturstücken ꝛc., denn es soll einen Park bedeuten.“ Oeser kam und malte den Prospect, Riemer aber sagt, das Stück sei die Proserpina gewesen. Das ist ganz offenbar ein Irrthum. Das Stück war vielmehr „Lila,“ das Goethe im December des vorigen Jahres geschrieben hatte, denn er meldet am 3. December der Frau von Stein: „heute habe ich den ersten Act geschrieben; grüßen Sie den Freund Oger;“ und am 4. Januar 1777: „da haben Sie das neue Stück.“ Daß es „Lila“ war, deutet erstens jener „Oger“ an, der darin vorkommt und von dem Oberstallmeister von Stein gespielt wurde. Zweitens erscheint im 4. Act der „Lila“ eine Decoration, welche der vorstehenden Beschreibung nach die bei Oeser bestellte war, denn es heißt: „der hintere Vorhang öffnet sich. Man erblickt einen schön geschmückten Garten, in dessen Hintergrunde

ein Gebäude mit sieben Hallen steht." Die Decoration zur Proserpina ist aber „eine öde felsige Gegend mit einer Höhle im Hintergrunde; auf der einen Seite ein Granatbaum mit Früchten." Noch nicht genug. Im 4. Band von „J. W. Goethe's Schriften" (Frankf. u. Leipz. 1783) befinden sich von S. 219—228 sämmtliche „Gesänge aus Lila, Schauspiel aufgeführt auf dem Privattheater zu Weimar am Geburtstage der Herzogin 1777." Auch im Theaterkalender von 1778 wird erzählt, daß im vorigen Jahre ein ungedrucktes Schauspiel von Goethe „die gute Frau" (wie Lila anfangs hieß) auf der Weimarischen Privatbühne verschiedene Male gegeben wurde, ein untermischtes Drama mit Feerei, Gesang, Aufzügen und allerhand Feierlichkeit."

Wie das Stück jetzt vorliegt, wird darin durch allerlei Feerei eine Frau geheilt, die in der Abwesenheit ihres Mannes immer in Sorgen war und die Gefahren sich doppelt lebhaft vorstellte, endlich nach einem falschen Gerüchte glaubt, er habe bei einem Unfalle gar sein Leben eingebüßt, sich aus Verzweiflung in einen Wald flüchtet und alle ihre Freunde, selbst ihren Mann, für Schattenbilder hält." In der ersten Gestalt des Stückes wurde darin auch der Mann gebessert, der seinen Antheil an der Disharmonie des Paares hatte, denn die Fee Almaide singt:

„Wer bist du seltner Mann,
Dem wirthliches Beginnen
Nichts abgewinnen kann?"

Man wird hieraus ſchon deutlich erkennen, was das Stück bezweckt; daß aber in dem poetiſchen Spiele wirklich ein ernſter Sinn verborgen lag, ſpricht das Lied geradezu aus, das gleich bei Beginn des Stückes ſich direct an die Herzogin Louiſe mit den Worten wendete:

„Was wir vermögen
Bringen wir
An dem geliebten Tage dir
Entgegen,
Du fühlſt, daß bei dem Unvermögen
Und unter Zaubermummerei,
Doch guter Wille und Wahrheit ſein.“

Doch ich laſſe als Reliquie noch ein Lied der Fee Almaide folgen, das jetzt ſich nicht mehr in dem Stück befindet und an Lila's Gatten gerichtet war:

Entehrt iſt mein Gebot!
Und ſoll dir vergeben?
Geh, ende dein Leben
In ſtreitender Noth!

Und wenn in Ungewittern
Dein Herz vergebens fleht,
Dann fühle mit Zittern
Das Glück, das Du verſchmäht.

In dem Baron Sternthal läßt ſich der junge Herzog kaum verkennen (in dem Dr. Veracio hat Goethe ſich ſelbſt geſchildert, wie er die Rolle auch ſpielte), der Oberſtallmeiſter von Stein im Grafen Altenſtein, der die Zeit nach den Pferdemärkten berechnet, ſich theil-

nehmend nach einem Schimmel erkundiget, in den Stall läuft, haſtig und in kurzen Sätzen ſpricht und erklärt: „ich will den Oger machen; etwas Wildes iſt ſo immer meine Sache.“ Auch ließ Goethe in dieſem Stücke von der Bühne herab Diejenigen, welche gerade damals allerlei Gerüchte über ihn und den Hof in die Welt hinausſchrieben, mit den Worten an: „Da gibts ſolche politiſche alte Weiber, die weitläufige Correſpondenzen haben und immer etwas Neues brauchen, woher es auch kommt, daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird. In der Welt iſt im Grunde des Guten ſo viel als des Böſen, weil aber Niemand leicht was Gutes erdenkt, dagegen Jedermann ſich einen großen Spaß macht was Böſes zu erfinden und zu glauben, ſo gibts der favorablen Neuigkeiten ſo viel.“

Die Ausſtattung des „am 30. Januar 1777 aufgeführten neuen Stückes Lila des Herrn G. L. R. Goethe“ war eine der koſtſpieligſten, denn der Aufwand belief ſich auf 516 Thlr. Oeſer ſcheint viel für die Decoration bekommen zu haben (eine Rechnung darüber ſah ich nicht), denn die Malerei durch Schumann koſtete nur 57 Thlr. 18 Gr., darunter die „Höhle nebſt Couliſſen“ 70 □ Fuß, 8 Thlr. 18 Gr.; Mieding bekam 42 Thlr. für ſeine ſämmtliche Arbeit; die Waaren zur Garderobe wurden mit 61 Thlr. bezahlt u. ſ. w. Als ein Beleg zu anderen Ausgaben dient ein Billet von Goethe's Hand an Bertuch, das auf die Quittung geklebt iſt und lautet: „ich muß den erſten Muſicis auch

ein Douceur für ihre Bearbeitung machen. Ingleichen dem Stadtmusikus was geben. Dazu übersende Seckendorf 42 Thlr., er wird's austheilen. Auch gieb' mir zwei Louisd'or für Aulhorn. G."

Es waren zu „Lila" auch „5 Stück große Masken als Vögel", die 40 Thlr. kosteten, verfertiget worden; man brauchte sie aber nicht und verwendete sie später bei einer Redoute.

Erwin und Elmira war schon gedruckt; da aber die Herzogin Amalie selbst diese Operette componirte, so schrieb Goethe zwei neue Arien dazu. So kam sie 1777 zur Aufführung und Lenz richtete ein Dankgedicht an die fürstliche Componistin. Jene zwei Arien zur ersten Scene hat Goethe indeß in den späteren Abdrücken wieder weggelassen und so mögen sie hier stehen.

Olympia: Ihr sollt genießen —
Und darbt im Ueberfluß.
Die Jahre, sie fließen,
Man darbt — man muß!
Zu seligem Umfangen
Drängt sich die Brust empor;
Mit quälendem Verlangen
Horcht jedem Laut dein Ohr;
Im Morgenrothe freuet
Dein eignes Bildniß dich
Und himmelab bestreuet
Der Weg mit Blumen sich.

Elmira: Was sind all' die Seligkeiten
Jener flachen Jugendzeiten

Gegen dieſen Augenblick.
Da mein Herz ſein volles Glück
Aus der holden Schwermuth trinkt;
Da ich himmelwärts mich ſehne
Und in bitterſüßer Thräne
Eine Welt im Auge blinkt.

Im Carneval 1777 ſpielte man „Leben und Thaten, Tod und Elyſium der weiland berühmten Königin Dido von Carthago. Eine noch nie geſehene Tragödie in 31 Aufzügen.“

Ob die Poſſe von Goethe, iſt nicht gewiß, ſeine Mutter aber ſchreibt darüber: „So ein Spectacul iſt unter dem Monde weder geſehen noch gehört worden. Unter andern iſt Hanswurſt Cartagiſcher Bürgermeiſter und Nebenbuhler des Aeneas. Ferner iſt die Scene in den erſten 15 Akten auf der Erde und noch in dieſer Zeitlichkeit, bald zu Carthago, bald im Walde, bald auf dem Markt, im Zimmer ꝛc.; die folgenden zehn werden in der Hölle tragirt, die letzten ſechs aber ſpielen im ſchönen Elyſium. Mit einem Wort, das Ding muß man leſen, wenn der Unterleib verſtopft iſt, und vor die Cur bin ich Bürge.“

Ganz beſonders lebhaft begann das Jahr 1778 mit allerlei Muthwillen und Tollheit, fratzenhaften Ständchen, extemporirten Comödien und andern theatraliſchen Spielen, namentlich in Ettersburg, unterbrochen von wilden Jagden und Schweinehatzen, bei deren einer, am 6. Jan., Goethe in Lebensgefahr kam, da

ihm der Jagdspieß in einem anlaufenden Schweine zerbrach. Der Geburtstag der Herzogin Louise wurde mit einem neuen Stücke gefeiert, an welchem der Dichter schon im September 1777 zu arbeiten angefangen hatte. Er schreibt an Frau von Stein: „eine Tollheit habe ich erfunden, eine komische Oper, so toll und grob als möglich, Wenn Seckendorf sie componiren will, kann sie den Winter gegeben werden," und an Merck meldet er nach der Aufführung: „beiliegend kriegst Du meine neueste Tollheit, daraus Du sehen wirst, daß der Teufel der Parodie mich reitet. Denke Dir nun dazu alle Acteurs bis zur Carricatur physiognomisch! Von der Kleidung sieh eine Probe bei der Mutter nach einer Zeichnung von Kraus."

Nach den Nachrichten, die sich erhalten haben, ist das unter dem Titel „der Triumph der Empfindsamkeit" in Goethes Werken enthaltene Stück kaum ein Schatten von jener „Tollheit", die unter dem Namen „die geflickte Braut" zur Darstellung kam. Seckendorf legte eine zu einem ganz andern Texte gemachte Musik unter, was die Parodie nur noch verstärkte. Das Stück geißelte die Mondscheinsucht, die Empfindelei-Manie und Gefühlsschwärmerei jener Zeit in der derbsten Weise. Eingeflochten waren eine Menge Anecdoten und Sticheleien auf Schwächen von vielen Personen am Hofe, die jetzt sämmtlich herausgestrichen sind, mit Ausnahme z. B. dessen, was der geh. Rath von Schardt zu erzählen pflegte, daß ihm nämlich einmal, als er im

Grase gesessen, Ameisen in die Beinkleider gekrochen wären. Sich selbst hatte Goethe eben so wenig geschont, und da Carl August am meisten über die Späße lachte, durften die andern, die verhöhnt und verspottet waren, und es mit anhören mußten, nichts übel nehmen. Der Merculo ist jedenfalls der treu copirte Knebel, der in jener Zeit gesprochen haben mag, wie er als Merculo verspottet wird, wenn Fräulein von Lengefeld (später Schillers Frau) ihn, wie sich nicht bezweifeln läßt, richtig geschildert hat. Ganz entfernt sind jetzt die Scenen bei dem Orakel, welche die freche Habgier und Bestechlichkeit der Orakeldiener mit starker Hindeutung auf kirchliche Verhältnisse geißelten. Der Hauptspaß in dem Stücke aber bestand darin, daß statt der lebendigen Braut, die von Corona Schröter dargestellt wurde, eine ihr ganz ähnlich in Weiß mit Gold gekleidete Puppe auf die Bühne gebracht und ihr da der Leib aufgeschnitten wurde, aus dem man damalige Modebücher, welche die Schwärmerei nährten, auch „Werthers Leiden" herausholte. Jedenfalls um Wielands Alceste zu verspotten, schob Goethe, „freventlich" wie er später sagte, seine „Proserpina" ein, die damals in Prosa geschrieben war und erst später versartig abgetheilt wurde. *)

*) Sie begann: „Halt! Halt einmal, Unselige! Vergebens irrst du in dieser rauhen Wüste hin und her. Endlos liegen sie vor dir die Trauergefilde und was du suchst, liegt immer hinter dir. Nicht vorwärts, aufwärts auch soll dieser Blick nicht steigen.

Wie die Musik beschaffen war, mag man daraus abnehmen, daß in dem Lied an den Mond:

Du gedrechselte Laterne
Ueberleuchtest alle Sterne
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägst du der Sonne mildesten Glanz —"

ein langer Triller auf das Wort „Schnuppe" kam.

Böttiger erzählt, das Stück sei mit fürstlichem Aufwande in Scene gesetzt werden und habe mehr als zweitausend Thaler gekostet.

Es ist diese Angabe wieder ein aus der Luft gegriffenes Geschwätz, denn sämmtliche Rechnungen sind noch vorhanden und ich habe sie selbst durchgesehen. Die „sämmtlichen Kosten des neuen Stücks auf Sereniſſimä Geburtstag" betragen nämlich 398 Thlr. 22 Gr. 1 Pf. Den bedeutendsten Aufwand dabei machte die Garderobe, da die Waaren mit 241 Thlr. bezahlt wurden. Corona Schröter muß in prachtvoller Kleidung erschienen sein, denn ihr Kleid allein kostete 66 Thlr. 8 Gr. Von Interesse wird für viele die Rechnung Miebings sein, des „Directors der Natur", der die Maschinerie zu liefern hatte. Sie möge wörtlich hier stehen:

Zu der neuen Comödie am 30. Jan. habe ich an Tischlerarbeit geliefert:
Eine Stellage zu einer Laube mit
Gehäuse . . . . . 6 Thlr. — Gr.
Oben darauf eine Maschine zum

Mondschein mit Hülsen zum Drehen und zwei Flügel . .	3	=	—	=
Ein großes Rad mit Kurbel zum Drehen	1	=	16	=
„Eine stellasche mit 4 Korbeln zu einem Wasser Fall“ . . .	3	=	12	=
4 Stellagen zu Felsen freistehend und zwei Rasenbänke . . .	3	=	12	=
5 Stück Kasketts mit Federbüschen wie ein Helm gemacht . .	7	=	12	=
3 Tambourins mit Schellen . .	2	=	—	=
Ein „Pobbe“ in Lebensgröße . .	2	=	12	=
7 Stück Dolche mit Scheiden groß und klein	3	=	11	=
4 Stück lederne	—	=	16	=

Das ist alles; der Wasserfall, geschnittenes Glas, kostete ebenfalls sehr wenig. Die Malerei, die Schumann lieferte, betrug 24 Thlr., darunter z. B. „ein Mondschein gemalt, 1 Thlr.“ Die Haartour der Puppe kostete noch 2 Thlr. und die 7 Pfund Werg, mit der sie ausgestopft war, wurden mit 7 Gr. bezahlt. Ihre Bekleidung wurde von den schon angeführten „Waaren“ genommen. Aulhorn bekam „für 83 Stunden Balletprobe“ nur 20 Thlr.

In dem Prolog zum vierten Act ist übrigens die damals aufkommende Mode der Parkanlagen mit scharfer Lauge begossen, obwohl man selbst bald genug anfing den Park zu schaffen. Es heißt z. B.:

Sonst dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat;
Aber hier? Sechs Meilen herum sind keine
Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht satt;
Damit verschütten wir den Boden,
Wo das weichste Gras,
Die liebsten Blümchen blühen, und warum das?
Alles um des Mannichfaltigen willen.
Ein frischer Wald, eine feine Wiese,
Das ist uns alles alt und klein;
Es müssen in unserm Paradiese
Auch Dorn und Distel sein.
Dafür aber auch graben wir in dem Haine
Elysiums die schönsten Bäume aus
Und setzen sie, wo wir es eben meinen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Hölle
Um des Cerberus Hundehaus
Und formiren das zu einer Kapelle.
Denn Notabene! in einem Park
Muß alles Ideal sein,
Und, salva venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine schöne Schal' ein.
So verstecken wir zum Exempel
Einen Schweinestall hinter einem Tempel,
Und wieder ein Stall, versteht mich schon,
Wird gerabewegs ein Pantheon.
Die Sach' ist, wenn ein Fremder dann spaziert,
Daß alles wohl sich präsentirt;
Wenn's dem dann hyperbolisch dünkt,
Posaunt er's hyperbolisch weiter aus;
Freilich der Herr vom Haus
Weiß meistens wo es stinkt.

Eine dramatische Festlichkeit im Freien, zur Feier des Namenstages der Herzogin Louise, 25. Aug., hat

Goethe ſelbſt ausführlich beſchrieben (nur mit falſchem Datum). Man hatte bereits allerlei Vorbereitungen in dem „Stern“ getroffen, aber nach einem Gewitter trat eine große Ueberſchwemmung ein und vereitelte alles, denn es war auf das Local berechnet. Man mußte alſo etwas anderes erdenken und kam zu dem Plane, die Feſtlichkeit an die Höhe am andern Ufer der Ilm, in der Nähe des Wegs nach Belvedere zu verlegen, an eine Stelle, wo hinter der Mauer ſich eine Gruppe alter Eſchen emporhob. Man ebnete unter denſelben einen Platz und baute in dem ſchon damals wirkenden Mönchsſinn eine Einſiedelei, ein Zimmerchen, das man mit Stroh bedeckte und mit Moos bekleidete. Drei Tage und drei Nächte ließ Goethe da arbeiten, und zwar ſo ganz im Stillen, daß Niemand am Hofe und in der Stadt etwas davon erfuhr. An dem beſtimmten Tage kleidete ſich eine Geſellſchaft in weiße Kutten, Kappen und Ueberwürfe; der Hof war eingeladen und kam; die Mönche gingen ihm entgegen und es wurde ein von Seckendorf geſchriebenes Dramolet geſprochen, das Goethe in ſeinen Werken aufbewahrt hat. Goethe ſelbſt befand ſich unter den Mönchen als Pater Decorator, von dem es heißt:

„Und dieſer iſt Pater Decorator,
Der all' unſern Gärten und Bauwerk ſteht vor;
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geſchlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verſchaffen;
Denn wenn der was angreift, ſo hat er nicht Ruh,

Stopfet Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald grabaus, bald zickzack der Breit und der Länge;
Sogar auch den Ort, den sonst Niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert."

Der Pater Guardian lud den Hof in das kleine Zimmer, wo um eine Tafel auf einem reinlichen aber groben Tischtuche, um eine Bierkaltschale, eine Anzahl irdener tiefer Teller und Blechlöffel zu sehen waren, so daß man bei der Enge des Raumes und den kümmerlichen Anstalten nicht wußte was es heißen sollte, auch die Oberhofmeisterin, Gräfin Giannini, sonst eine heitere humoristische Dame, ihr Mißbehagen nicht verbergen konnte.

Da öffnete sich die hintere Thüre und es erschien eine gegen den engen Vordergrund abstechende prächtig heitere Scene. Bei einfallender Musik sah man, hoch überwölbt und überschattet von den Aesten der Eschen, eine lange wohlgeschmückte fürstliche Tafel, welche ohne Weiteres nach dem Herkommen besetzt wurde, und an der auch die Mönche die gewohnten Plätze einnahmen. Das Ganze machte einen trefflichen Eindruck, da man an so wüster Stelle eine solche Scene nicht hatte erwarten können. — Die Einsiedelei blieb stehen und sie ist das Kloster oder das Borkenhäuschen, in dem Karl August, wie früher erwähnt, oft übernachtete und wohnte. Es wurden auch von dem so schnell geschaffenen Baue an weitere Wege gebaut,

so daß sich von diesem Louisenfeste 1778 an die Anlage des herrlichen Parks zu Weimar datiren läßt.

Zum Geburtstage der Herzogin Mutter, 20. October, brachte man Goethe's „Jahrmarkt von Plundersweilern" zur Aufführung. „Kranz, der Orchestermeister," schreibt Wieland, „Kraus als Decorateur, haben alle Hände voll zu thun und sind seit 14 Tagen fast immer in Ettersburg. Goethe kommt dann und wann, darnach zu sehen und das Werk in Gang zu bringen und die Herzogin lebt und lebt und ist in dem Allen von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften. Der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt spielt mit."

In einem Briefe an Goethe's Mutter schreibt die Göchhausen: „Also am 20. October dieses mit Gott hinschleichenden Jahres trug sich zu, daß auf dem hiesigen neu erbauten Theater der medecin malgré lui, von Einsiedel übersetzt, und das Jahrmarktsfest von Plundersweilern zu großem Gaudium aller vornehmen und geringen Zuschauer aufgeführt wurde. Drei Wochen vorher war des Malens, des Lärmens und Hämmerns kein Ende und unsere Fürstin, Dr. Wolf *), Kraus ꝛc. purzelten immer über einander her ob der großen Arbeit und Fleißes. — Die spielenden Personen im „Arzt wider Willen" waren Einsiedel als Sganarelle, Aennchen Müller seine Frau, der Kammerherr Seckendorf

*) Goethe.

Geronte, Herr Seidler Leander, Mlle. Schröter Lucinde, Mlle. Probst die Amme, Herr Wolf Goethe Lucas, der Herzog Valer, Prof. Musäus Robert. Das Stück ging sehr gut und Baron Einsiedel besonders spielte sehr fein, wie auch Dr. Wolf seinen Lucas in Bauerntracht herrlich gab.

„Zum Nachspiel erschien nun das gepriesene „Jahrmarktsfest." Dr. Wolf spielte alle seine Rollen über alle Maßen trefflich, hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich herauszuputzen, besonders als Marktschreier. Unter den Zuschauern befand sich die Erbprinzessin von Braunschweig, die große Freude an unserem Gaukelspiel bezeugte. Nach der Comödie wurde ein großes Bankett gegeben, nach welchen sich die hohen Herrschaften sämmtlich (mit Ausnahme unserer Herzogin) empfahlen, uns Comödiantenpack aber wurde noch ein prächtiger Ball bereitet, der bis an den hellen Morgen dauerte und Alles war lustig und guter Dinge. Um auch etwas von mir zu sagen, so kann ich nicht umhin, mit aller Bescheidenheit zu melden, daß ich die edle Gouvernante im Puppenspiel überaus zierlich vorgetragen habe.

„Die Rollen waren wie folgt vertheilt:

Doctor, v. Einsiedel.
Marktschreier, Goethe.
Ahasverus, Musäus.
Esther, Mad. Wolf.
Hamann, Goethe.
Mardochai, Goethe.

Tyrolerin, Corona Schröter.
Pfefferkuchenmädchen, Frl. von Wöllwarth.
Amtmann, Bertuch.
Frau Amtmann, Dem. Probst.
Tyroler, v. Seckendorf.
Nürnberger, Schalling (Hofadvokat).
Wagenschmiermann, v. Lyncker (Oberconsistorialpräsident).
Zigeunerhauptmann, Steinhart (Flötist bei der Kapelle).
Zigeunerbursch, Seidler (Oberconsistorialsecretair).
Bauer, Steinhart.
Bänkelsänger, v. Seckendorf.
Dessen Frau, Mad. Steinhart.
Milchmädchen, Dem. Neuhaus.
Marmottenbuben, v. Lyncker, v. Todtenwarth (beide Pagen)
Ochsenhändler, v. Staff (Kammerherr und Jagdjunker).
Schweinemetzger, v. Luck (Kammerherr).
Gouvernante, Frl. Thusnelde (d. h. v. Göchhausen).
Fräulein, Frl. v. Koppenfels (Tochter des Kanzlers).
Pfarrer, Kraus.
Hanswurst, Aulhorn.
Schattenspielmann, derselbe.

Eines der reichsten und schönsten Jahre für den Dichter Goethe war 1779, in welchem Iphigenie angefangen und binnen vier Wochen, in ihrer ersten Gestalt, vollendet, Tasso aber entworfen wurde.

Ueber die Entstehung Iphigeniens liegen zum Glück

manche Mittheilungen vor, die es gestatten, der Entwickelung dieser herrlichen Schöpfung zu folgen. Riemer meint zwar, die Erfindung des Stückes falle weit früher, vielleicht 1776, erwähnt wird es aber von Goethe selbst zuerst am Sonntag den 14. Februar 1779 in einem Briefchen an die Stein aus seinem einsamen Gartenhause. Dies und ein folgendes zeigen uns den Dichter recht deutlich im Schaffen: „Den ganzen Tag brüt ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüst ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht zehn Stunden geschlafen habe.“ Gleichzeitig schickte er sich an, Weimar zu verlassen, um in Gesellschaft des Hauptmanns von Castrop eine Besichtigung der Straßen des Herzogthums zu halten, und die Aushebung der Rekruten zu leiten. Deßhalb setzt er den obigen Zeilen hinzu: „So ganz ohne Sammlung, nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogryphs, will's sehr schwer sein etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen bekleidet ist. Ich habe mir Musik kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden;“ und am 23. Februar Abends: „meine Seele löset sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protocolle und Acten. Ein Quatro neben der grünen Stube, sitz' ich da und rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Scene soll ich heute absondern, denk' ich.“ Er trat nun die Reise an und aus Jena vom 1. März mel-

bete er der Freundin: „mit meiner Menſchenklauberei *) bin ich hier fertig. Mein Stück rückt.“ Am 2. März iſt er in Dornburg und er ſchreibt: „Das Stück formt ſich und kriegt Glieder. Morgen habe ich die Ausleſung, dann will ich mich in das Schloß ſperren und einige Tage an meinen Figuren boſſeln. Ich leb' mit den Menſchen dieſer Welt, und eſſe und trinke, ſpaße auch wohl mit ihnen, ſpüre ſie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrücklich ſeinen Gang .... Noch habe ich Hoffnung, daß, wenn ich am 11. oder 12. nach Hauſe komme, mein Stück fertig ſein ſoll. Es wird immer nur Skizze; wir wollen dann ſehen, was wir ihm für Farben auflegen.“ An Knebel, dem die Rolle des Thoas bei der Aufführung zugedacht war, ſchreibt er aus Apolda: „ehrlicher alter Herr König, ich muß Dir geſtehen, daß ich als ambulirender poeta ſehr geſchunden bin und hätte ich die Paar ſchönen Tage in dem ruhigen und lieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, ſo wäre das Ei halb ausgebrütet verfault. Denn von hier ſehe ich keine gute Hoffnung. Es machen mich den ganzen Abend ein Paar Hunde toll, die ich mit Befehl und Trinkgeldern nicht ſtillen kann,“ und an die Stein am 5. März: „hier will das Drama nicht fort; es iſt verflucht, der König von Tauris ſoll reden als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.“ Dieſe letzten Worte deuten darauf, daß er ſich

*) Rekrutenaushebung.

auch im Leben umsah und dies bestätiget der Brief an Knebel von diesem Tage: „von oben herab sieht man Alles falsch und die Dinge gehen so menschlich, daß man, um etwas zu nützen, sich nicht genug im menschlichen Gesichtskreis halten kann. Ich lasse mir allerlei erzählen und dann steige ich in meine alte Burg der Poesie und koche an meinem Töchterchen.“ Am 7. setzt er hinzu: „Hier war gar kein Heil und eine Scene plagt mich gar sehr. Ich denke, wenn es einmal angeht, dann rollt's wieder hinter einander.“ In Buttstädt schrieb er weiter, in Allstädt brachte er die ersten drei Acte fertig, die er dann in Weimar am 13. an Knebel mit den Worten sandte: „ nimm doch auch den Prinzen Constantin vor (der den Phlades spielen sollte), leg' ihm seine Rolle ein Bischen aus und steh' ihm mit gutem Rathe bei.“ Am 16. März ritt er schon wieder weg nach Ilmenau, aber mit dem Vorsatz: „ich komme nicht eher wieder, bis das Stück fertig ist.“ Den vierten Act schrieb er an einem Tage (am 19. März) auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau und am 28. war das Stück vollendet.

„Ich war,“ schrieb er nach Riemer in sein Tagebuch, „diese Zeit her wie das Wasser klar, rein, fröhlich.“ Am 6. April bereits, am dritten Osterfeiertage, fand die erste Aufführung der Iphigenie statt, „einigen guten Menschen Freude zu machen und einige Hände voll Salz in das Publikum zu werfen.“ Mit Corona

Schröter als Iphigenie, Knebel als Thoas, Prinz Constantin als Pylades, Secretair Seidler als Arcas, spielte Goethe selbst den Orest und Hufeland schreibt:*) „nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Oreste im griechischen Costüm in der Darstellung seiner Iphigenie machte. Man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne als damals an Goethe. Unglaublich war aber auch der Einfluß, den er damals auf die gänzliche Umgestaltung der kleinen Weimarischen Welt hatte.“ Auch Fräulein von Göchhausen äußert sich bewundernd an des Dichters Mutter: „daß der Herr Doctor seiner Schuldigkeit gemäß seine treffliche Iphigenie wird überschickt haben, hoffe ich gewiß. Ich will mich alles Geschwätzes darüber enthalten und nur so viel sagen, daß er seinen Orest meisterhaft gespielt habe. Sein Kleid war griechisch und ich habe ihn in meinem Leben nicht so schön gesehen.“

Diese erste Iphigenie war ganz in Prosa fortlaufend geschrieben, obgleich wohl absichtlich in mannichfaltigen Rhythmen, aus denen häufig die fünffüssigen Jamben fertig von selber hervortraten. Eine Abschrift dieser ersten Bearbeitnng befindet sich in der herzogl.

*) Zeitschr. f. prakt. Heilk. 1833. S. 37.

Bibliothek in Gotha, eine zweite in der großherzoglichen zu Oldenburg *).

---

*) Wenige Jahre darauf nahm er sein Stück wieder vor, um daran zu bessern, und „um zu sehen was noch der Verbesserung bedürfe," schnitt er es in Verse. Von dieser zweiten Bearbeitung erschien Einzelnes in Armbrusters schwäbischem Magazin Bd. I. 1785, und daraus in den „Ephemeriden der Literatur und des Theaters," Juni 1786 (Berlin). Da diese Bearbeitung häufig für die erste gehalten wird, so stehe daraus zur Probe hier der Anfang der 1. Scene des 1. Acts:

Iphigenie (allein).

Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel
Des heiligen Hayn's, hinein in's Heiligthum
Der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer —
Und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher!
So manche Jahre wohn' ich
Hier unter euch verborgen,
Und immer bin ich, wie im ersten, fremd —
Denn mein Verlangen steht
Hinüber nach dem schönen Lande
Der Griechen.
Und immer möcht' ich über's Meer hinüber,
Das Schicksal meiner Vielgeliebten theilen.
Weh' dem, der fern von Aeltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führet!
Ihm läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen!
Ihm schwärmen abwärts die Gedanken
Nach seines Vaters Wohnung,
An jene Stelle, wo die gold'ne Sonne
Zum erstenmal den Himmel vor ihm aufschloß;
Hin, wo das Spiel der Mitgebornen
Die sanften, liebsten Erdenbande knüpft.
Der Frauen Zustand ist der schlimmste
Vor allen Menschen:

„Seit acht Tagen," schreibt Fräulein von Göchhausen am 21. Mai an Goethe's Mutter, „sind wir (die verwitw. Herzogin) wieder mit Sack und Pack in unserm lieben Ettersburg. Es ist doch, das weiß Gott! ein schönes Leben das in Wald, Berg und Thal. Gestern hat uns der Geh. Leg. Rath ein Schäferspiel „die Laune des Verliebten" hier aufgeführt, das er, sagt er, in seinem 18. Jahre gemacht hat, und nur wenige Veränderung dazu gethan. Es bestand nur aus vier Personen, welche der Doctor, Einsiedel, das Fräulein von Wöllwarth und Mlle. Schröter vorstellten. Es ist von einem Act mit einigen Arien, die der Kammerherr von Seckendorf componirt hat. Es wurde sehr gut gespielt und wir waren den ganzen Tag fröhlich und guter Dinge."

Am 30. Mai kam Merck, dem Goethe bis Erfurt entgegenritt, den an der Hottelstädter Ecke der Herzog,

---

Will dem Mann das Glück, so herrscht er
Und erficht im Felde Ruhm;
Und haben ihm die Götter Unglück zubereitet,
So fällt er,
Der Erstling von den Seinen,
In den schönen Tod."

Die Vollendung Iphigenies, so wie sie jetzt die Werke Goethe's schmückt, ist eine Frucht seines Aufenthalts in Italien. Uebrigens wurde das Stück wenige Tage nach der ersten Aufführung wiederholt und auch im nächsten Jahre mehrmals gespielt.

die Herzogin Amalie, Wieland, Einsiedel ꝛc. empfingen und dem zu Ehren mancherlei Festlichkeiten und Aufführungen veranstaltet wurden, wie der „Jahrmarkt von Plundersweiler“ und am 12. Juni, am Tage vor seiner Abreise, „Iphigenie“, in welchem Stück diesmal der Herzog selbst den Pylades spielte.

Im Anfange des Jahres war die Gesellschaft durch die Ankunft der Gräfin von Bernstorff vergrößert worden, deren Nichte mit dem Bruder der Frau von Stein verheirathet war, und die ihren Geschäftsführer, den bekannten Bode, mitgebracht hatte. „Den Tag vor Ihrer Abreise,“ schrieb Amalie an Merck, „kam die Gräfin von B. mit Bode und sie sind bis jetzt noch hier. Es sind wahre Menschenfreunde, vor welchen man wahre Hochachtung haben muß. Da Sie wissen, daß die Schloß-Ettersburgische Nation nicht in dem besten Geruch ist, und um sich kein Dementi zu geben, so fahren wir in unserem Lebensplane fort, nämlich daß Alles, was hier auf den Berg kommt, eine Probe ausstehen muß. Die Gräfin B. hat die Probe des Theaters ausgestanden, Bode der dramatischen Dichtkunst, wovon ich Ihnen Prolog, Arien und die Affiche schicke. Ich selbst habe mich producirt, doch sind wir ziemlich mit Ehren durchgekommen. Bode staffirte nämlich aus einem alten Stücke „die Gouvernante“ ein neues zusammen. Er selbst spielte die Gouvernante sehr gut, Wedel einen sehr komischen Liebhaber, der Geh. R. Schardt seinen Bedienten, die Gräfin Bernstorff, Thusnelda, ich und

die kleine Schardt machten die Untergebenen der Gouvernante, die sich zu Ende des Stückes entfernt und ihren Zöglingen dadurch alle Freiheit läßt ihre Unarten auszutoben. Dies Alles hielten wir nun sehr geheim und an einem schönen Nachmittag ließ ich meine Kinder, die Herzogin, den Kammerherrn Seckendorf und Goethe herauskommen und wir spielten zu großem Gaudium aller Anwesenden ꝛc."

Einmal sollte ein Stück, das in Amerika spielte, „das entschlossene Mädchen", gegeben werden. Eine Festung wird durch Mädchenlist erobert. Bode war Anführer des Belagerungsheeres, ein Hauptmann von Braun Festungscommandant. Bode, ein sehr langer und ungeheuer dicker Mann, konnte für seine Rolle als Cazike keinen passenden Anzug finden und wurde deshalb in ein fleischfarbenes Gewand eingenäht. Als der Sturm gegen die Festung beginnen sollte, erhob sich der Held vom Lager, aber — da platzten ihm allenthalben die Nähte und der Vorhang mußte fallen. Auch im Nachspiel „der eifersüchtige Ehemann" ging es nicht ohne Unfall ab. Die Rolle des Liebhabers hatte Einsiedel zu spielen, er war aber kurz vor der Aufführung erkrankt und sie wurde rasch von dem schon oben genannten Hauptmann von Braun übernommen. Er lernte sie, ging zu Einsiedel und ließ sie sich von diesem überhören. Es ging leidlich, besonders wenn man auf den guten Soufleur rechnete. Als es aber zur wirklichen Aufführung kam, überfiel den tapfern Hauptmann das

Bretterfieber; er gerieth in die größte Verwirrung, doch spielte er fort bis zu der Scene, wo er bei der Geliebten von dem eifersüchtigen Ehemanne (Bertuch) überrascht wird und von diesem erstochen werden soll. Da vergaß er das Stichwort, auf das der Eifersüchtige hinter der Coulisse mit dem Dolche in der Hand wartete, stotterte und stotterte, so daß der Ehemann nicht heraustreten konnte. Auf Anrathen Goethe's, der ja der eigentliche Director schon damals war, sprang Bertuch plötzlich ohne Stichwort auf die Bühne und suchte ohne Weiteres dem Leben seines glücklichen Nebenbuhlers durch einen tüchtigen Stoß ein Ende zu machen, aber wie der Hauptmann erst durchaus mit dem Stichwort nicht heraus wollte, mochte er nun nicht sterben, nicht einmal fallen. Vergebens raunte ihm Bertuch zu verschiedenen Malen ins Ohr: „In drei Teufels Namen, so sterben Sie doch!" — er rührte sich nicht von der Stelle, blieb vielmehr kerzengerade neben der Geliebten stehen und versicherte halblaut den Umstehenden, die ihm sämmtlich zuredeten, er möchte doch endlich einmal niederfallen, er dürfe das nicht, sein Stichwort sei noch nicht gekommen. In dieser für den Dirigenten, für die Mitspielenden, wie für die Zuschauer gleich peinigenden Lage, faßte Goethe einen heldenmüthigen Entschluß und rief mit donnernder Stimme hinter der Coulisse hervor: „Wenn er von vorn nicht fallen will, so stich ihn von hinten nieder. Wir müssen ihn uns auf alle Fälle vom Halse schaffen. Er verdirbt ja das ganze Stück."

Nach dieſem Zuruf ermannte ſich auch der ſonſt ſo gewandte und energiſche Bertuch, den in dieſem eigenthümchen Falle die Geiſtesgegenwart ebenfalls etwas verlaſſen hatte. „Stirb!“ rief er mit ſchrecklicher Stimme und er führte gleichzeitig einen wohlgezielten, ſo nachdrücklichen Stoß mit der Fauſt in die Seite des Widerſachers, daß dieſer, durch das Seitenmanövre vollends ganz aus der Faſſung gebracht, diesmal wirklich zu Boden fiel. In demſelben Augenblicke erſchienen auch, von Goethe abgeſchickt, vier handfeſte Statiſten, welche die beſtimmte Ordre hatten, den Todten, er möchte wollen oder nicht, von der Bühne wegzuſchaffen. Das geſchah denn und das Stück konnte nun ungehindert weiter und zu Ende geſpielt werden.

Die Geſellſchaft gerieth in dieſem Jahre auch wieder tief in allerlei Muthwillen. So fällt in dieſen Sommer das hochnothpeinliche Halsgericht, das Goethe mit des Freundes Jacobi Roman „Waldemar“ in Ettersburg hielt. Unter einem Eichbaume wurde Einiges daraus vorgeleſen, dann ſtieg Goethe auf den Baum, hielt eine geiſtvolle Standrede gegen das Buch und nagelte daſſelbe zur Strafe und Andern zum abſchreckenden Exempel an beiden Enden der Deckel an die Eiche, ſo daß eine große Freude über die im Winde flatternden Blätter war. Jacobi war empört darüber und ſtellte Goethen zur Rede, der durch Freunde antworten ließ, der Geruch (der Prätention) ſei ihm zuwider geweſen und er habe dem Kitzel nicht entgehen können,

das Buch, zumal den Schluß, zu parodiren, nämlich daß Waldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein Paar Zeilen ändern, so sei dies unausbleiblich und nicht anders als der Teufel müff' ihn holen. Nun hatte die Herzogin Amalie, was ziemlich unbekannt zu sein scheint, in Ettersburg eine eigene Druckerei einrichten lassen und aus dieser ging eine Ausgabe Waldemar's, „mit Holzschnitten und kleinen Veränderungen" hervor. Trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, ist es mir nicht gelungen, ein Exemplar dieses Ettersburgers Druckes aufzufinden, doch vermuthe ich, die Aenderungen mögen die von Goethe angedeuteten sein. Die Herzogin Amalie selbst schickte Merken ein Exemplar und sie schreibt: „Findet die Entreprise bei dem Publicum Beifall, so wird ehestens ein neues Product an das Licht treten."

Kurz vor der Genie-Reise, die Goethe mit dem Herzoge unternahm, schrieb er der Frau von Stein: „Ein lustiger Streich ist mit Wieland passirt; es geht doch nicht närrischer her, als wo Menschen beisammen sind." Wieland selbst äußert sich über diesen „lustigen Streich" entrüstet in einem Briefe: „Was mir Leid thut ist, daß jede Polissonnerie, die man zu Weimar oder Ettersburg ausgehen läßt, Gott weiß durch welche Kanäle in die weite Welt dringt. In Kurzem wird sie auch von der Ehre instruirt sein, die mir zu Ettersburg erzeigt worden ist, nämlich daß in einer Farce: „Orpheus und Eurydice" genannt, die Arie:

„Weine nicht, o meines Lebens Abgott",

aus meiner „Alceste" auf die allerlächerlichste Art, die sich denken läßt, parodirt und dem Hohnlachen einer sehr zahlreichen Versammlung Preis gegeben worden. So sind wir nun hier! Der unsaubere Geist der Polissonerie und der Fratze, der in unsere Obern gefahren ist, verdrängt nach gerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Schaam. Ich gestehe, daß ich's müde bin und ich glaube, die Absicht ist, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, davon zu fliehen."

Die Posse war von Einsiedel nach dem Englischen bearbeitet und Wedel spielte den Orpheus. Das von Wieland erwähnte Lied wurde mit Posthornbegleitung gesungen. Wieland soll laut aufgeschrieen und den Saal verlassen haben. Einer Angabe in dem Weimarer Album nach war die Posse von Seckendorf componirt, d. h. mit unpassender Musik versehen. Bode war Pluto, Gräfin Bernstorff Proserpina, Aulhorn Charon.

Goethe schrieb nach Riemer in sein Tagebuch: „Trieben unter uns, nachdem die Damen retirirt waren, viel Thorheiten." Zwei Tage darauf waren der Herzog, Goethe und v. Wedel zu Pferde unterwegs nach der Schweiz. Goethe hat diese Reise in seinen Werken bekanntlich vorzüglich beschrieben. Sie kostete dem Herzoge viel Geld (8922 Rthl.), was daher kommen mag, daß man auf der Rückreise mehrere Höfe besuchte

Eine Frucht dieser Reise war „Jery und Bätely"

das, von Seckendorf componirt, mit dessen Kallisto das im Jahre 1780 fertig gewordene neue Theater eröffnete, das man auf der Esplanade, dem Garten der Herzogin Amalie gegenüber (auf dem Platze, wo das jetzige Theater in Weimar steht) erbaut hatte. Das Haus, in welchem sich sonst die Bühne befunden hatte, war verkauft worden und da man kein passendes Local fand, mußte man ein Theater bauen. Musäus beschreibt es in seinen „Nachgelassenen Schriften:" „es ist dergestalt angelegt, daß es nur aus einem Stockwerke besteht, das aber so hoch ist als zwei Geschosse zu sein pflegen und oben mit einer Gallerie versehen. Dieser Tanzsaal ist bei Comödien das Parterre. Das Theater ist hier unbeweglich und sehr geräumig. Hinter dem Theater gehen zwei große Flügelthüren nach dem Garten zu; wenn diese geöffnet werden, kann der Prospect sehr erweitert, auch allerlei Feuerwerke und Illuminationen außer dem Hause vorgenommen werden."

Einen Einblick in das bunte Treiben, in dem Goethe sich damals befand, giebt folgende Uebersicht: „Theaterproben, Reise nach Gotha, mineralogische Beschäftigungen, Decorationsmalerei, Wirthschaftseinrichtung des Prinzen Constantin, Feuerspritzenprobe, des Herzogs Vorbereitung und Aufnahme in die Freimaurerloge, physikalische Versuche mit dem Elektrophor in Ettersburg, zu verschiedenen Tagen wiederholtes Dictiren an den „Vögeln" und deren erste Aufführung am 18. August, Feuerbrünste an verschiedenen Orten, Fahrten zum Bergsturz bei

Kahla, Luſt und Leben in Ettersburg, Beſuche von Fremden und dazu die amtlichen Arbeiten.“

Die „Vögel“ wurden von Perſonen dargeſtellt, die in natürlichen Vogelfederſchmuck gekleidet waren; die Köpfe konnten bewegt werden, ebenſo geſchah die Hebung der Flügel und Schwänze. Der Schuhu und die Eule konnten ſogar die Augen rollen laſſen. Wieland, der ſchon wieder ausgeſöhnt war, ſchreibt über das Stück und die Aufführung: „Das ſeltſame Ding hat bei der Aufführung in Ettersburg (im Freien) einen gar poſſirlichen Eindruck gemacht. Außer der mächtigen Freude, die der Herzog und die Herzogin Mutter an dieſem ariſtophaniſchen Schwanke gehabt, iſt's auch für Goethe im Grunde tröſtlich zu ſehen, daß er mitten unter den unzähligen Plackereien ſeiner Miniſterſchaft noch ſo viel gute Laune im Satz hat.“ Corona Schröter ſprach den Epilog, in welchem bekanntlich der ſeitdem ſo oft gebrauchte Ausdruck vorkommt: „der ungezogene Liebling der Grazien.“

In den letzten Monaten des Jahres beſchäftigte ihn dichteriſch faſt ausſchließlich Taſſo, doch fand er auch Humor, das „Neueſte von Plundersweilern“ zu ſchreiben, über deſſen Entſtehung er ſelbſt in der Vorrede dieſes Gedichts in ſeinen Werken ſagt: „die Herzogin Amalie hatte die Gewohnheit, daß ſie allen Perſonen ihres nächſten Kreiſes zu Weihnachten beſcheeren ließ. In einem geräumigen Zimmer waren Tiſche, Geſtelle, Pyramiden und Baulichkeiten errichtet; wo

jeder Einzelne ſolche Gaben fand, die ihm theils für ſeine Verdienſte um die Geſellſchaft belohnen und erfreuen, theils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Mißgriffe beſtrafen und ermahnen ſollten. Zu Weihnachten 1780 verbanden ſich Mehrere dieſes Vereins, der Fürſtin gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts geringeres ſein ſollte als die deutſche Litteratur der nächſt vergangenen Jahre in einem Scherzbilde.“ Nach Erfindung und Entwurf Goethes wurde durch Kraus eine Aquarellzeichnung verfertigt, zu gleicher Zeit aber wurde ein Gedicht geſchrieben, welches die bunten und ſeltſamen Geſtalten einiger Maßen erklären ſollte. Dieſes Bild war auf einem vergoldeten Geſtelle eingerahmt und verdeckt und als nun Jedermann ſich über die empfangenen Gaben genugſam gefreut hatte, trat der Marktſchreier von Plundersweilern, in der von Ettersburg her bekannten Geſtalt (Goethe), begleitet von der luſtigen Perſon (Aulhorn) herein, begrüßte die Geſellſchaft und nach Enthüllung und Betrachtung des Bildes recitirte er das Gedicht, deſſen einzelne Gegenſtände der Begleiter, wie ſie eben vorkamen, mit der Pritſche bezeichnete. Der Scherz erfreute die Herzogin, verurſachte aber auch einigen Gegenwärtigen, die ſich getroffen fühlen mochten, einigen Verdruß. Aber er ſelbſt verſpottete ſich auch als Verfaſſer von Werthers Leiden mit den Worten:

Unter dem Leichnam auf seinem Rücken
u. s. w. *)

Zum neuen Jahre 1781 hatte Goethe „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit zu schmücken mit Maskenzügen und glänzenden Erfindungen, womit man oft eigene und fremde Noth übertäubt.“ Am Dreikönigsabende wurde z. B. im fürstlichen Kreise, unter dem sich der Prinz von Meiningen und andere Gäste befanden, das Lied von Goethe „Epiphanias:“

„Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern.“

in Costüm vorgetragen und zwar von zwei Sängern und Corona Schröter. Diese war der erste König, von dem es im Liede heißt:

„Ich erster bin der Weiß' und auch der Schön',
Bei Tage solltet ihr mich erst sehn!
Doch ach, mit allen Spezereien,
Werd' ich sein Tag kein Mädchen erfreuen.“

Am 30. Januar erschien „ein Zug Lappländer“ (S. Goethes Werke) zum Geburtstage der Herzogin Louise. Im Februar (16.), bei der 7. Redoute folgte

*) Das Bild existirt noch in Tiefurt und Goethe drückte 1816 öffentlich den Wunsch aus, es möge durch Kupferstich bekannt gemacht werden. Ich habe, mit Genehmigung des Großherzogs königl. Hoh., das Bild stechen und Nr. 12 der „Allgemeinen Modenzeitung“ v. J. 1857 beilegen lassen. Es ist für 10 Ngr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

dann ein Maskenaufzug (der Winter). Herr von Stein machte dabei den „Winter". Eine Verbrämung von Schneeflocken mit bereiften kleinen Baumästen zierte seinen Talar. Die Frau von Stein war die Nacht und Goethe der Schlaf. Goethe fürchtete, es würde dies ihres allgemein bekannten Verhältnisses wegen ein Gerede geben und fragte bei der Freundin an: wenn sie etwas Bedenkliches darin finde, werde er davon bleiben und seine Rolle von dem Prinzen übernehmen lassen, wenn er denselben auch beneiden müsse. Sie fand nichts Bedenkliches und der Aufzug ging von Statten. Auch Corona Schröter erschien darin. (Abgedruckt sind die Verse in Goethes Werken).

Die ausführlichste und zuverlässigste gleichzeitige Nachricht über ein in Tiefurt und zwar Goethe zu Ehren, zu dessen Geburtstage 1781 und zur Eröffnung des Tiefurter Theaters, aufgeführtes Stück ist in einer Recension desselben im Tiefurter Journal aus Wielands Feder enthalten.

Jupiter, dargestellt von dem Maler Kraus, mit einem colossalen Kopf von Pappe auf den Schultern, verschlingt seine Gemahlin Metis, um die Verwirklichung der Weissagung zu verhindern, er werde in Folge der Entbindung der Metis von dem Throne gestoßen werden. Nach dem Genuß der Frau bekommt er heftige Kopfschmerzen und Ganymed (von Lyncker jun.), auf einem großen Adler hinter ihm schwebend, reicht ihm die Schale mit Nectar. Die Schmerzen mindern sich aber nicht,

ſondern nehmen vielmehr noch immer zu, ſo daß Ganymed ſich in die Lüfte erhebt, um Aesculap und Vulkan zu Hülfe zu rufen. Sie erſcheinen. Aesculap, der Leibarzt der Götter, verſucht ſeine Kunſt an dem Herrſcher vergeblich. Ein herbeigerufener Cyclop läßt dem Leidenden wirkungslos an der Naſe zur Ader. Da hebt denn Vulkan, der junge Herzog Karl Auguſt, der ein Schurzfell trug, in der einen Hand einen Schmiedehammer, in der andern eine Eiſenſtange hielt, den gewichtigen Hammer, zerſpaltet mit einem Schlage den rieſigen Kopf ſeines göttlichen Vaters und — heraus ſteigt Minerva (Corona Schröter), die anfangs in ganz kleiner Figur, mittelſt einer paſſenden Maſchinerie aber zuſehend ſich vergrößernd, in ihrer ganzen ſchlanken, ſchönen Geſtalt, nur von leichter Gaze umhüllt, ſich darſtellt. Sie wird von Vater Jupiter gar freundlich aufgenommen und von allen Göttern und Göttinnen reich beſchenkt. Man bekleidet ſie mit Helm, Schild und Lanze; Ganymed ſtellt ihr die Eule zu Füßen und unter Chorgeſang und Muſik fällt der Vorhang. Im letzten Acte lieſt die neugeborene Göttin im Buche des Schickſals und findet darin den Tag der Vorſtellung des Stückes, den 28. Auguſt, als einen der glücklichſten. Sie ſagt, vor nun dreiunddreißig Jahren ſei der Welt ein Mann geſchenkt worden, der als der Beſten und Weiſeſten Einer geehrt werde. Darauf erſcheint ein geflügelter Genius in den Wolken, der Goethes Namen trägt. Minerva bekränzt dieſen Namen und reicht ihm zugleich

die ihr selbst nach ihrer Geburt von den Göttern zuertheilten Geschenke, z. B. die goldene Leier von Apollo, die Blumenkränze von den Musen. Nur die Peitsche des Momus, an deren Riemen das Wort „Aves“ (die Vögel, Andeutung auf die Goethesche Bearbeitung des Stückes) stand, verwirft sie und legt sie bei Seite, während in Feuertransparents in den Wolken „Iphigenie“ und „Faust“ erscheinen. Zum Schlusse kommt indeß Momus selbst keck herbeigelaufen und übergibt persönlich Goethe die Peitsche.

Die Wielandsche Recension darüber lautet nach dem Weimarer Album:

Meine gnädigsten Damen
wie auch
hoch- und vielgeehrteste Herren!

Ich kann mich als ein wahrer teutscher, in specie weimarischer Patriot, der ich bin, nicht entbrechen, über die eben so glücklich als unverhofft vorgestern als den 28. August 1781 erfolgte solenne Eröffnung und Inauguration des neuerbauten Tiefurtischen Hof- und Waldtheaters, Ihnen als den resp. Beschützern, Beförderern, Priestern und Priesterinnen der Tiefurtischen Musen meinen aufrichtigen und ergebenen Glückwunsch abzustatten.

Wenn ich bedenke, daß da, wo jetzt das neue Odeum, dieser wie durch einen Feenstab hervorgebrachte Tempel der tragi-komiko-pantomimisch-skiagraphischen Muse, unsern erstaunten Augen entgegenglänzt, einen Augenblick

zuvor nur eine kleine Einſiedlerhütte ſtand; wenn ich betrachte, daß die von allen Zuſchauern bewunderte Vorſtellung der erſte Verſuch dieſer Art, das Stück ſelbſt (wie alle mit dem Stempel der Genialität bezeichneten Leibes- und Geiſtesproducte) das Werk eines Momentes, das Programm die Arbeit einer Stunde und der ganze Umfang der Zurüſtungen, die ein ſolches Schauſpiel vorausſetzt, das Reſultat von zwei bis drei Tagen war, ſo ſchwillt mein Herz von edlem vaterländiſchen Stolz, ich fühle die hohe Vorzüglichkeit unſerer ebenſo erfindungsreichen als arbeitſamen Nation vor allen anderen Völkern der Welt und ich freue mich, trotz den aufgeblaſenſten untern allen teutſchen Micheln in Ober- und Niederteutſchland, daß auch ich die unverdiente Ehre habe, ein Teutſcher zu ſein.

Ich möchte nicht gerade dafür angeſehen werden, als ob ich unſerer Nation oder den Impreſſarien des neuen Tiefurtſchen Waldtheaters ein Compliment auf Unkoſten einer ſo witzigen und artigen Nation, als die Franzoſen ſind, machen wollte, aber ich kann mich doch in meinem Vergnügen über „Minervens Geburt und Thaten" nicht entbrechen zu denken, mit welchem Entzücken dies Stück in Paris würde aufgenommen worden ſein. Dieſes genialiſche und (zu ihrem Glücke) ſo leicht und in ſo hohem Grade amüſable Volk würde an einem Stücke, wie das unſrige, worin das Wunderbare mit dem Natürlichen und das Beluſtigende mit dem

Lehrreichen auf eine so seltene Art vereinigt ist, — in einem ganzen Jahre sich kaum satt sehen können.

Unsere berühmte teutsche Gleichmüthigkeit, Kaltblütigkeit oder wie soll ich's nennen? erlaubt mir zwar nicht, über irgend etwas, so neu und schön und erhaben es auch immer sein mag, in eine merkliche Entzückung zu gerathen, indessen habe ich doch mit großem Vergnügen wahrgenommen, daß das Stück bei allen Anwesenden große Wirkung gethan und das Einzige was das häufig zusammengedrängte Volk noch hätte wünschen mögen, war blos, daß etwa noch zum Beschluß ein kleines Unglück geschehen, der Saal eingestürzt oder das Theater in Brand gerathen wäre — als wozu wenigstens, was das Einstürzen betrifft, die gutherzigen Leute durch ihr neugieriges Zudrängen ihr Möglichstes nach Kräften beizutragen gefliſſen waren.

Da es über meine Kräfte geht, ein Stück, das gewissermaßen und in seiner Art schwerlich jemals seines Gleichen gehabt hat, nach Würden zu loben und sowohl der Dichter, als die Schauspieler, der Architect, der Decorateur, die Maschinisten und der Lichtputzer (als dessen Amt bei einem Schattenspiel gewiß nicht unerheblich ist) sammt und sonders das ihrige unverbesserlich gethan haben; so werden Sie, meine Damen und Herren, mich ganz gern der unnöthigen Mühe überheben, mich an eine stückweise und ausführliche Anpreisung und Anzeige dessen einzulassen, was mir an der Vorstellung vorzüglich merkwürdig gewesen.

Wo alles ſchön iſt, da iſt es ſchwer zu ſagen, was Einem am beſten gefallen hat, ſo wie Einer, der durch einen Dornbuſch geht, nicht wohl ſagen kann, welcher Dorn ihn geſtochen hat. Indeſſen bitte ich doch um Erlaubniß, blos in Rückſicht auf die Art, wie der Vater der Götter und der Menſchen ad vivum dargeſtellt worden, die Anmerkung zu machen, daß die von Jedermann bewunderte und von dem gemeinen menſchlichen Ebenmaß ſo ſtark abſtechende Proportion des Kopfes zu den übrigen Gliedmaßen in meinen Augen ein trait de génie iſt, welcher nicht genug bewundert werden kann, denn da Jupiter die ganze Welt regieren ſoll und man zu ſolchem Geſchäft wahrlich nie Kopf genug haben kann, ſo hat der Künſtler durch dieſe auch nach Minervens Geburt fortdauernde und alſo dem Jupiter natürliche Größe des Kopfes den König der Götter auf eine Art characteriſirt, welche ſelbſt einem Homer und Phidias Ehre machen würde. Sein Jupiter iſt, ſo zu ſagen, lauter Kopf; Leib und Füße, als Dinge, die er mit uns Menſchlein gemein hat, kommen dagegen in gar keine Betrachtung; ſie ſind als bloße Nebenwerke anzuſehen, welche, weil ſie die Aufmerkſamkeit des Beſchauers gar nicht erregen ſollen, von dem Kopfe als der Hauptfigur gänzlich verdunkelt und unſcheinbar gemacht werden.

Noch einen Meiſterzug habe ich in dem Profil dieſes Jupiters bewundert, welchem der Künſtler einen Ausdruck von Unbefangenheit, Gleichmüthigkeit und ſorgloſer Sicherheit gegeben hat, der ihn zu einem wahren

bon dieu oder, wenn dieser Ausdruck erlaubt sein kann, zu einem bon diable de dieu macht. Es wird dadurch angedeutet, daß Jupiter als oberster Weltregent und König sich versichert, daß alles gut geht, daß allen Leuten so wohl ist als ihm, und daß er also für nichts zu sorgen braucht und sein großes Haupt der Glückseligkeit seiner Unterthanen halber ruhig auf sein Kissen oder in den Schoß irgend einer holden Leda, Danae oder Kalista legen darf. Solche treffende Züge sind es, die den wahren Künstler über die gemeinen Werkmeister erheben und ihm für die Unsterblichkeit Gewähr leisten.

Damit ich aber gleichwohl durch ein ganz unbeschränktes Lob nicht unverdienter Weise in den Verdacht komme, als ob ich Einer von denen sei, welche nur loben können, weil sie nichts zu tadeln wissen, so bitte ich Sie, meine Herrn und Damen, um Erlaubniß, einen einzigen Fehler zu bemerken, der allen anwesenden Kennern der griechischen Alterthümer nicht anders als anstößig sein konnte und um so mehr sein mußte, da sonst in der Art, wie alle übrigen Gottheiten, besonders die neugeborne Minerva selbst dargestellt und bezeichnet wurden, die allergenaueste Uebereinstimmung mit dem griechischen Götter-Kostüm mit Vergnügen zu bemerken war, und dieser Fehler ist, daß die Liebesgöttin (deren Tauben durch die gute Art, wie sie angeflogen kamen, von so hoffnungsvoller Vorbedeutung waren) daß, sage ich, die Mutter der Liebesgötter (ich erröthe,

daß ich es ſagen muß), in einem Aufzuge erſchien, welcher dem Negligé einer Wäſcher in oder Gras-Nymphe ähnlicher ſah, als dem einzigen Putz, der ſich für die Göttin der Schönheit ziemt. Ich brauche mich hoffentlich nicht deutlicher zu erklären, aber ich kann nicht umhin zu wünſchen, daß bei etwa künftigen dergleichen Vorſtellungen das Decorum oder Koſtüme der Venus, die außer ihrem Gürtel mit keinem andern fremden Schmucke beladen ſein darf, beſſer beobachtet werden möchte. An Schönen, welche zu dieſer Stelle tauglich ſind, kann es an einem der Schönheit der Frauenzimmer wegen ſo berühmten Orte nicht fehlen, und wollte ich allenfalls (jedoch andern an ihren Anſprüchen und allenfalſigem näheren Recht unbeſchadet) die holde Jungfau N. N. (— Fräulein von Göhhauſen, die bekanntlich verwachſen war? —), welche als Artemiſia bereits ſo viel Eindruck auf das Publikum gemacht hat, unmaßgeblich dazu vorgeſchlagen haben.

Sollte jedoch die löbliche Tugend der Demuth keiner von unſern Schönen erlauben wollen, ſich in einer ſolchen Rolle gleichſam als eine Nebenbuhlerin der Schönheitsgöttin darzuſtellen, ſo dächte ich meines geringen Orts, daß es noch immer beſſer wäre, etwa einen Gypsabguß von der mediceiſchen Venus vermittelſt der erforderlichen Anſtalten auf die Schaubühne zu bringen und mit derſelben das gehörige Manövre zu machen, als wie auf die Art, wie bei der neulichen

Vorstellung geschehen ist, den Liebhabern und Kennern des Antiken ein Aergerniß zu geben.

Einige vielleicht allzuspitzfindige Kunstrichter haben auch dafür halten wollen, als ob es besser gewesen wäre, und einen weit größeren Effect gemacht haben würde, wenn die Eule oder vielmehr der Kauz der Minerva anstatt durch eine bloße Nachbildung von Pappe durch eine lebendige Person dargestellt worden wäre, als wozu es an tauglichen Subjecten, Gott sei dank! hiesigen Orts nicht gebricht. Es wäre dies, sogen diese Herren, um so nöthiger gewesen, da das Programm ausdrücklich sagt, daß die Eule sich präsentiren werde, um Minerva Kammerjungferdienste zu thun, wozu bekanntermaßen eine wirkliche Person, so sehr sie übrigens auch Kauz sein mag, sich allerdings besser zu schicken scheint, als eine von Pappe.

Ich meines Orts lasse diesen Tadel dero selbsteigenem Ermessen anheim gestellt und vereinige übrigens schießlich meine Wünsche mit denen des ganzen Publicums, daß das an einem Tage von so glücklicher Vorbedeutung, wie der 28. huj. mit so glänzendem Succeß eingeweihte Tieffurt'sche Waldtheater lange stehen und blühen, und die Unternehmer, nach einem so wohlgelungenen ersten Versuche in der skiagraphischen Schauspielkunst, sich durch den erhaltenen allgemeinen Beifall aufgemuntert finden mögen, uns noch durch viele folgende Meisterstücke dieser Art glücklich zu machen.

Ich habe die Ehre u. s. w. (was Brauch ist).

Ein Ungenannter.

Daß die Herzogin Amalie eigentlich das treibende Element bei dem heitern Leben, den theatralischen und andern Festen war, erklärt sie in einem Brief an Knebel (7 Dec. 1781) selbst: „Ich, ich lebe wie ein Fuhrmann, der die Pferde antreibt, den beladenen Karren aus dem Koth zu ziehen, aber leider steckt er so tief, daß viel dazu gehört, ihn vom Flecke zu bringen. Es wird viel und allerlei von Comödien gesprochen, französischen und deutschen, aber man hat noch nichts zu Stande kommen sehen. Ich habe mit einem Schattenspiel das Theater (in Weimar, am 24. November) eröffnet, welches die Geschichte des König Midas repräsentirt. Was darauf erfolgen wird, steht zu erwarten."

Jene Geschichte des Königs Midas scheint in jener Zeit besonders beliebt gewesen zu sein, da sie schon einmal von Wieland zu einem einactigen komischen Singspiel bearbeitet worden war, das er im Januarheft des Mercur 1775 abdrucken ließ. Im elften Stücke des Tiefurter Journal ist der „Prologus" jenes von der Herzogin zur Aufführung gebrachten „Zauberspiels" mitgetheilt. Es spricht ihn ein Magier und er beginnt mit den Worten:

Es ist dunkel und Nacht,
Habt Acht! Habt Acht!
Bald wird mein Zauber beginnen.
Schon hört mein Ohr
Der Geister Chor."

Er fährt dann mit scharfem Tadel gegen den Undank der Welt fort, die er früher mit seinen Künsten zu amüsiren bemüht gewesen, und versichert, er lasse jetzt Alles bleiben, was ihm selbst keine Freude mehr mache. Er ergötze sich mit Hülfe seines Zauberstabes:

„Magie ist's, die durch ihre Kraft
Mir aufthut jede Wissenschaft!
In die geheimsten Falten
Der Wesen und Gestalten
Senk' ich mein Auge sonnenklar;
Sie macht mir alles offenbar
Was ist, was werden wird und war."

Darauf begrüßt er die Zuschauer, kündigt ein Zauberspiel an, zu dem sich die Geister hinter dem Vorhange schon durch Gemurmel melden und bezeichnet den Inhalt des Stückes mit den Worten, daß Mancher aus Uebermuth

„Mit Künsten, von denen er nichts versteht,
Gerade sich am meisten bläht;
Dem, weil's gleichfalls oft sich fügt,
Doch Mancher, so ganz in sich vergnügt,
Mit einem entsetzlichen Meistergesicht
Von diesem und jenem sein Urtheil spricht,
Da doch von dem Wissen, worauf er sich steift,
Er kaum die elementa begreift,
Und solch' ein zwergartiger Riese gewiß
Ein gar zu possirlich Schauspiel ist;
So hab' ich durch magische Zauberkraft
Ein ähnlich Blendwerk mir heute verschafft."

Als Inhalt des ersten Actes nennt er Apollo's Wettstreit mit Pan, Mercurs Unentschiedenheit, das

Provociren des Königs Midas. Auch von dem zweiten, dritten und vierten Acte giebt er eine Voranzeige des Inhalts. Im vierten wird Midas, der da bereits mit den langen Ohren versehen ist, von der Muse durch ein Liebesbriefchen zu einem Stelldichein geladen mit dem Vorschlage, er möge vor Allem seine Perrücke ablegen.

Es ist sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß auch auch dies Schattenspiel von Goethe war; die Worte des Prologs passen sehr wohl zu seiner Stimmung und seinen Ansichten in jener Zeit. Doch giebt es nur eine einzige Hindeutung auf dasselbe in dem Briefe an die Frau von Stein am Tage nach der Aufführung (25. November), in welchem Goethe schreibt: „die Schwüre des Barbiers (im Midas) gestern waren ernsthafter als man denken mochte; er durfte das anvertraute Geheimniß wohl verschwatzen, denn sie waren nicht darauf gerichtet.“ Worauf sich aber jene Schwüre bezogen; welches Geheimniß in dem Stück verschwatzt wurde, läßt sich freilich nicht ermitteln, da es ganz verloren gegangen ist. Das Weimarer Album, das aus dem tieffurter Journal auch einige Stellen aus dem obigen Prologe mittheilt, sieht darin eine „offenbare“ Arbeit Goethes, und zwar dessen frühere Auffassung der Faustsage von der barocken und burlesken Seite. Dann führt es „König Midas“ an einer andern Stelle an, ohne Näheres von demselben mitzutheilen und übersieht, daß sein sogenannter Faust eben der König Midas ist.

„Hier fängt Alles an krank zu werden," schreibt Carl August am 8. Februar 1782; „Goethe geht gelb und bleich einher und flickt an sich herum." Dieser selbst aber meldet: „Seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Comödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen schon herzlich müde ist", und Fräulein von Göchhausen berichtet: „Comödien, Bälle, Aufzüge, Redouten u. s. w., das alles hat sich gejagt; auch Freund Goethe hat sein Goldstück zu Anderer Scherflein gelegt und auf der Herzogin Louise Geburtstag eine artige Comödie-Ballet geliefert, die folgenden Inhalts war: Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geist beleidigt und ihnen wurde dadurch das Vorrecht ewig jung zu bleiben geraubt. Sie wurden alt mit allen Feen und Zauberern, die ihnen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden, bis in gewissen Bergschluchten der große Karfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen eben fehlte. Diesen Stein zu erhalten, vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berggeister wurden beschworen, Feen, Gnomen und Nymphen thaten durch wunderbare Zaubereien ihr Bestes und das Abentheuer wurde bestanden, der große Karfunkel herbeigeschafft, geöffnet und — Amor sprang heraus. In diesem Augenblicke gingen die großen Verwandlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne

Mädchen und Jünglinge. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen untermischt und endete mit einem großen Ballet, wobei Amor der Herzogin ein Band mit den Versen übergab:

Amor, der den schönsten Segen
Dir so vieler Herzen reicht,
Ist nicht jener, der verwegen,
Eitel ist und immer leicht" u. s. w.
(S. Goethe's Werk. VI. 191.)

Drei Tage vor der Aufführung dieses Stücks starb der Theatermeister Mieding, dem Goethe das herrliche Gedicht: „Miedings Tod" gewidmet hat.

Am nächsten Freitag darauf war schon wieder ein Aufzug, neun weibliche Tugenden, die, nachdem jede Einzelne es thun abgelehnt hatte, durch die Bescheidenheit der Herzogin Kränze überreichen ließen, die mit einem Bande geflochten waren, worauf die Verse von Goethe standen „Die weibliche Tugenden u. s. w. (S. Werke VI. 190) Graf Werther führte einen Aufzug, „die vier Jahreszeiten" auf, zu dem er französische Verse gemacht hatte. Auch der Goethische „Winter" wurde wiederholt.

„Goethe ist sehr fleißig," berichtet die Göchhausen. „Er hat neuerlich seinen Egmont geendigt und arbeitet an Tasso."

Im Juli hatte er gleichwohl wieder ein neues Stück beendigt, „ein Wald- und Wasserdrama," wie er es nennt, die Operette „die Fischerin", welche, mit

Musik von Corona Schröter, im Tiefurter Parke, zum Theil am Ufer der Ilm, in der Nähe der Brücke, zum Theil auf dem durch zahlreiche Fackeln und Lampen beleuchteten Flusse selbst, dargestellt wurde. Unter hohen Erlen am Flusse waren einzelne Fischerhütten angebracht; Netze, Kähne, und Fischergeräthe befanden sich rings umher. Auf Dortchens (Corona Schröter) Heerde brannte das Feuer. Die Wirkung des ganzen Stückes aber war auf den Moment berechnet, wo die herbeigerufenen Fischer (Aulhorn war der alte, Seidler der junge Fischer) ihre Schleißen und Fackeln anzünden und sich mit den glänzenden Lichtern in Kähnen und am Ufer des Flusses rings verbreiten, um das vermißte Mädchen zu suchen. Die Zuschauer saßen, ohne es zu vermuthen, dergestalt, daß sie den ganzen sich schlängelnden Fluß hinunterwärts vor sich hatten. In dem bezeichneten Momente sah man erst Fackeln in der Nähe sich bewegen. Auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne, dann loderten auf der vorspringenden Erdzunge flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wirkung gesehen. Sie dauerte unter mancherlei Abwechselungen bis an das Ende des Stückes, wo denn das ganze Tableau noch einmal aufloderte. „Der schöne Abend, die Musik und die Beleuchtung machten das Ganze zu einer angenehmen Unterhaltung", sagt die

Göchhausen. Zuschauer hatten sich in Menge herbeigedrängt und da man auf der hölzernen Brücke den zauberhaften Effect der Wasser-Beleuchtung am besten übersehen konnte, so überlud sie sich dermaßen mit Schaulustigen, daß sie wirklich zusammenbrach. Niemand kam indeß zu Schaden. Man lachte die tüchtig aus, welche unfreiwillig ein Bad genommen hatten und betrachtete den Unfall als ein lustiges Zwischenspiel.

Da Goethe in diesem Stück mehrere von Herder übersetzte Volkslieder eingefügt hatte, wie es ja mit „Erlkönig" beginnt, so schickte er es am Tage vor der Aufführung dem Freunde mit der Zuschrift:

An Herder und dessen Gattin.

Das kleine Stück gehört, so klein es ist,
Zur Hälfte dein, wie du beim ersten Blick
Erkennen wirst, gehört euch beiden zu,
Die ihr schon lang für eines geltet. Drum
Verzeih, wenn ich so kühn und ohngefragt,
Und noch dazu vielleicht nicht ganz geschickt,
Was er dem Volke nahm, dem Volk zurück
Gegeben habe. Denn wir andern, die
Wir jeden Tag berupft zu Bette gehn,
Und dennoch kleine ausgestopfte bunte
Erlogen- wahre Vögel auf den Markt
Zu bringen von den Freunden solcher Lust
Gefordert werden, können's wahrlich nicht
Aus eignen Mitteln immer, müssen still,
Was da ein Pfau, ein Rabe dort und was
Ein Andrer hier verloren, sammelnd schleichen.
Und wenn du nun, wie man durch einen Blick
Zum Händedruck, durch den zu einem Kuß
Gelockt wird, es durch diese Blätter wirst

Zu sehn, was man gedruckt nicht lesen kann,
Weil es gespielt und nicht gesprochen wird,
Auch wohl gesprochen wird, doch schlecht geschrieben
Sich ausnimmt, o so komm, ich lade dich
In deren Namen ein, die unserm Spiel
Den Raum giebt und die Nacht um uns erhellt.
Doch darfst du, Mütterchen, dem feuchten Reich
Des Erlenkönigs dich bei kühler Nacht
Nicht anvertrauen, so entschäd'ge dich
Ein Zauberschatten, zeige dir im Bild
Den schönen Blick, wie Wald und Fluß und Thal
Auf einmal rege wird und wie die Nacht
Von Feuer leuchtet um ein loses Kind.
Weimar, 17. Juli 1782. G.

Zum Geburtstage des Herzogs, den 3. September 1782, gab die Herzogin Amalie in Ettersburg eine Fête mit einer Farce: „das Urtheil des Paris" von Einsiedel, von der man weiter nichts kennt, wie denn überhaupt vieles, was zur Erheiterung jenes Kreises geschrieben wurde, verloren gegangen ist, namentlich viele Ballette von Goethe, z. B. „die Weiber von Weinsberg", „der Rattenfänger von Hameln," von dem nur das bekannte Rattenfängerlied übrig geblieben ist. Besonderes Aufsehen erregten „die Zigeuner" von Goethe und Einsiedel, bei Fackelschein im Ettersburger Wald aufgeführt, mit Scenen und Gesängen aus der ältesten Bearbeitung des „Götz von Berlichingen". Die von Fackeln beleuchteten Bäume, die bunte Zigeunerwirthschaft, Tanz, Gesang und Hörnerklang gaben dieser Darstellung einen mächtigen Reiz und, wie häufig, schloß

das Fest ein heiterer Ball. „Die Zigeuner" von Einsiedel sind gedruckt in „Neueste vermischte Schriften," Dessau und Leipzig 1784. 2. Th. und von jener Aufführung haben sich einige Traditionen erhalten. Sie fand statt nach einer Jagd, die der Herzog auf dem Ettersberg gehalten hatte und eine zahlreiche Gesellschaft war von der Herzogin Amalie dazu eingeladen worden. Die Wagen mit den Gästen kamen an als Karl August in ledernem Koller über dem grünen Jagdrock mit den Jagdgenossen unter Hörnerklang in den Schloßhof sprengte. Bald darauf dunkelte es; die Herzogin klatschte in die Hände; auf dieses Signal stiegen Raketen im Walde auf und blitzschnell wurden bunte Lampen angezündet, die eine lange leuchtende Gasse in den Wald hinaus bildeten. Am Arme ihres Sohnes schritt Amalie in diese Lampengasse hinein und ihr folgten die Gäste paarweise bis zu dem kleinen Natur-Theater, dessen Coulissen Gebüsche bildeten. Hier zeigte sich ein Zigeunerlager; ein Feuer brannte; über demselben rauchten Kessel; die Zitter klang; gestohlenes Gut wurde gebracht; die Männer jubelten ... Der Hauptmann Adolar war Goethe, Hilaria Corona Schröter. Ein Oelbild von Kraus, der manche Scene aus jener Zeit durch seine Kunst festgehalten hat, zeigt uns jene Zigeunerscene mit Portraitfiguren. Es befindet sich heute noch, gut restaurirt, im Schloß zu Ettersburg und erinnert an die glänzendste Zeit dieser Fürstenwohnung, welche ein Dichter mit Recht „der Wartburg Sanggenossin" genannt hat.

Allmälig nahm indeß die Luft an ſolchem Selbſtſpiel ab und da man in der Stadt wieder ein eigenes Theater hatte, übergab man daſſelbe von 1784 an, wie ſonſt, einer Truppe „teutſcher Comödianten“ unter Bellomo. Am unangenehmſten war das der heitern Herzogin Amalie, die ſich beklagend ſchreibt: „Sie ſchlafen alle“, und — Griechiſch zu lernen anfing.

Sechſtes Kapitel.

Goethe und Charlotte von Stein.

Ritter, treue Schweſterliebe
Widmet euch dies Herz;
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.

Charlotte von Stein, die älteſte Tochter des Hofmarſchalls von Schardt, am 25. December 1742 geboren, war wegen ihrer ſchönen Geſtalt, die ſie durch ſtets zierliche, geſchmackvolle Kleidung zu heben verſtand, wegen ihrer einnehmenden, ausdrucksvollen Züge, ihres freundlichen, offenen Weſens, ſo wie wegen der ſichern Ruhe ihrer Haltung, einer Folge der vollendeten geſell-

schaftlichen Bildung, eine höchst anmuthige Erscheinung als Hofdame der Herzogin Amalie. Sie zeichnete sich aber auch durch scharfen Verstand, durch vielseitige gründliche Kenntnisse, durch Liebe zu Literatur und Kunst aus, während sie sich gleichzeitig mit sorgsamem Eifer und Fleiß ihren hauswirthschaftlichen Obliegenheiten unterzog. Noch 1787 schrieb Schiller, der doch sonst an allen Personen, die er kennen lernte, etwas auszusetzen hatte, über sie: „sie ist eine wahrhaftig eigene interessante Person; schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.“ Als Goethe nach Weimar kam, war sie bereits seit elf Jahren mit dem Oberstallmeister von Stein verheirathet und Mutter von sieben Kindern. Merkwürdigerweise hatte man sie vor dem Dichter, mit dem sie in eines der innigsten und zartesten Verhältnisse treten und auf den sie einen tiefer gehenden und nachhaltigeren Einfluß üben sollte als irgend ein anderes weibliches Wesen, gewissermaßen gewarnt, als durchaus noch keine Wahrscheinlichkeit vorlag, daß sie ihn kennen lernen werde. In Pyrmont nämlich, wo sich damals die vornehme Welt Deutschlands im Sommer versammelte, lernte sie 1773 den gelehrten, galanten und berühmten Arzt Zimmermann kennen, mit dem sie sich über „Götz von Berlichingen“ unterhielt, jenes Erstlingswerk Goethe's, das so ungeheures Aufsehen machte. Auch von Physiognomik war

wohl viel in der Unterhaltung die Rede. Frau von Stein ſchickte dem Arzt ihre Silhouette. Als Zimmermann im Sommer 1774 eine Reiſe nach Frankreich und der Schweiz machte, traf er in Straßburg mit Goethe zuſammen, der ſich da in Geſellſchaft von Lavater und Baſedow befand. „Ich legte," ſchreibt er der Frau von Stein, „unter hundert Silhouetten auch die Ihrige vor und Goethe ſchrieb unter dieſelbe: „es wäre ein herrliches Schauſpiel, zu ſehen wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt. Sie ſieht die Welt wie ſie iſt und doch durch das Medium der Liebe. So iſt auch Sanftheit der allgemeine Eindruck". Später wohnte ich bei ihm in Frankfurt und wenn Sie ihn einmal ſehen, denken Sie daran, daß er wegen alles deſſen, was ich ihm von Ihnen erzählt habe, drei Nächte nicht ſchlafen konnte." — In einem ſpäteren Briefe ſchreibt er: „ich ſoll Ihnen mehr von Goethe erzählen? Sie wünſchen ihn zu ſehen? Arme Freundin, Sie wiſſen nicht, wie ſehr gefährlich Ihnen dieſer liebenswürdige Mann werden könnte!"

Als Goethe wirklich nach Weimar kam und da die liebliche Frau ſah, entbrannte er ſofort in Liebe zu ihr und beſtürmte ſie in ungeſtümer Leidenſchaftlichkeit um Gegenliebe. Auch ihr mag es ſchwer geworden ſein, ihre Neigung für den geiſtvollen ſchönen Mann niederzukämpfen und ſich in den Schranken der herzlichen Freundſchaft zu halten, welche allein ihre Pflichten ihr geſtatteten. Es war eine ſchmerzensreiche Prüfungszeit für

sie, bis sie den stürmischen Bedränger ihres Herzens, bald durch ruhige, verständige Vorstellungen, bald durch würdevolles Zürnen, bald durch Thränen, Zeugnisse ihres Schmerzes, überzeugte, daß sie ihm nie etwas anderes sein möge und sein werde als schwesterliche Freundin, dies aber auch in unbegrenzter Treue und Hingebung. Allmälig fügte sich der Dichter wohl und trat, wenn auch mit wehmüthiger Resignation, in die Schranken zurück, in welche er gewiesen wurde, aber oftmals gewann die Leidenschaft der Liebe doch wieder die Oberhand und so bereitete er sich und der Geliebten häufig tiefes Leid. Es vergingen Jahre bis sich das Verhältniß zu jener Innigkeit, Zartheit und Reinheit abklärte, wie es nun bewunderns- und beneidenswerth, in den zahlreichen schriftlichen Zeugnissen Goethe's vor uns liegt. Fast jeden Morgen schrieb er der Freundin, er mochte zu Hause oder auf Reisen sein; eben so empfing er beinahe täglich früh ein Briefchen von ihr und wenn dies einmal ausblieb, fehlte ihm die rechte Stimmung für den Tag. Ihr Verhältniß war allgemein bekannt und die Briefchen, die sie einander schrieben, wurden, wenn Goethe auf der Reise war, nicht blos durch Husaren, welche den Staffettendienst verrichteten, sondern auch von Freunden und Bekannten, selbst von dem Herzog und von Stein, dem Gatten Charlottens, ohne Arg befördert. Wie groß der Glaube an die Tugend der Frau war, geht daraus hervor, daß selbst die Verläumdung und der Neid es nicht wagten, sie anzutasten

und daß Schiller 1787, als Goethe in Italien war, in Bezug auf jenes Verhältniß schreiben konnte: man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll.

Die Briefe, die wir kennen, sprechen tausendfach von allerlei Aufmerksamkeiten, die sie einander zu erweisen wetteiferten. Er schickte ihr stets die ersten und schönsten Blumen aus seinem Garten, aber auch allerlei Kostbares oder Seltenes, das er zu erlangen vermochte, in die Küche; sie sandte ihm, wenn er einsam in seinem Gartenhause saß, irgend etwas zu essen mit einem freundlichen Briefchen oder er bat sie um etwas Eßbares; er lud sich bald des Mittags, bald des Abends bei ihr zu Tische, oder er bat sie zu ihm zu Tische zu kommen, doch setzte er dann immer hinzu, sie möge Jemanden mitbringen, der ihr zusage. Sie zeichneten mit und für einander; sie lasen Englisch zusammen; er dictirte ihr oft, wenn er mit irgend einem dichterischen Werke beschäftiget war oder ließ sie das rasch Hingeworfene abschreiben; jedes einzelne Gedicht, das er schrieb, jede Scene eines Stückes, wie er sie zuerst entworfen hatte, jedes Romankapitel theilte er ihr zuerst mit oder las es ihr vor und besprach es mit ihr. Wenn beide in Weimar waren, verging sehr selten ein Tag, daß sie einander nicht sahen.

Meist besaß er etwas von ihr als eine Art Talismann — ein Band, das er um den Arm geschlungen trug, ein Halstuch, das auf seinem Herzen ruhete, einen Ring, einen Handschuh, eine Uhr von ihr.

Sie war die Vertraute aller seiner Gedanken, Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen; er hatte kein Geheimniß vor ihr, selbst seine Liebeleien und seine tollen Streiche verschwieg er ihr nicht. Zu ihr kam er, um sich Rath zu holen; ihrem theilnehmenden Herzen vertrauete er seine Sorgen; bei ihr suchte er Trost in Leid und zu ihr eilte er, wenn ihn der Muth verlassen wollte. Und nie ging er von ihr, ohne Gott zu danken, daß er ihm zu allem Glück auch eine solche unvergleichliche Freundin gegeben.

Sie war es, die ihm Vorstellungen gegen das tolle Treiben machte, dem er in Gesellschaft des Herzogs sich hingab; sie war es, der es gelang, den „Wüthigen" zu bändigen mit sanfter Hand; sie lehrte ihn minder offen und hingebend gegen Jedermann an einem Hofe zu sein; sie legte ihm die Nothwendigkeit dar, sich mit einer gewissen Würde und Vornehmheit zu umkleiden und wie pünktlich er ihrem Rathe folgte, ein wie fügsamer Zögling der klugen Frau er war, ist bekannt genug.

Seine Briefe an sie und seine Freunde strömen auch über von Betheuerungen, wie sehr er erkenne, was sie für ihn gethan und welche unbegrenzte Dankbarkeit er ihr schulde. Sie brachte ihn schon 1779 zu Stimmungen, in denen er schreiben konnte: „da die Hälfte des Lebens nun zurückgelegt ist, stehe ich doch erst da wie Einer, der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, die ich im Treiben der Welt bin, seit November 1775, ge-

trau ich noch nicht zu überſehen. Gott helfe weiter, gebe Lichter, daß wir uns nicht ſelbſt ſo viel im Weg ſtehen, und klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht ſei wie Menſchen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abende zu viel Wein zu ſich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die ſich auf den Biſſen erſtreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!"

Dem Freunde Lavater geſteht er: „der Talismann einer ſchönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, thut ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebte nach und nach geerbt und es hat ſich nach und nach ein Band geflochten, wie die Bande der Natur ſind." Gegen Knebel erklärt er: „die Stein hält mich wie ein Korkwams über dem Waſſer, daß ich mich auch mit Willen nicht erſäufen könnte;" ihr ſelbſt ſagt er, ſie ſei ſein Anker zwiſchen den Klippen und wenn er ſie nicht hätte, ginge er in die weite Welt.

Wenn er an die Vergangenheit dachte, wurde es ihm oft heiß und in Ilmenau namentlich ließen ihn die Geiſter der alten Zeit keine Ruhe. Da bricht er gegen die Freundin in die Worte aus: „hätte ich ohne Dich je meinen Lieblingsirrthümern entſagen mögen? Könnte ich die Welt ſo rein ſehen, ſo glücklich mich darin betragen als ſeitdem ich nichts mehr darin zu ſuchen habe?" — „Ich bin vergnügt, weil ich mitten durch die vielerlei Menſchen mich an dem Faden der Liebe zu Dir ſachte und ſicher winde. Wie die Mu-

ſcheln ſchwimmen, wenn ſie ihren Körper aus der Schale entfalten, ſo lern ich leben, indem ich das in meiner Bruſt Verſchloſſen ſachte auseinanderlege. Ich verſuche alles was wir zuletzt über Betragen, Lebensart und Vornehmigkeit abgehandelt haben, laſſe mich gehen und bin mir immer bewußt, und ich kann Dir verſichern, daß alle, die ich beobachte, weit mehr ihre eigene Rolle ſpielen als ich die meine." — „Ich habe gelernt auf meiner Hut zu ſein, die Leute zu beobachten, ohne es merken zu laſſen und ich ſuche mich in dieſer Kunſt alle Tage zu vervollkommnen." — „Ich lerne endlich die Welt brauchen."

„Durch dich," ſchreibt er der Freundin einmal, „habe ich einen Maßſtab für alle Frauen, ja für alle Menſchen; durch Deine Liebe einen Maßſtab für alles Schickſal. Nicht daß ſie mir die übrige Welt verdunkelt, ſie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar; ich ſehe recht deutlich wie die Menſchen ſind, was ſie ſinnen, wünſchen, treiben und genießen; ich gönne jedem das Seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung, einen ſo unzerſtörlichen Schatz zu beſitzen."

Es ſcheint des Lebens lärmende Bewegung
Mir wie ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke;
Sie leuchtet mir freundlich und treu
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne flimmern.

„Seit ich in Deiner Liebe ein Ruhen und Bleiben habe, ist mir die Welt so klar, so lieb. Unter den Menschen nenne ich Deinen Namen still für mich.“

„Ich habe in einer Nacht recht bitterlich geweint, da ich mir vorstellte, daß ich Dich verlieren könnte. Gegen alles was mir wahrscheinlich begegnen kann, hab' ich ein Gleichgewicht in mir selbst, gegen dies einzige nicht.“

„Ja, liebe Lotte, es wird mir erst deutlich, wie Du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes selbstständiges Wesen, alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich entfernt von Dir bin, wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe, mich zu harnischen, wo Du mir Schild und Schirm bist.“

Und kann er dankbarer sprechen, als er ihr 1782 aus Leipzig schreibt?

„Es ist gar schön, an einem Orte fremd sein und doch so nothwendig eine Heimath zu haben. Liebe Lotte, ich bin Dir mein Glück zu Hause und mein Vergnügen auswärtig schuldig, denn die Stille, der Gleichmuth, mit dem ich empfange und gebe, ruht auf dem Grunde Deiner Liebe.“

Die Geschichte dieser Liebe, wie sie in den ersten zehn Jahren, von 1776 bis 1786, durchlebt wurde, ist ein so

zartes, poetisches Idyll, wie es der Dichter nicht lieblicher hätte erdenken können. Es tritt recht lebhaft hervor, wenn man aus den Briefen die darauf bezüglichen Worte, gleichsam zu einem Monodrama, zusammen stellt. Man erkennt daraus das Auf- und Niederwogen der Leidenschaft bis der Sturm endlich schweigt und die Gefühlswelt der beiden Liebenden, von mildestem Liebessonnenschein überstrahlt, heiter, klar und anmuthig vor uns liegt.

Möge dieses Monodrama von Goethes Liebe zu Frau von Stein hier stehen.

1776. Jan. Ich hab liebe Briefe kriegt, die mich aber peinigen weil sie lieb sind und alles Liebe peinigt mich hier auch, außer Sie, liebe Frau, so lieb Sie auch sind.

— Liebe Frau, leide, daß ich Dich so lieb habe. Wenn ich Jemand lieber haben kann, will ich Dir's sagen, will Dich ungeplagt lassen. Du begreifst nicht, wie lieb ich Dich habe.

— Sollst mich auch ein Bischen lieb haben.

— Sie sind nun da, um geplagt zu werden. Liebe Frau, werden Sie es nur nicht überdrüssig!

— Mich verdrießt doch auch, daß ich Dich so lieb habe und just Dich!

— Febr. Ich bin voll Danks gegen Dich Engel

des Himmels. Ich muß Dir's sagen, Du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht. Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte .., nein, ich will brav sein. Ich liege zu deinen Füßen und küsse deine Hände.

(In der Nacht.) Du Einzige, die ich lieben kann, ohne daß mich's plagt — und doch leb' ich immer halb in Furcht — nun mag's! Denk an mich und drücke Deine Hand an die Lippen, denn Du wirst mir die Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, die werden nur mit meiner Unruhe und Liebe im Grabe enden. Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur Ihre Augen gesehen und da ist mir die Mücke um's Licht eingefallen.

— März. Du Einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe und Du einziges, das mir Glück wünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als Dich. Wie glücklich müßte ich da sein — oder wie unglücklich!

— Ich meine ich hätte Sie um viel lieber als sonst, das doch immer jeden Tag meist mir so vorkommt.

— All meine Thorheit und all mein Witz sind Gott weiß wohin! Geduld, liebe Frau, ach und ein bischen Wärme, wenn Sie an Ihren Gustel (sein Vorname August) denken! Es verschlägt Sie ja nichts — doch ich habe mich nicht zu beklagen. Sie sind so lieb als Sie sein dürfen. Sie könnten den einfältigen Vers

anbringen: „O Freundschaft, Quell erhabener ꝛc.", paßt aber doch nicht ganz und sagt im Grunde nichts.

— Was Sie thun ist mir recht, denn mir ist's genug, daß ich Sie so lieb haben kann und das Uebrige mag seinen Weg gehen.

— Lassen Sie's gut sein; weil ich doch nun einmal die Schwachheit für die Weiber haben muß, will ich sie lieber für Sie haben als für eine andere.

— Ich sehe wohl, liebe Frau, wenn man Sie lieb hat ist's als wenn gesäet würde, es keimt ohnbemerkt, schlägt aus und steht da — und Gott gebe seinen Segen dazu.

— April. Ich wäre selbst gekommen, wenn ich nicht einen Pik auf mich hätte, daß ich Sie so lieb habe.

— Warum mich betrügen und Dich plagen? Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel.. Ich sehe Dich künftig wie man Sterne sieht.

— Adieu, liebe Schwester, weil's doch so sein soll!

— Da meine Liebe für Sie eine anhaltende Resignation ist, mag's denn so hingehen.

Mai. Hab mich nur ein Bissel lieb; ich habe Dich lieber als Du magst.

— Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt habe, auch das gestört! Und das alles

um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst!

— Verzeihen Sie, daß ich Sie leiden mache. Ich will's künftig suchen allein tragen zu lernen.

Juni. Ich will sehen ob ich's aushalte nicht zu kommen. Gestern hatte ich wieder einige Augenblicke, in denen ich recht fühlte, daß ich Sie lieb habe.

— Sie sind lieb, daß Sie mir alles gesagt haben. Man soll sich alles sagen, wenn man sich liebt.

— Ich hab Sie viel lieber seit neulich; viel theuerer und werther ist mir deine Gutheit zu mir, aber freilich auch klarer und tiefer ein Verhältniß, über das man so gern wegschlüpft, über das man sich so gern verblendet.

Juli. Mein Herz ist ach des alten Schmerzes voll.
Leb' ich doch stets um deretwillen,
Um deretwillen ich nicht leben soll.

— Sie fehlen mir an allen Ecken; ich schleiche meinen Tag herum und es ist mir weh bei der Sache.

— Dächtest Du an mich wie ich an Dich denke? Nein, ich will's nicht, will mich an der Melancholie meines alten Schicksals weiden, nicht geliebt zu werden wenn ich liebe.

Aug. Ach, wenn du da bist,
Fühl' ich, ich soll dich nicht lieben!
Ach, wenn du fern bist,
Fühl' ich, ich lieb' Dich so sehr!

— Dein Verhältniß zu mir ist so heilig, sonder-

bar, daß ich recht fühle: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden und Menschen können's nicht sehen.

— Du hast alles was ich gethan habe von Dir los zu kommen wieder zu Grunde gerichtet.

Septbr. Wenn das so fortgeht, beste Frau, werden wir wahrhaftig noch zu lebendigen Schatten. Ich halt's nicht aus. So viel Liebe, so viel Theilnehmung, so viel treffliche Menschen und so viel Herzensdruck!

— Sie haben eine Art zu peinigen wie das Schicksal: man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es auch thut.

— Ich möchte jetzt über's Evangelium des ersten Sonntags nach Trinitatis predigen; das sollte ein trefflich Stück werden. (Vom reichen Mann und armen Lazarus.)

Octbr. Sie kommen mir eine Zeit her vor wie die Madonna, die gen Himmel fährt; vergebens daß ein Zurückbleibender seinen Arm nach ihr ausstreckt, vergebens daß sein scheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach dem Stern, die ihr über'm Haupte schwebt.

— Wenn ich mein Herz gegen Sie zuschließen will, wird mir's nie wohl dabei.

Novbr. Die Unruhe hat mich wieder bei allen Haaren.

— Die ganze Sache reißt so an meinem Innersten,

daß ich erst daran wieder spüre, daß es tüchtig ist und was aushalten kann.

1777. März. Ich kann nichts thun als Sie im Stillen lieben. Ihr Betragen zu den andern Sachen, die mich plagen, macht mir einen so seltsamen Druck auf die Seele, daß ich muß suchen mich los zu reißen.

Was mir in Kopf und Herzen stritt
Seit manchen lieben Jahren;
Was ich da trauernd jauchzt' und litt,
Muß wachend ich erfahren.

Mai. Gestern fühlt ich recht, daß Sie mich doch lieb haben; ob's nun ist, daß man's dem Kranken und Uebelbestellten mehr zeigt, oder ob der Mensch in solchem Zustand mehr Ahnung und Gefühl für die Empfindungen des andern hat?

— Ich habe Sie sehr lieb. Das hab ich schon so oft gesagt und mich dünkt, das ist eins von den Dingen, die man ohne neue Wendung immer wieder neu zu sagen glaubt.

— Sie werfen mir immer vor, daß ich ab- und zunehme in Liebe; es ist nicht so, es ist nur, daß ich nicht alle Tage so ganz fühle wie lieb ich Sie habe.

Juni. Seit Sie weg sind, fühl ich erst, daß ich etwas besitze und daß mir etwas obliegt. Meine übrigen kleinen Leidenschaften und Zeitvertreibe hingen sich nur an den Faden der Liebe zu Ihnen an, der mich durch mein jetziges Leben durchziehen hilft. Da Sie weg sind, fällt alles in den Brunnen.

— Ein Poet und ein Liebhaber ſind ſchlechte Wirthe. Iſt's wohl weil der Poet ein Liebhaber oder weil der Liebhaber ein Poet iſt? Bleiben Sie mir!

— Ich bin mit meinem Daſein und meinen Hoffnungen wie zwiſchen Himmel und Erde aufgehangen.

Juli. Es iſt jetzt mein Einziges, daß ich Sie noch liebe wie immer.

Aug. Wie lieb ich Sie habe, fühlt' ich erſt wieder in dem Augenblick, da Sie vergnügt und munter waren; die Zeit her hab' ich Sie nur leiden ſehen und das drückt mich ſo, daß ich auch meine Liebe nicht fühle.

— Ja, lieb Gold, ich glaub wohl, daß Ihre Liebe zu mir mit dem Abſein wächſt, denn wenn ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben; wenn ich da bin, wird ſie oft geſtört durch meine Thor- und Tollheit. — Ich hab' Sie doch allein lieb, das ſpür ich an der Wirthſchaft mit den übrigen Frauen.

Novb. Ich habe wunderliche Gedanken gehabt, unter andern: Ob ich Sie auch wirklich liebe oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines reinen Glaſes freut, darin ſich ſo gut beſpiegeln läßt.

1778. Jan. Es ſcheint ich ſoll wieder einmal fühlen, daß ich Sie ſehr lieb habe.

— Wir ſcheinen unſere Empfindungen neuerdings auf Spitzen zu ſetzen.

Juni. Ich bin leider an Ihre Liebe zu feſt ge-

knüpft; wenn ich mich manchmal verſuche los zu machen, thut mir's zu weh, da laß ich es lieber ſein.

Aug. Von Ihren Händen nehme ich wohl auch was ſchädlich iſt. Ich liebe Sie immer gleich.

— Liebſte, ich habe geſtern bemerkt, daß ich nichts lieber ſehe in der Welt als Ihre Augen, und daß ich nicht lieber ſein mag als bei Ihnen. Es iſt ſchon etwas Altes und doch fällt mir's immer wieder einmal auf.

Septbr. Ueberall ſuch ich Sie; auch ohne es zu wiſſen, gehe ich herum und ſuche was und endlich kommt es heraus, daß Sie mir fehlen. Daß Sie an mich denken und ſchreiben, verlang ich nicht; ich würde eiferſüchtig werden und was daraus folgt. Ich nehme Alles als Geſchenk an.

1779. März. Es iſt mir faſt unangenehm, daß eine Zeit war, wo Sie mich nicht kannten und nicht liebten. Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe und wenn Sie nicht ſo feind dieſer Welt wären, wollt ich Sie bitten zu dieſer lieben Gefährtin.

April. Soll man's gut oder bös deuten, wenn man die kindiſcheſten Empfindungen nicht los werden kann? Ich gönne und wünſche Ihnen immer Freude, und daß Sie eine kleine Luſt ohne mich genießen, macht mir einen Tag üblen Humor. Daß ſo viel Selbſtiſches in der Liebe iſt! Und doch, was wäre ſie ohne das?

Mai. Wenn ich Ihnen nur etwas anderes zu

ſchicken hätte als Blumen und immer Blumen. Es iſt wie mit der Liebe; die iſt auch monoton.

1780. Juni. Eine Liebe und Vertrauen ohne Gränzen iſt mir zur Gewohnheit geworden.

Septb. Wenn ich doch einem guten Geiſte das Alles in die Feder dictiren konnte was ich Ihnen den ganzen Tag ſage und erzähle.

— Ich möchte in dreifachem Feuer geläutert werden, um Ihrer Liebe werth zu ſein.

Oct. Was Sie mir heut ſagten, hat mich ſehr geſchmerzt und wäre der Herzog nicht mit den Berg hinaufgegangen, ich hätte mich recht ſatt geweint. Ja, es iſt eine Wuth gegen ſein eigenes Fleiſch, wenn der Unglückliche ſich Luft zu machen ſucht dadurch, daß er ſein Liebſtes beleidiget, und wenn's nur noch in Anfällen der Laune wäre und ich mir's bewußt ſein könnte! — Ich werde mich nicht zufrieden geben bis Sie für die Zukunft in ſich einen ſo ſchweſterlichen Sinn zu überreden bemühen, der auch von ſo etwas gar nicht getroffen werden kann, ich müßte Sie ſonſt in den Momenten meiden, wo ich Sie am nöthigſten habe. Mir kommts entſetzlich vor, die beſten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zuſammenſeins, verderben zu müſſen mit Ihnen, da ich mir gern jedes Haar einzeln vom Kopfe zöge, wenn ich's in eine Gefälligkeit verwandeln könnte, und dann ſo blind, ſo verſtockt zu ſein! Haben Sie Mitleid mit mir!

— Es iſt wunderbar und doch iſt's ſo, daß ich

eifersüchtig und dumpfsinnig bin, wie ein kleiner Junge, wenn Sie Andern freundlich begegnen.

— Ich weiß nicht warum, aber mir scheint, Sie haben mir noch nicht verziehen. Ob ich Vergebung verdiene, weiß ich nicht, Mitleiden gewiß. Ich denke der Baum unserer Freundschaft ist lange genug gepflanzt und fest genug gewurzelt, daß er von den Unbilden der Jahreszeit und der Witterung nichts mehr zu besorgen hat.

Novb. Ihrer Liebe wieder ganz gewiß, ist mir ganz anders. Es muß mit uns, wie mit dem Rheinwein, alle Jahr besser, werden.

1781. Jan. Reime kann ich nicht schicken, denn mein prosaisch Leben verschlingt diese Büchlein wie ein weiter Sand, aber die Poesie meine Beste zu lieben, kann mir nicht genommen werden.

— Ich habe keinen zusammenhängenden Gedanken, sie hängen aber alle zusammen an Ihnen.

Febr. Wenn ich so wohl wäre als ich Sie lieb habe, müßte ich recht sehr wohl sein.

— Lieben Sie mich; ich will versuchen es zu verdienen.

März. Aus Zerstreutheit tauche ich eben die Feder in den brennenden Wachsstock, der auf dem Tische steht; sie scheint nach dem heftigsten und reinsten Elementen zu verlangen, da ich in Begriff war Ihnen zu sagen, daß ich Sie unendlich liebe.

— Weder der Tag, noch der Frühling, noch die Liebe werden immer wiederkehrend alt.

— Ich sehne mich nach Ihren lieben Augen, die mir gegenwärtiger sind als irgend etwas Sicht- oder Unsichtbares. Noch nie hab ich Sie so lieb gehabt und noch nie bin ich so nah gewesen, Ihrer Liebe werth zu sein.

— Ich habe mein Herz einem Raubschloß verglichen, das Sie nun in Besitz genommen und das Gesindel daraus vertrieben haben; halten Sie es nun auch der Wache werth; nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitzthümer. Machen Sie's gut mir und schaffen Sie gottselig den Grimmenstein in Friedenstein*) um. Sie haben es weder durch Gewalt noch durch List; mit dem freiwillig sich Uebergebenden muß man aufs Edelste handeln und sein Zutrauen belohnen. Ich erzählt' mir auch gestern, Sie seien mir, was eine kaiserliche Commission den Reichsfürsten ist. Sie lehren mein überall verschuldetes Herz haushälterisch werden und in einer reinen Einnahme und Ausgabe sein Glück finden.

— Ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt. — Meine Seele ist fest an die Deine gewachsen und Du weißt, daß ich von

*) Name des Schlosses zu Gotha, nachdem das vorige an derselben Stelle (der Grimmenstein) in Folge der Grumbach'schen Händel zerstört worden war.

Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtbar und gesetzlich zu eigen machte. Mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte. — Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln; so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Mäßigkeit und Geduld theilhaftig zu werden wünsche. . . Ich kann nicht von Dir kommen, wenn nicht des Blättchens Ende wie am Hause die Thür mich von Dir schiebe.

— Ich möchte Ihnen mein Leben, mich ganz hingeben, um mich aus Ihren Händen wieder zu empfangen.

— Ihre Liebe macht mir ein schönes Klima um mich und ich bin auf dem Wege mich durch sie von manchem Ueberrest der Sünden und Mängel zu curiren.

— Hab ich doch, wenn auch die Himmelssonne sich verbirgt, eine andere, die sich nicht versteckt noch untergeht.

— Meine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf, ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen.

— Sagen kann ich nicht und darf's nicht begrei-

sen, was die Liebe für ein Umkehrens in meinem Wesen wirkt. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne. Wer lernt uns in der Liebe?

— Es ist ein Glück, daß sich des Tags über so viele Haufen Geschäfte zwischen Dich und mich legen, sonst wär' ich den ganzen Tag bei Dir. und wäre unglücklich, Dich nicht zu sehen.

— Es mag noch so viel in mir und um mich in Bewegung sein, so ist doch meine Liebe zu Dir nie verdunkelt.

April. Ich sehe Dich in allen Gestalten immer vor mir und immer lieber.

— Meine Seele ist auf Deinen Lippen.

— Du liebe unversiegliche Quelle meines Glücks!

— Ich küsse Dich mit dem Kuß der Gedanken.

Juni. „Du weißt doch, wer mein Schätzel ist", fängt ein altes Lied an.

— Wie Musik nichts ist ohne menschliche Stimme, so wär mein Leben nichts ohne Deine Liebe.

Juli. Wir sind wohl verheirathet, d. h. durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht.

— Ich kann's nicht erwarten, vor Dir zu knieen und Dir tausendmal zu sagen, daß ich ganz Dein bin.

Aug. Es thut mir nichts weher, als wenn wir uns einen Augenblick mißverstehen, als wenn mein Wesen an Deines falsch anschlägt, mit oder ohne meine Schuld.

— Die Liebe läßt alle Gegenstände im Glanze der Colibrihälschen erscheinen.

Oct. Meine Seele ist an Dich festgebunden, Deine Liebe ist das schöne Licht aller meiner Tage, Dein Beifall ist mein bester Ruhm und wenn ich einen guten Namen von außen werthschätze, so ist's um Deinetwillen, daß ich Dir keine Schande mache.

Nov. Den Sonnenstrahlen, die Deine Fenster bescheinen, sind meine Blicke beigemischt.

Dec. Deine Gestalt und Deine Liebe glänzen immer um mich und wie in eine glückliche Heimath trage ich alles in Gedanken zu Dir.

— Vor allen Dingen, wie man von einem Opfer alles Unheilige abzuwenden sucht, vor allen Dingen, Liebe, wenn Du Dir's ausreden magst, geliebte Lotte — um Gotteswillen, kein Sie mehr! Wie hofft' ich auf Deinen Brief, ich macht ihn auf und die „Ihnen"! Ich habe ihn durchkrochen und alle Ihnen gestrichen. Nun wird es erst ein Brief.

1782. Feb. Ich möchte mir die Haare abschneiden und sie Dir als so viel Worte der Liebe schicken.

März. Ich schicke meiner Liebe eine schöne Rose und wünsche, daß ihr meine Neigung immer so schön vorkommen möge, wie diese Blume aussieht.

— Mein ganzes Wesen wird Dir immer fester verbunden; das weißt Du, aber fühle es auch und sei glücklich, wie Du mich glücklich machst.

— Ich habe mein ganzes Leben einen idealiſchen Wunſch gehabt, wie ich geliebt ſein möchte und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergeblich geſucht, nun, da die Welt täglich klarer wird, find ich's endlich in Dir auf eine Weiſe, daß ich's nie verlieren kann.

April. Ich ſchäme mich Dir zu wiederholen, wie und wie ich immer an Dich denke. Du biſt mir in alle Gegenſtände transſubſtanziirt, ich ſeh alles recht gut und Dich doch überall; ich bin weder abweſend noch zerſtreut und doch immer bei Dir und mit Dir beſchäftigt.

— Liebe Lotte, was ſind die meiſten Menſchen ſo übel daran! Wie eng iſt ihr Lebenskreis und wo läuft es hinaus? Wir beide dagegen haben Schätze, daß wir Könige auskaufen könnten; laß uns im Stillen das Beſcheerte genießen.

— Wer kann der Liebe vorſchreiben, dem einfachſten und grilligſten Dinge in der grillenhaften Zuſammenſetzung, die man Menſch nennt? Dem Kinde, das bald mit elendem Spielzeuge zu führen iſt, bald mit allen Schätzen nicht angelockt werden kann? Dem Geſtirn, deſſen Weg man bald wie die Bahn der Sonne auf den Punkt auszurechnen im Stande iſt und der oft ſchlimmer als Komet und Irrlicht den Beobachter trügt?

Mai. Du haſt in meinen Augen und meinen Ohren kleine Geiſter angeſtellt, die von Allem was ich

ſehe und höre den Tribut der Verehrung für Dich fordern.

Juni. Ich will meine Sehnſucht, Dich zu ſehen mit der Hoffnung einwiege, die mich Dich wieder am Ende des Tages als die ſchönſte Ausſicht erblicken läßt.

— Am Himmel kein Wölkchen, auch nicht in meiner Seele; droben regiert die Sonne, hier unten meine Liebe.

— Liebe mich und laß dieſen immerwährenden Sonnenſchein unſere Freude bleiben und ein immer ſchönes Klima um uns ſchaffen.

Juli. So lange ich kein Wort von Dir habe, fehlt mir die Stimmung auf den Tag wie den Kaffeetrinkern, wenn ihr Frühſtück außenbleibt.

— Der Deinigſte.

— Aus meinem Garten einen guten Morgen an den ſchönen Garten, in dem mein Herz immer wie unter Roſen und Lilien ſpaziren geht.

— So tief Deine Liebe drang und mir ganz wohl machte, ſo tief hat der Schmerz den Weg gefunden und zieht mich in mir ſelbſt zuſammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin. Wenn Dir's nicht wieder wohl mit mir werden kann, ſo geb' ich auf, eine freudige Stunde zu haben.

— Noch ſitz ich da und ſehe vor mich hin; es iſt eine Leerheit in meinem ganzen Weſen.

— Mir iſt beſſer; noch wie ein vom Blitz ge-

ſtreifter fühl' ich eine kleine Lähmung, die wird aber bald verſchwinden, wenn die einzige Arznei angewendet wird. Wenn ich daran zurück denke, grauſt mich's wieder, und ich kann nicht eher ruhig werden, als bis ich für die Zukunft ſicher bin.

— Jeder Zweifel von Dir erregt ein Erdbeben in den innigſten Feſten der Tiefe meines Herzens.

— Nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht ſtimmend von Dir zu mir herüber kommt, verändert die ganze Atmoſphäre um mich.

Auguſt. Ich wende meine Gedanken auf alle Gegenſtände und kehre immer wieder zu Dir. Mein ganzes Weſen iſt an Dich geknüpft und ich fühle, es iſt unmöglich, Dich zu entbehren.

— Wie die Zeit vergeht! Seitdem ich Deiner Liebe gewiß bin, iſt's wie gar keine Zeit.

— Wie eine ſüße Melodie uns in die Höhe hebt, unſern Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbaut, ſo iſt mir Dein Weſen und Deine Liebe.

— Liebe Lotte! hab' ich wieder zwanzigmal des Tags mit leiſer Lippe ausgeſprochen.

Sept. Ich bin Dir ſo feſt angebunden, daß ich mein Leben zerreißen würde, wenn ich an eine Trennung dächte.

Oct. Es iſt mit unſerem Umgange, mit unſerer Liebe, wie mit dem ewigen Märchen der berühmten Dinarzade in der 1001 Nacht: Abends bricht man ſie

ungern ab und morgens knüpft man sie mit Ungeduld wieder an.

Nov. Mich können Leben und Tod, Dichtung und Actenlesen nicht von Dir trennen, Du süßer Traum meines Lebens, Du Schlaftrunk meiner Leiden.

Dec. Laß uns einander zur Freude leben und nicht zu weise werden!

— Wie erquickst Du mich durch das Wort, das aus Deinem Munde geht, das mir nothwendiger als Brod ist.

— Eigentlich bin ich nirgends, wenn ich nicht bei Dir bin ... Je mehr ich Mädchen und Frauen sehe, desto lieber wirst Du mir.

Jan. 1783. Ich mag nicht leben, wenn Du nicht wohl bist.

Apr. Du Beste, um derentwillen ich gern alles thue, leide and trage.

— Die süße Freude meines Lebens, die einzige Sehnsucht meines ganzen Wesens.

— Ich werde Dir immer eigener und finde um Dich mein Glück und meine Bestimmug.

Mai. Liebe mich, denn dies ist der Grund, auf den mein ganzes Schicksal gestickt ist.

Juni. Mit Sehnsucht verlang' ich wieder bei Dir zu sein, denn ich habe nichts Eigenes mehr. Manchmal wünsch' ich, es möchte anders sein, manchmal wünsch' ich meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, es ist und bleibt unmöglich.

Juli. Das Andenken Deiner Liebe iſt immer bei mir und meine Neigung zu Dir wie die Furcht Gottes der Weisheit Anfang.

Sept. Ich wollte Du wärſt den ganzen Tag um mich unſichtbar und träteſt Abends, wenn ich allein bin, wie aus der Mauer hervor, Du würdeſt fühlen was ich jetzt mit ſo vieler Freude fühle, daß ich nur allein Dein bin und Dein ſein kann.

Jan. 1784. Du liebe Begleiterin aller meiner Gedanken!

Apr. Du ſtündlich Geliebteres! Wenn ich nur mein Weſen vermehren könnte, das Dich immer etwas mehr liebte.

Aug. Tu m'as isolé dans le monde; je n'ai absolument rien à dire à qui que soit, je parle pour ne pas me taire.

— Tous les momens de ma vie que j'ai passé sans te connaître, sans posseder ton amour, me paraissent perdus; je ne puis vivre et respirer que pour toi.

— Non, mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie, une maladie qui m'est plus chère que la santé la plus parfaite et dont je ne veux pas guerir.

1785. Ich habe zwei Götter, Dich und den Schlaf. Ihr heilt Alles an mir was zu heilen iſt und ſeid die wechſelsweiſen Mittel gegen die böſen Geiſter.

Septb. Deine Entfernung iſt mir ein rechter

Probſtein meines Selbſt. Ich ſehe wie wenig ich für mich beſtehe und wie nothwendig mir Dein Daſein bleibt, daß aus dem meinigen ein Ganzes werde.

Aus Italien ſchrieb er ihr liebevoll faſt jede Woche einmal und aus dieſen Briefen an ſie hat er ſpäter großentheils ſeine „italieniſche Reiſe" geſchaffen. Die Innigkeit des Verhältniſſes erloſch aber als Goethe nach ſeiner Zurückkunft die Chriſtiane Vulpius, welche 1806 ſeine Frau werden ſollte, ihm aber ſchon 1791 einen Sohn gebar, zu ſich in ſein Haus nahm. Dies verletzte die Frau von Stein, die ſo viele Jahre die Freundin ſeiner Seele, die Bewahrerin aller ſeiner Geheimniſſe, ſein zweites Selbſt geweſen war, unheilbar. Sie ſah in ſeinem Anſchließen an jene „Demoiſelle", wie ſie dieſelbe ſtets nannte, ein größeres Vergehen als ſie wahrſcheinlich in einer ehelichen Untreue ihres Mannes geſehen haben würde. Seine Trennung von ihr erſchien ihr als eine Seelenſcheidung. Eine ſolche kommt in der Welt zwar ſelten vor, weil es wenige ähnliche Verbindungen zwiſchen zwei geiſtvollen Perſonen verſchiedenen Geſchlechts gibt, aber wenn ein geiſtiges Band der Art zerriſſen wird, gibt es ſtets Wunden, die niemals wieder heilen.

Charlotte von Stein hat ihr ganzes übriges Leben hindurch den Schmerz dieſer Wunden gefühlt und getragen. Es ſpricht ſich dies in wenigen Worten in zwei

Briefen an ihren Sohn deutlich aus, einmal 1801 als sie ihm die schwere Erkrankung Goethes meldet und dabei sagt: „ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre", das zweitemal 1806 als sie bei dem Tode der Schwester seiner „Demoiselle" ausruft: „der arme Goethe, der lauter edele Umgebungen hätte haben sollen! Freilich hat er auch zwei Naturen."

Siebentes Kapitel.

Goethe als Minister Karl August's.

Ich lade fast zu viel auf mich und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der d'rein versetzt ist, sich ganz widmen und ich möchte doch auch so vieles andere nicht fallen lassen.
Goethe.

Wir haben schon gesehen, daß Goethe sich zu der Reise nach Weimar durch Gründe bestimmen ließ, die von der Art waren, „daß sie auch einen leidenschaftslosen Jüngling hätten aufreizen und antreiben können." Welcher Art sie waren, sagt er freilich nicht selbst, aber er läßt es ziemlich deutlich erkennbar durchschimmern.

Kurz vorher waren Mösers „patriotische Phantasie“ erschienen. Das Buch des erfahrenen Staatsmannes übte auf Goethe, der es nicht blos flüchtig gelesen, sondern durchdacht und studirt hatte, so wie überhaupt „auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte“, den größten Einfluß.

Er war noch durchdrungen von dem Eindrucke der Schrift, als Knebel ihn zu den weimarschen Prinzen in Frankfurt geleitete. Hören wir ihn selbst über das sprechen, was bei jenem Besuche geschah: „Ob es nun gleich an literarischer Unterhaltung nicht fehlte, machte doch ein Zufall die beste Einleitung, daß sie gar bald bedeutend und fruchtbar werden konnte. Es lagen nämlich Mösers patriotische Phantasien und zwar der erste Theil, frisch geheftet und unaufgeschnitten, auf dem Tische. Da ich sie nun sehr gut, die Gesellschaft sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können und hier fand sich denn der schicklichste Anlaß zu einem Gespräche mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle Gutes zu wirken. Mösers Darstellung, so dem Inhalt als dem Sinn nach, muß einem jeden Deutschen interessant sein. Wenn man sonst dem deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Möserschen Standpunkte **gerade die Menge kleiner Staaten als höchst erwünscht zur Ausbreitung der Cultur** im Einzelnen, nach den Bedürf-

niſſen ꝛc. und es **durfte nur jeder Staatsverweſer, an ſeinem Orte auf gleiche Weiſe verfahren.** Bei dieſer Gelegenheit kam manches auf's Tapet was den Unterſchied der Ober- und Niederſächſiſchen Staaten betraf und wie ſowohl die Naturprodukte als die Sitten, Geſetze und Gewohnheiten ſich von den früheſten Zeiten her anders gebildet und, nach der Regierungsform und der Religion, bald auf die andere Weiſe gelenkt hatten. Bei Tafel wurden dieſe Geſpräche fortgeſetzt und ſie erregten ein beſſeres Vorurtheil als ich wirklich verdiente; denn anſtatt, daß ich diejenigen Arbeiten, die ich ſelbſt zu liefern vermochte, zum Gegenſtande des Geſprächs gemacht, für das Schauſpiel, für den Roman eine ungetheilte Aufmerkſamkeit gefordert hätte, ſchien ich vielmehr in Mösern ſolche Schriftſteller vorzuziehen, deren Talent aus dem thätigen Leben ausging und in daſſelbe unmittelbar nützlich wieder zurückkehrte. Bei dieſen Geſprächen ging es nun wie bei den Mährchen in Tauſend und Eine Nacht; es ſchob ſie eine bedeutende Materie in und über die andere, manches Thema klang nur an, ohne daß man es hätte verfolgen können, und ſo ward, weil der Aufenthalt in Frankfurt nur kurz ſein konnte, mir das Verſprechen abgenommen, daß ich nach Mainz folgen ſollte."

Auch dort wurden die begonnenen Geſpräche fortgeſetzt und da Karl Auguſt nach ſolchen Unterredungen die Einladung an Goethe ergehen ließ, zu ihm nach

Weimar zu kommen, so unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß er nicht blos den heitern, schönen, jungen Mann, nicht blos den bereits berühmten Dichter für sich gewinnen wollte, sondern daß dessen Ansichten über Staat und Regierung Eindruck auf ihn gemacht hatten, daß er dieselben in seinem Lande auszuführen gedachte und Goethe aufforderte, ihm dabei mit Rath und That beizustehen. Daß dieser zunächst weiter nichts versprach als einen Besuch an dem weimarschen Hofe zu machen, ist wohl natürlich, da er jedenfalls das Terrain vorher prüfen wollte, ehe er sich binde und zu etwas Bestimmten verpflichte; daß er aber zu mehr als einem flüchtigen Besuche eingeladen war, läßt sich aus Mancherlei abnehmen. Erstens ließ er nichts von seinen Habseligkeiten, nichts von seinen angefangenen literarischen Arbeiten in Frankfurt zurück und zweitens verschwieg er jedenfalls auch in Weimar nicht, als er dort angekommen war, was ihn dahin geführt habe, denn wir wissen, daß Wieland sofort an die Freunde schrieb, Goethe werde nicht wieder fortkommen und wenn aus Weimar einmal etwas werde, dürfte es durch Goethe geschehen. Wir wissen auch durch ihn selbst, daß er in der allererſten Zeit seines Aufenthalts am Hofe, mitten im Strudel der Vergnügungen und Zerstreuungen, häufige weitere Unterredungen mit dem Herzoge über Vergangenheit und Zukunft hatte und mit ihm allerlei Pläne entwarf. Er drückte nicht selten seine Freunde darüber aus, daß der fürstliche Freund

ſo ganz mit ihm übereinſtimme. Er war deshalb voll von freudiger Hoffnung, denn er glaubte, den jungen Herzog ganz nach ſeinen Ideen bilden und leiten zu können, ſo daß derſelbe ein Regenten-Ideal, das Land Weimar aber ſo glücklich werde als es nur irgend möglich ſei. Daß dies wirklich in ſeinen Plänen und Hoffnungen gelegen, werden wir ſpäter erkennen, wenn wir eine Aeußerung ſeines Unmuthes anführen. Wenn er auch nicht vollſtändig erreichte, was er bezweckte und was er in jugendlichem Enthuſiasmus für eine leicht zu löſende Aufgabe anſah, ſo muß doch anerkannt werden, daß Karl Auguſt vielleicht untergangen, ſicherlich der nicht geworden wäre, den die Nachwelt nun verehrt und bewundert, wenn Goethe ihm nicht als Freund zur Seite geſtanden, ihn nicht auf den rechten Weg geleitet und auf demſelben gehalten hätte. Es iſt dies eine Seite von Goethes weitgreifender Wirkſamkeit, die bisher ſehr wenig beachtet worden iſt; ſie wird glänzend hervortreten, wenn alle jetzt unter Siegel liegende Papiere zu einer wahrhaftigen Lebensgeſchichte Karl Auguſts benutzt werden können.

Goethe entſchloß ſich dem Wunſche zu entſprechen, den der junge Herzog ſchon in Mainz gegen ihn ausgeſprochen hatte, nämlich an der Regierung des weimarſchen Landes theilzunehmen. Und die, welche nicht zu ſeinen leidenſchaftlichen hämiſchen Gegnern gehörten, erwarteten von ſeinem Entſchluß gute Folgen für den Fürſten und das Land. „Ihr werdet ſehen“, ſchreibt

Wieland, „daß er ſogar in dieſen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle ſpielen wird. Das Erſte, was er zu thun hat, iſt ſehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unſerer Sachen wenig mehr fehlen, denn er iſt dahinter wie ein Feind. Er hat bei aller ſeiner anſcheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr Conduite und savoir faire als alle Hofſchranzen, Schleicher und Kreuzſpinnen zuſammengenommen an Leib und Seele. So lange Karl Auguſt lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus.“ — „Goethe iſt lieb und brav und feſt und männlich. Alles geht ſo gut als es gehen kann, und die Welt, die ſo viel dummes Zeug von uns ſchwatzt und glaubt, hat gewiß Unrecht. Die Zeit wird uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“ — „Goethe iſt bald da, bald dort, wollte Gott, er könnte wie Gott überall ſein“. Auch Klinger, der im Sommer 1776 nach Weimar kam, ſchreibt von da: „Hier ſind die Götter! Hier iſt der Sitz des Großen! Der Herzog iſt trefflich. Glaub von allem nichts was über das Leben hier geſprochen wird; es iſt kein wahres Wort daran. Es geht alles ſeinen großen ſimplen Gang und Goethe iſt ſo groß in ſeinen politiſchen Leben, daß wir's nicht begreifen.“

„Der Herzog und ich“, ſchreibt Goethe ſelbſt, „kriegen uns täglich lieber und werden täglich ganzer zuſammen; ihm wird's wohler und iſt eben eine Creatur wie's keine weiter gibt. Wir halten zuſammen

und gehen unseren eigenen Weg; stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten vor den Kopf, werden aber doch durchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns."

Seine Liebe und sein Vertrauen zu dem Herzog sprach er damals auch in einem Gedichte aus, das, jetzt verändert unter der Ueberschrift „Einschränkung", in seinen Werken (I. 81.) steht, ursprünglich also lautete:

Das Schicksal.

Was weiß ich was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leichtem Zauberbande hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet.
Und ach, ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Als recht grellen, prosaischen Contrast fügen wir gleich das herzogliche Decret an die Kammer wegen seines Gehalts bei:

Veste und gelehrte Räthe, liebe Getreuen. Wir mögen Euch hierdurch zu eröffnen nicht Umgang nehmen, was maßen von Uns der Doctor juris Goethe aus Frankfurt am Main zum Geheimen Legationsrath

mit Sitz und Stimme in Unserm geheimen Consilium ernannt, auch demselben ein mit Johannis an. curr. seinen Anfang nehmender Gehalt von 1200 Thlrn. ausgesetzt worden; welchem nach Wir hiermit gnädigst begehren, Ihr wollt wegen der an ihn von dem bestimmten Termin a quo an für's Künftige zu prästirenden, richtigen Auszahlung solchen Gehalts das Nöthige an die Behörde verfügen*). Weimar, 11. Juni 1776.

Das „geheime Consilium" war, was man jetzt etwa Gesammtministerium oder Ministerrath nennt und die Ernennung zum Mitglied desselben gleichbedeutend mit der Ernennung zum Minister. Wenn auch Goethe und seine Collegen nicht officiell den Ministertitel führten, so nannte er sich doch gelegentlich — aber nur, wenn er über die Last der Geschäft klagte — selbst Minister und auch andere bezeichneten ihn so, wie denn Wieland gleich im Anfang schreibt: „wer soll Dramen machen, seit Goethe Minister ist und in der Zwischenzeit bis er den Stoff, den er jetzt selbst zubereitet, einmal verarbeiten kann!" Wollen wir weiter die Bezeichnung für sein Amt brauchen, die jetzt gebräuchlich und geläufig ist, so müßten wir sagen: er erhielt das Ministerium der Innern und das der Auswärtigen Angelegenheiten, die wichtigsten also, diejenigen, in welchen er seine Pläne auszuführen die beste

*) Zulage erhielt er 200 Thlr. im Jahre 1781, ebenso 1785, wiederum 200 Thlr. 1788 und 100 Thlr. 1798.

Gelegenheit hatte und bei denen er auf den Regenten am directesten einwirken konnte. Etwas später wurde ihm auch das Präsidium der Kammer, d. h. des Finanzministerium, mit übertragen.

Allerdings trat er sein Amt mit keckem, leichten Sinn an, wie aus seinen Aeußerungen und Briefen an vertraute Freude hervorgeht. „Es ist ein wunderbar Ding um das Regiment dieser Welt, so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbwege zu säubern und in Ordnung zu halten.“ — „Es mag so lange währen als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mit genossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt —, es ist eine treffliche Wirthschaft. Ich habe keine anderen Wünsche als die ich wirklich mit schönen Wanderschritt mir entgegenkommen sehe.“

Auf der andern Seite muß aber auch erwähnt werden, daß er seine Geschäfte mit äußerster Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit besorgte, daß er die strengste Ordnung hielt und selbst darauf drang, daß die Actenrepositur nicht der Unordnung verfalle. Den Sitzungen des geheimen Conseils, die wöchentlich einmal, Dienstags, bisweilen auch zweimal statt fanden, wohnte er so regelmäßig bei, daß er von sich rühmen konnte, er habe dieselben nie versäumt als wenn er durch Krankheit oder

andere unabweisliche Hindernisse abgehalten worden sei. Niemals ließ er Actenstöße in seinem Arbeitszimmer sich ansammeln, denn es war ihm Gewissenssache alle Geschäfte rasch abzuthun. Um dies im Stande zu sein, las er stets am Vormittage die nöthigen Acten ꝛc. Wenn man die Archive in Weimar durchsucht, wie es mir gestattet wurde zu thun, findet man tausendfache Spuren seiner Arbeitskraft und seiner amtlichen Thätigkeit. Abgesehen von den Berichten ꝛc., die er selbst lieferte und die sich bei den Acten befinden, hat er eine große Masse von Concepten geprüft, zum Theil corrigirt und dann sein zustimmendes „G" daran gesetzt. Nur durch strenge Zeiteintheilung konnte es ihm möglich werden, neben diesen amtlichen Arbeiten Zeit und Lust zu poetischen Schöpfungen zu finden, was um so bewundernswerther ist, wenn man bedenkt, wie viele Zeit die Freundschaft des Herzogs, der sich unaufhörlich umtreibende Strudel der Zerstreuungen und Vergnügungen, andere Anforderungen der Gesellschaft, Reisen ꝛc. in Anspruch nahmen. Freilich konnte ein Mann wie er sich viel zumuthen, der die geistige Spannkraft besaß, auf Recrutirungsreisen zu Pferde im Lande umher, nachdem er den Tag über die langweiligsten und prosaischesten Geschäfte abgethan hatte, Abends in dem ersten besten Gasthause einer kleinen Stadt oder eines Dorfes sich hinzusetzen und an einer „Iphigenie" zu schreiben.

Seine erste amtliche Thätigkeit betraf die Wieder-

aufnahme des Bergbaues in Ilmenau, auf den er bei den Jagden in der Umgegend aufmerksam geworden war. Freilich ließ sich das Unternehmen nicht so rasch in's Werk setzen, als er sich wohl vorgestellt hatte. Es waren Berge von Hindernissen hinwegzuräumen. Viele Bände Acten zeugen davon und eine Uebersicht über die Lage der Dinge schrieb er selbst 1781*.) Während er aus Sachsen schon 1776 Sachverständige kommen und eine geognostische Karte von der Umgegend Ilmenaus entwerfen ließ**,) konnte er erst 1784 die in seinen „Werken" befindliche Rede zur Eröffnung des neuen Bergbaues halten. Der Tradition zu Folge blieb er bei dieser Rede vollständig stecken; die Zuhörer verhielten sich aber trotzdem ganz ruhig, denn er sah sie mit einem Blicke an, der Alle gebannt hielt. Nach kurzer Pause sammelte er sich und sprach die Rede ohne weitere Unterbrechung und eindringlich zu Ende. Leider entsprach das Unternehmen, das viel Geld gekostet hatte, den Erwartungen nicht und mußte aufgegeben werden.

Er überkam gleich im Anfange auch die Direction des Bauwesens, zu welchem der Wegbau gehörte. Herder nannte ihn deshalb spottend den „Pontifex maximus, zu deutsch den obersten Wegaufseher und Straßen-

---

*) Sie befindet sich bei den Acten über den Ilmenauer Bergbau und ich theile sie als Anhang mit.

**) Gestochen angeheftet ist sie der „Nachricht von dem ehemaligen Bergbau bei Ilmenau ꝛc." Weimar, 1783.

lehrer.“ Zu dieſem Amte kam alsbald die Direction der Kriegscommiſſion oder, wenn man ſich recht volltönend ausdrücken will, das Kriegsminiſterium. Daß dies eine Belaſtung für ihn war, wird Niemand bezweifeln, wenn man bedenkt, daß er ſich in ihm ganz neue und unbekannte Dinge und Details hineinarbeiten, ſich eine angemeſſene Stellung zu den Officieren und Soldaten ſchaffen, vielfachen guten Rath abweiſen mußte, mit dem man ihn, den Neuling, behelligte und „das alberne Geſchäft“ der Recrutenausleſung in dem ganzen Weimar'ſchen Lande perſönlich zu leiten hatte. Zu bemerken iſt dabei, daß einer ſeiner erſten Pläne, den er freilich nicht zur Ausführung bringen konnte, auf die Reducirung des Militairs ging.

Große Sorge, Mühe und Noth machten ihm die zahlreichen und bedeutenden Brände, die in die erſten Jahre ſeiner Verwaltung fielen, und die Veranlaſſung wurden zur Ausarbeitung einer neuen Feuerordnung. Wenn es ihm möglich war, eilte er jedes Mal an den Schauplatz des Unglücks. So ſchreibt er bei Gelegenheit eines Brandes in Apolda: „Den ganzen Tag ward' ich gebraten und geſotten. Meine Pläne, Zeiteintheilung ꝛc. verbrannten zum Theil mit. So geht das Leben durch bis zum Ende; ſo werden es Andere nach uns leben. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Waſſer den Kopf oben behalte; doch erwarte ich noch ſtärkere Prüfungen. Die Augen brennen mich noch von der Gluth und dem Rauch und die Fußſohlen ſchmerzen

mich. Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch für ein Kaminfeuer, aber ich lasse nicht ab von meinem Gedanken und ringe mit dem unbekannten Engel und sollte ich mir die Hüften ausrenken. Es weiß kein Mensch was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Bemühen bitt' ich Euch doch nicht zu lachen, zuschauende Götter!"

Mehr Freude hatte er an der Verwaltung der Kammergüter oder Domänen, namentlich seit ihm der Landcommissair Bäth zur Seite stand, der ihm durch Merck empfohlen war und den er so hoch schätzte, daß er einmal ausrief: „er fast allein ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Der Mann wußte genau was er wollte und Das imponirte Goethe; er ging stets gerad darauf los, er „träumte" nie und wenn es zu handeln galt, griff er gerade das an was nöthig war. Dieser Bäth sollte ihm namentlich auch bei den Vorbereitungen zu wichtigen Aenderungen in Steuersachen behilflich sein, die er im Sinn trug, die aber selbstverständlich erst später zur Ausführung kommen konnten.

Wie er keine Gelegenheit vorbei gehen ließ, den Herzog darauf aufmerksam zu machen, daß es etwas Besseres gebe als Pferde und Hunde, Reiten und Jagen und ihm die Menschen zu empfehlen, die seiner Fürsorge anvertraut, wie er selbst Scherze und Festlichkeiten benutzte, solche gute Lehren ihm vorzutragen, beweiset ein

Vorgang auf dem Steinschen Gut Kochberg, etwa um 1778: Karl August war mit Goethe da zum Besuch. Mit einemmal erschien der Letztere in Bauernkleidung und trug ihm folgendes Gesuch vor (das sich jetzt in den „Werken" VI. S. 43 befindet):

Durchlauchtigster!

Es nahet sich
Ein Bäuerlein demüthiglich.
Da ihr mit Eurem Roß und Heer
Zum Schlosse thut stolziren her,
Gebt doch auch mir einen gnädigen Blick,
Denn Haus und Hof und Freud' und Leid,
Hab' ich schon seit geraumer Zeit.
Haben euch auch sofern lieb und gern,
Wie man eben lieb hat seinen Herrn,
Den man wie unsern Herrgott nennt,
Und ihn meistens auch nicht besser kennt.
Geb' euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt euch sein uns angelegen,
Denn wir bäurisch treues Blut
Sind doch immer euer bestes Gut,
Und könnt euch mehr an uns erfreu'n
Als an Pferden und Stutereien.
Dies reich ich euch im fremden Land*),
Bliebe euch übrigens gern unbekannt.
Zieht ein und nehmet Speiß und Kraft
Im Zauberschloß in der Nachbarschaft,
Wo eine gute Fee regiert,
Die einen gold'nen Scepter führt
Und um sich eine kleine Welt
Mit holdem Blick zusammenhält.

Seb. Simpel.

*) Kochberg lag im Rudolstädtischen.

Wohlthuend wirkte des Freundes Merck Besuch im Sommer 1779 auf ihn. „Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt was ich thue und wie ich es thue und es doch wieder anders sieht wie ich, vom andern Standort; so giebt das eine schöne Gewißheit.“ Er fing an einigermaßen zur Ruhe zu kommen und mit sich zufrieden zu werden; er hatte nur noch eine, freilich eine sehr schwere, Sorge. Der Herzog fühlte sich gerade zu jener Zeit im höchsten Grade unbehaglich; es stellte sich nach dem „Hetzen und Jagen“ eine immer bedenklicher werdende Abspannung ein; „bei den Verhältnissen, die nun einmal nicht zu ändern waren, sammelten sich gewisse Schärfigkeiten an, die zuletzt irgend wo ausbrechen mußten“ und es wurde demnach die höchste Zeit Abhilfe zu schaffen. Goethe hatte also in den ersten Tagen des Augusts dieses Jahres wiederholte geheime Besprechungen mit dem jungen fürstlichen Freunde, „in welchen unaussprechliche Dinge in großer interessanter Unterredung durchgesprochen wurden.“ Er sah nur Rettung in dem Mittel, das er schon mehrmals an sich selbst erprobt hatte, in einer Reise, in dem Herausreißen aus den gewohnten schädlichen Verhältnissen, in einem „Bade“ in neuen Umgebungen, das stärkend und gleichsam neugebärend wirke. So wurde die sogenannte „Genie-Reise“ nach der Schweiz unternommen, und keineswegs um ungestört Abenteuer zu suchen, sondern in sehr ernster Absicht. Um alle möglicherweise verderblich wirkenden

Einflüsse fern zu halten, wollte Goethe mit Karl August allein reisen, und nur den treuen Freund des Herzogs, Wedel, als Begleiter mitnehmen. Als Reiseziel aber wählte er die Schweiz, damit eine großartige Natur, in welcher der Mensch seine Kleinheit und Ohnmacht recht tief empfindet, mit den einfachen Verhältnissen des Landes und den treuherzigen unverdorbenen Menschen daselbst, auf den empfänglichen Fürsten ihre Heilkraft äußere. Auch rechnete er wohl viel auf den Umgang mit Lavater in Zürich.

Karl August ging bereitwillig auf den Plan ein und Goethe konnte seiner Mutter seine baldige Ankunft mit dem Herzoge melden. „Ich habe Alles," schrieb er ihr unter andern, „was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenem Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat. Wenn ich Euch vergnügt finde, werde ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet."

Die Reise ging ungemein glücklich von statten. Die Natur und alles Uebrige wirkten, wie es erwartet worden war; über den Einfluß Lavaters sagt Goethe selbst: „in dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruhe bei allem Drange der Welt, doch habe

ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich daran liegt, daß jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat; das schließt an einander und speit was feindlich ist sogleich aus." Er fühlte das Gelingen des Unternehmens und die wohlthätigen Folgen desselben für den Herzog so tief, daß er ihm ein Monument in Weimar errichten wollte. „Du weißt", schrieb er deshalb an Lavater, „wie wichtig in vielem Betracht diese Reise dem Herzog gewesen ist und wie gewiß eine neue Epoche seines und unseres Lebens sich daran anhängt. An einem schönen Platz möcht' ich ihm ein Monument dieser glücklich vollbrachten Reise setzen, das ihn in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre." Der Herzog selbst fühlte sich besser und wohler und in Weimar sah man staunend die Veränderung. Wieland nennt sogar jene Schweizer Reise ein Meisterstück Goethes und zählt sie zu dessen meisterhaftesten Werken, erkennt das große Verdienst desselben bereitwillig an und setzt hinzu, es habe überall großen Effect gemacht und Goethe in ein sehr günstiges Licht gestellt, „um so mehr, da er selbst sehr verändert zurückgekommen ist und in einem Tone zu muficiren angefangen hat, in den wir Uebrigen mit Freuden harmonisch einzustimmen nicht ermangeln werden." Freilich äußert er sich auch bedenklich, ob und wie lange das Gepriesene anhalten werde und die Herzogin Amalie spricht gerade zu den Wunsch aus: „Gott

gebe nur, daß die Weimarsche Atmosphäre nichts wieder verdirbt!“

Arbeit wartete in Menge auf den Zurückgekehrten und selbst so trocken-prosaische wie das Ordnen der Kriegscommissions-Repositur. „Hab ich das doch in anderthalb Jahren nicht zu Stande bringen können!“ ruft er aus. „Und es wird doch und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten.“. Die Geschäfte fingen überhaupt an ihn durch ihre Last zu drücken. „Mir möchten manchmal die Knie zusammenbrechen, so schwer wird mir das Kreuz, das man fast allein trägt. Wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Ueberzeugung, daß Glauben und Harren alles überwindet!“ — „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und — schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünschte ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf auch nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor (— er stand im 31. Jahre —) und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Thurm bleibt stumpf und unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die

Kräfte hinaufreichen." — „Gott giebt mir zur Buße für meine eigenen Sünden die Sünden anderer zu tragen. Ich beneide den, der mich um etwas bittet und dem ich durch eine kleine Gefälligkeit seine Wünsche erfüllen kann." — „Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichste. Die menschlichen Gebrechen aber sind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden! Niemand als wer sich ganz verläugnet ist werth zu herrschen und kann herrschen." — „Daß man geplagt ist mit kleinen Geschäften, ist einmal Schicksal. In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne und wenn's um und an kommt, so hat man alle Hände voll zu thun, nur ihren Mist bei Seite bringen zu können. Es gehört immer viel Resignation zu diesem eklen Geschäft, indessen muß es auch sein." — „In bürgerlichen Dingen, wo alles in einer gemessenen Ordnung geht, läßt sich weder das Gute sonderlich beschleunigen, noch ein oder das andere Uebel heraus heben; sie müssen zusammen, wie schwarze und weiße Schaafe Einer Heerde unter einander zum Stalle hinaus und herein. Und was sich noch thun ließe, da mangelts an Menschen, die gleich auf der Stelle das Gehörige thun." „Die ganze Welt läuft voller Leute, die versorgt sein wollen, und wenn man einmal zu einem Platze einen tüchtigen Mann braucht, sieht man erst, wie einzeln die Brauchbaren sind." Man sieht, er fing

an zu erkennen, daß es ſchwer ſei Beglückungspläne auszuführen. „Bei Gott", ſagt er, „es iſt kein Canzliſt, der nicht in einer Viertelſtunde mehr Geſcheidtes reden kann, als ich in einem Vierteljahre, Gott weiß, in zehn Jahren thun kann." Er tröſtet ſich indeß: „ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht iſt, ſondern wie ich's wünſche. Was ich trage an mir und an andern ſieht kein Menſch. — In weltlichen Dingen erwerbe ich täglich mehr Gewandtheit und vom Geiſte fallen mir täglich Schuppen und Nebel, daß ich denke er müßte zuletzt ganz nackt daſtehen und doch bleiben ihm noch Hüllen genug."

Zu ſeinen andern Sorgen und Leiden kam von 1781 an auch Unzufriedenheit mit dem Herzoge; er fing an zu ahnen, daß Karl Auguſt ihm doch nicht ſo unbedingt folgen würde, wie er anfangs erwartet hatte; er erkannte, daß ſich in dem jungen Fürſten Neigungen und Richtungen entwickelten, die ihm ganz und gar nicht zuſagten, namentlich die Liebe für das Militair. Im Frühling des genannten Jahres ſchrieb er an ihn, überſchickte das Schreiben aber der Frau von Stein mit den Worten an dieſe: „wenn Sie meinen, ſo ſchicken Sie das Blatt dem Herzog, reden Sie mit ihm und ſchonen Sie ihn nicht. Ich will nichts als Ruhe und daß er auch weiß woran er iſt. Sie können ihm auch ſagen, daß ich ich Ihnen erklärt hätte, keine Reiſe mehr mit ihm zu thun." Dieſe Drohung, die er nicht

hielt, war nur ein Ausfluß seines Verdrusses, daß der Herzog nach Halle u. s. w. ging, um das Militair exerzieren zu sehen. Wahrscheinlich hatte er auch damals schon davon gesprochen, daß er in fremde Militairdienste zu treten wünsche, um dem „Ennui" zu Hause zu entgehen. Davon mochte Goethe nie etwas hören, denn es widersprach dies direct seinen Ansichten von einem ächten und rechten Regenten des Landes. Darauf bezieht sich wahrscheinlich auch seine Aueßerung gegen die Stein: „der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungsart und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Taumel; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit" und ein anderesmal in derselben Zeit: „Leider weiß der Herzog weit mehr was er will, wenn er nur was Besseres wollte. Sein Unglück ist, daß es ihm zu Haus nicht wohl ist." Trotz alledem konnte er in diesem Jahr den nachstehenden so offenen Brief an seine Mutter nach Frankfurt schreiben:

„Ich bitte Sie um meinetwillen unbesorgt zu sein und sich durch nichts irre machen zu lassen. Meine Gesundheit ist weit besser als ich sie im vorigen Jahre hoffen und vermuthen konnte, und da sie hinreicht um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens größtentheils zu thun, so habe ich allerdings Ursache damit zufrieden zu sein.

„Was meine Lage betrifft, so hat sie, ohnerachtet

großer Beſchwerniſſe, auch ſo viel Erwünſchtes für mich, wovon der beſte Beweis iſt, daß ich mir keine andere möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondriſchen Unbehaglichkeit ſich aus ſeiner Haut heraus in eine andere ſehnen, will ſich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und Mehrere beurtheilen meinen Zuſtand ganz falſch; ſie ſehen das eine was ich aufopfere und nicht was ich gewinne und ſie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich ſo viel hingebe. Sie erinnern ſich der letztern Zeiten, die ich bei Ihnen zubrachte, ehe ich hierher ging; unter ſolchen fortwährenden Umſtänden würde ich gewiß zu Grunde gegangen ſein. Das Unverhältniß des engen und langſam bewegten bürgerlichen Kreiſes zu der Weite und Geſchwindigkeit meines Weſens hätte mich raſend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menſchlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und von einer ewigen Kindheit geblieben, welche meiſt durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler ſich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß geſetzt zu ſehen, dem ich von keiner Seite gewachſen war; wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Vorbereitung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir ſelbſt und dem Schickſal überlaſſen, durch ſo viele Prüfungen ging, die ſo vielen hundert Menſchen nicht nöthig ſein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerſt

bedürftig war, und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aushellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit alle diese Eigenschaften, bald im Großen, bald im Kleinen, anzuwenden.

„Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unruhe bin, die so viele Menschen mit ihrer Lage entzweit und daß nur die wichtigsten Betrachtungen, oder ganz sonderbare mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten meinen Posten zu verlassen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen und da man hoffen kann bei der Ernte das Unkraut von dem Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte.

„Indeß glauben Sie mir, daß ein großer Theil des guten Muthes, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wieder zu finden; denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeigener und Tagelöhner um

der Bedürfniſſe willen anſehen müßte, würde mir manches ſehr ſauer werden."

Es kam ihm in jener Zeit allerdings die Luſt an Weimar zu verlaſſen; er geſteht es der Freundin, der Stein: „einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmuth, ein böſer Genius ſchildert mir die läſtigſte Seite meines Zuſtandes und räth mir, mich durch die Flucht zu retten."

Daß bei ſolchen Stimmungen der ſonſtige Uebermuth zu ſchwinden begann, erklärt ſich, obwohl ſich häufig genug gar heitere Laune bei ihm einſtellte, wie wir in dem Kapitel über das Theater geſehen haben. Er fing aber an, ſich von dem Hofe mehr und mehr zurückzuziehen; wenn er davon ſpricht, daß er an den Hof eingeladen ſei, ſetzt er oft ein „Leider" dazu oder verſpricht, ſich ſobald als möglich frei zu machen. Er ſuchte die Stille und Einſamkeit. „In mir iſt's ſtill wie in einem Käſtchen voll allerlei Schmucks, das in einen Brunnen verſenkt."

Der Dichter regte ſich in ihm und wenn er auch mit Bedauern einmal meldet: „mein proſaiſch Leben verſchlingt die Bächlein Reime wie ein weiter Sand", ſo ſpricht er doch ein anderesmal: „ich danke den Göttern, daß ſie mir die Gabe gegeben, in nachklingende Lieder das zu faſſen was in meiner Seele immer vorgeht."

„Außer dem gewöhnlichen Tagewerke, das ich mich nach und nach mit der größten Geſchwindigkeit, Ord-

nung und Genauigkeit von Moment zu Moment abzuthun gewöhne, habe ich immerfort eine Menge Einfälle, Erfindungen und Kunstwerke vor." — „Ich habe den zweiten Act des „Tasso" vollendet, aber die Unruhe, in der ich lebe, läßt mich über dergleichen vorzüglichen Arbeiten nicht bleiben. Es geht mir übrigens wie es den Verschwendern geht, die in dem Augenblicke, wenn über den Mangel an Einnahme, überspannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichsam von einem Geiste des Widerspruchs außer sich gesetzt, sich in neue Verbindungen und Unkosten zu stürzen pflegen."

Ja er spricht es geradezu aus: „eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinem Gedanken gut geschrieben habe . . . Recht zum Privatmenschen bin ich geschaffen und ich begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen."

Er wird sogar sehr scharf und bitter:

„Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf und man wird von Noth und Ungeschick der Menschen immer hin- und her gezogen."

„Die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen."

„Nicht jeder Boden trägt jeden Baum; der Menschen Wesen ist kümmerlich und man ist beschämt, wie man vor so vielen Tausenden begünstiget ist. Man hört immer sagen, wie arm das Land ist und ärmer

wird, theils aber denkt man es ſich nicht richtig, theils ſchlägt man es ſich aus dem Sinne; wenn man dann einmal die Sache mit offenen Augen ſieht und ſieht das Unheilbare und wie doch immer gepfuſcht wird ... genug."

Denjenigen, die ſich über ſeine Unermüdlichkeit vielleicht wundern, hat er im voraus geantwortet und erklärt, es ſei wenig Verdienſt dabei: „das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfachten Thätigkeit und ich würde in dem geringſten Dorfe und auf einer wüſten Inſel eben ſo betriebſam ſein müſſen, um nur zu leben. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anſtehen, ſo komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens iſt, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zuſtande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und ſie zu betreten fähig werden, es ſei nun hier zeitlich oder dort ewig."

Uebrigens nöthigten ihn die zunehmenden Geſchäfte an eine Vertauſchung ſeines entlegenen und beſchränkten Gartenhauſes mit einer größeren und bequemeren Wohnungen in der Stadt zu denken. So ſchwer es ihm auch wurde, von dem Garten ſich zu trennen, fügte er ſich doch endlich der Nothwendigkeit und namentlich dem dringenden Zureden der Herzogin Amalie und miethete zunächſt das Haus, welches ſpäter ſein Eigenthum werden ſollte. Amalie nannte es „ein Palais", für das es jetzt gewiß Niemand anſieht und „weil er ſo ſein

artig", verſah ſie ſeine neue Wohnung auch ſelbſt mit einigen Möbeln. Am 2. Juni 1782 ſchlief er zum erſten Male in der neuen Wohnung. Gleichzeitig wurde ihm eine neue Laſt, das Kammerpräſidium, d. h. Finanzminiſterium übertragen. Ehe ich weiter darauf eingehe, theile ich das betreffende erſte Decret Karl Auguſts vom 11. Juni 1782 mit, worin es heißt, die Geſchäfte ſollen nach Abgang des bisherigen Präſidenten Kalb in der gewöhnlichen Ordnung unter der Leitung des jedesmaligen vorſitzenden geh. Kammerraths fortgehen, „was aber etwas beträchtlicher aus der gewöhnlichen Bahn herausſchreitende, eine Abweichung von dem, was durch den Etat oder ſonſt feſtgeſetzt iſt, mit ſich führende Verfallenheiten anbelangt, geht unſere Intention dahin, daß, da wir unſerm Geheimen Rath Goethe Gelegenheit ſich mit den Kammerangelegenheiten mehr bekannt zu machen und uns in dieſem Fache in der Folge nützliche Dienſte zu leiſten, verſchaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demſelben Rückſprache halten, ihm, wenn er, ſo oft es ſeine übrigen Dienſtverrichtungen geſtatten, den Seſſionen des Collegiums beiwohnen will, ſo wie außer ſelbigen mit allen ihm nöthig ſcheinenden Informationen zur Hand zu gehen, die von ihm zu verlangenden Akten verabfolgen und alle Auskunft geben laſſen ſollet."

„Daß Kalb*) weg iſt und daß auch dieſe Laſt auf

*) Jener ehemalige Kammerherr, der Goethe von Frankfurt abgeholt hatte und die Stelle ſeines Vaters, das Kammerpräſi-

mich fällt, haſt Du gehört," ſchreibt Goethe ſelbſt an Knebel. „Jeden Tag, je tiefer ich in die Sache eindringe, ſeh ich, wie nothwendig dieſer Schritt war. Als Geſchäftsmann hat er ſich mittelmäßig, als politiſcher Menſch ſchlecht, als Menſch abſcheulich aufgeführt. Nun hab ich zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur ſo geſammelt ſind, daß ich mit Ehren bleiben — oder abdanken kann. Ich ſehe aber auch weder rechts noch links. Dabei bin ich vergnügter als jemals, denn nun habe ich nicht mehr, wenigſtens in dieſem Fache (den Geldſachen) das Gute zu wünſchen und halb zu thun und das Böſe zu verabſcheuen und ganz zu leiden. Was nun geſchieht, muß ich mir ſelbſt zuſchreiben und es wirkt nichts mehr dunkel durch den Dritten und Vierten, ſondern ſtets gerade auf mich. Daß ich bisher ſo treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich; ich habe nun anſchauliche Begriffe faſt von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältniſſen und komme leicht durch."

Sein Vorgänger in dem neuen Amte hatte „ſaubere Geſchäfte" gemacht und es war viel wieder in Ordnung zu bringen, was aber natürlich gewaltige Arbeit gab, da doch die laufenden Sachen auch nicht liegen bleiben durften. Auch klagte er gegen die Freunde: „der Strom des Lebens reißt mich immer ſtärker, daß

---

dium, erhalten hatte. Er ſoll ſich Eigenmächtigkeiten haben zu Schulden kommen laſſen.

ich kaum Zeit habe, mich umzusehen. Von mir habe ich nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Berufe aufopfere.“ Auf der anderen Seite fand er bei seiner neuen Rolle eines Alhafi noch mehr Hindernisse und Aerger als sonst. „Am schlimmsten,“ sagt er, „plagt mich der Teufel den Unverstandes, des Unbegriffs und der Unanstelligkeit von manchen Menschen,“ und in seiner beliebten Vorliebe für Gleichnisse äußert er: „unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Kellern und Kloaken minirt, wie es eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohner Verhältnisse wohl Niemand denkt. Nur wird es dem, der einige Kundschaft davon hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal ein Rauch aufgeht aus einer Schlucht und hier verworrene Stimmen gehört werden.“

„Die Sorgen,“ bemerkt er ein anderes Mal, „fallen mich an, wie hungrige Löwen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuße als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen. Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, habe ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder ich sehe vor mir, es wird werden. Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts; für mich mag ich kaum einen Finger rühren und es wird mir alles auf einem Kissen überreicht.“

Uebrigens konnte er schon 1783 sagen, daß es mit den Finanzsachen beßer gehe, als er im vorigen Jahre

erwartet. Er habe Glück und Gedeihen in seiner Administration, halte aber auch auf's Festeste über seinem Plane und seinen Grundsätzen. Namentlich lag ihm viel daran, die Ausgaben mit den Einnahmen im Gleichgewichte zu erhalten, unnöthige Geldverwendungen zu verhindern und Ersparungen zu machen. Auch hielt er darauf, daß Alles, was gethan werden sollte, einen Zweck habe. „Ich bin gegen alle Unbequemlichkeit völlig gleichgültig, sobald es sein muß und das Unternehmen einen Zweck hat. Der Zwecklose macht mich rasend und ich hab' ihm ewige Feindschaft geschworen."

Aus diesem Grunde war er auch gegen das alte Landständewesen, gegen das er sich mehrmals aussprach, wie: „ich wollte mich lieber hinsetzen und mir Mährchen erzählen lassen, als die Herren Stände empfangen," oder: „aus nichts wird nichts. Ich weiß wohl, was man statt all' des Rennens und Laufens und statt der Präpositionen und Resolutionen thun sollte. Indessen begießt man einen Garten, da man dem Lande keinen Regen verschaffen kann. Wie eingeschränkt ist der Mensch bald an Verstand, bald an Kraft, bald an Gewalt, bald an Willen!"

Er fing an zu zweifeln, daß es möglich sein werde, die Aufgabe zu lösen, die er sich gestellt und um deretwillen er sich ein Amt hatte auflegen lassen. „Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, den Menschen zu nutzen!" Er erkannte das Drükkende und Beschränkende in einem kleinen Staate, wäh-

rend er im Anfang geglaubt hatte, in einem solchen gerade recht leicht seine Beglückungstheorie durchführen zu können; er erkannte endlich auch, das Karl August bei ihrem Jugendplane nicht bleibe, wenigstens nicht so fest, ausdauernd, wie er es von ihm gehofft hatte und so bricht er in die unmuthsvollen Worte aus, auf die ich im Eingange dieses Kapitels hinzielte: „der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesäet, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen und — ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, eben so getrennt laß ich jetzt den Geheimen Rath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimer Rath sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Pläne und Vorsätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen.“

Namentlich war er wiederum des Herzogs Lust am Militair und der Plan, in Militairdienste eines andern Staates zu treten, sich dem eigenen Lande also doch zum Theil zu entziehen, was Goethe unangenehm berührte und ihn zu den bittern Worten hinriß: „die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unseren Prinzen unter der

Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und Einem die Füße versagen. Sie kommen wir wie solche Träumende vor und mir ist es, als wenn ich mit ihnen träumte. Ich habe auf dieses Kapitel weder Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr."

Diese Stimmung bezeichnet den Wendepunkt, der um 1783 in Goethe, am Hofe und in seiner Stellung zu demselben eintrat, und sie bereitete ihn vor. Begünstigt wurde er durch die endliche Geburt eines Erbprinzen. Bei allem dem darf man indeß nicht annehmen, daß Goethe's und Karl August's Freundschaft erkaltet sei; sie erkannten eben beide nur, daß sie gewisse Jugendträume und Illusionen aufgeben müßten, und Jeder von ihnen überließ sich statt diesen Illusionen besonderen Lieblingsneigungen. Daß dabei der sonstige Uebermuth ganz schwand, versteht sich von selbst, wie es sich erklärt, daß Goethe häufig in jener Zeit weichen elegischen Gefühlen sich hingab, z. B. als er in Ilmenau, wo so viele Tollheiten getrieben worden waren, auf dem Gickelhahn schrieb:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh —
In allen Wipfeln spürst du
Keinen Hauch —
Die Vöglein schweigen im Walde —
Warte nur, balde —
Ruhest du auch.

„In mir reiniget sich's unendlich," schrieb er, „und doch gesteh ich gern, Gott und Satan, Hölle

und Himmel ist in mir Einem, oder vielmehr möcht' ich das Element, woraus des Menschen Seele gebildet ist und worin sie lebt, ein Fegefeuer nennen, worin alle höllischen und himmlischen Kräfte durch einander gehen und wirken."

Seinen Geschäften widmete er sich fortwährend mit Fleiß und mit Glück, wenn er auch erklärt: „ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen: die causa finalis der Welt und der Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst, denn das Zeug ist sonst zu nichts zu gebrauchen."

Seine freien Augenblicke wendete er jetzt am liebsten der Betrachtung der Natur zu, denn „ die Consequenz der Natur tröstet gar schön über die Inconsequenz der Menschen."

Daß er sich für seine Person nicht beklagen dürfe, fühlte er sehr wohl und er sprach es oft und in der verschiedensten Weise aus:

„Ich habe den Kopf voll Ideen und Sorgen, keine für mich, denn mir bläs't das Glück in den Nacken, desto mehr für Andre, für Viele. Für sich kann man wohl noch den rechten Weg finden, für Andere und mit Andern scheint es fast unmöglich zu sein. —

„Ich hatte große Lust, meinen Ring des Polykrates in das Wasser zu werfen, denn ich summirte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit und fand eine ungeheure Summe."

Als Greis freilich sagte er zu Eckermann: „man

hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Aber im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben sein wollte. Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowohl von außen als von innen, waren zu viel. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt, gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückgehalten, und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen, und würde als Dichter mehr gemacht haben. Ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge, allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer schweige."

Nachdem er 1786 seine Geschäfte in einen so festen und regelmäßigen Gang gebracht hatte, daß sie recht wohl von einem Andern provisorisch verwaltet werden konnten, und nachdem er sogar zu der Ansicht gekommen war: „Wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein," machte er eine der Bedingungen geltend, unter welchen er das Amt angenom-

hatte, nämlich jeder Zeit Urlaub nehmen zu können, und trat nun die Reise nach Italien an, die er nach seines Vaters Wunsche schon 1775 hatte antreten sollen. Er war der Ansicht der Herzogin Amalie, die einst erklärte: ich glaube, Italien ist für uns, was der Fluß Lethe für die Alten war: man verjüngt sich, indem man alles Unangenehme, das man in der Welt erfahren hat, vergißt und dadurch ein neugeborner Mensch wird.

Und als ein Neugeborner kam auch Goethe aus Italien zurück.

Nachtrag.

Nachdem der betreffende Bogen bereits gedruckt war, erhielt ich von einem Mitgliede der berühmten Familie von Seckendorf folgende biographische Notizen, die ich unverändert mittheile:

Carl Siegmund v. Seckendorf-Aberdar war am 16. Novbr. 1744, wahrscheinlich zu Bayreuth, geboren. Sein Vater Johann Wilhelm Friedrich war Brandenburg Culmbachischer Minister und Geh. Rath, Ritter des rothen Adlerordens und Ritterhauptmann des Cantons Steigerwald, Mitbesitzer der Herrschaft

Sugenheim, seine Mutter Sophie Friderike Henriette v. Lüchau, die letzte Erbtochter des Lüchauischen Geschlechts, welches das Erbkämmereramt bei den Markgrafen von Bayreuth bekleidete und dessen bedeutendste Herrschaften sie der Familie v. Seckendorf zubrachte. Auch sein Großvater Christoph Friedrich hatte die Stelle eines ersten Ministers bei dem Markgrafen von Brandenburg Ansbach gehabt und die Großmutter, die letzte Erbtochter der Marschälle v. Ebenet, die Güter dieser Familie auf ihre Söhne vererbt. So fehlte es durchaus nicht an Mitteln zu einer standesmäßigen Erziehung, und wirklich scheinen weder Kosten noch Sorgfalt gespart worden zu sein, um Carl Siegmund und seinen Geschwistern eine gute Erziehung zu geben, welche auch reiche Früchte trug. Carl Siegmund hatte 8 Brüder und 3 Schwestern. Von den ersteren starben 3 in zartem Alter, 2 andere erreichten nur das dreißigste Jahr, dagegen stiegen Friedrich Carl und Christoph Albrecht zu der Würde eines Ministers: der erstere in churmainzischen, der letztere in badischen Diensten, und Alexander Wilh. wurde österreichischer Generalfeldmarschalllieutenant und der letzte Deutsch Ordens Commenthur der Balley Hessen. Ueberhaupt fiel Carl Siegmunds Leben in die Zeit, in welcher seine Familie den höchsten Punkt ihres Wohlstands und Ansehens erreicht hatte und in welcher er auch ohne besondere Talente durch seine Verbindungen zu hohen Stellen hätte gelangen können. Weit entfernt sich mit den meisten seiner damaligen Standes-

genossen hiebei zu beruhigen, widmete sich C. S. eifrig den Studien und vernachlässigte neben seiner Berufswissenschaft auch die Erlernung neuerer Sprachen nicht. Es war damals Sitte, junge Edelleute nach beendigten Studien auf Reisen zu schicken. C. S. hielt sich eine Zeitlang in Italien auf, wo ihm eine innige und reine Liebe durch den Tod zerrissen wurde. Zurückgekehrt schreib er mehrere Trauerspiele in alexandrinischem Versmaß und lyrische Gedichte, von welchen übrigens meines Wissens keine Sammlung veranstaltet worden ist. Nur in „Erbachs deutschen Volksliedern" habe ich einige derselben gefunden. Er übersetzte Goethes „Werthers Leiden" in das Französische und schickte eine Einleitung über jene Schrift voraus; auch fertigte er die erste lesbare deutsche Uebersetzung von Camoens Lusiaden. Wahrscheinlich führten ihn auch zunächst seine literarischen Bestrebungen nach Weimar. Bekannter noch als durch seine Dichtungen wurde er durch einen merkwürdigen Traum, in welchem nicht blos sein eigenes vergangenes Leben, sondern auch das gegenwärtige Schicksal seiner abwesenden Freunde, ja selbst das jenseitige Los der vor ihm verstorbenen vor seinen Augen vorüberging. Noch im Traume dichtete und componirte er ein Lied auf diesen Traum, dessen er sich wachend vollständig erinnerte. Er starb noch im kräftigsten Mannesalter. Ob er je vermählt war ist mir unbekannt, Kinder hat er nicht hinterlassen. Er war von sehr lebhaften Empfindungen, tiefer Religiosität und dem Freimaurer-

bunde eifrig ergeben. Seinen Charakter und seine Talente vererbte er auf seinen Neffen Leo, welcher damit noch eine glühende, aber irre geleitete Freiheitsliebe verband, durch die er sein Leben verfehlte, das er aber mit einem heldenmuthigen Tode für das Vaterland beschloß.

Nachricht

von dem ilmenauischen Bergwesen,

aufgesetzt im Mai 1781 von Goethe.

1. Beschaffenheit der ilmenauischen Gebirge; ältester Bergbau darin. Rings um den Thüringer Wald, dessen höchster Rücken aus Grundgebirgen besteht, legen sich die aufgeschwemmten Gebirge an, deren Schichten ganz Thüringen bedecken. Man hat an vielen Orten auf verschiedene Erze Bergbau getrieben. Hier ist von der ilmenauer Gegend allein die Rede.

Die wenigen, bisher nicht mächtig sich anlassenden Blei- und Kupfergänge in dem Grundgebirge und die sich daselbst häufiger findenden Eisengänge kommen

nicht in Betracht, wenn man von dem Ilmenauer Bergbau spricht, sondern man versteht allein denjenigen, der auf dem kupfer- und silberreichen Flötz von den ältesten Zeiten her geführt worden ist. Es war dasselbe, wo es, sich an das Hauptgebirge anlegend, zu Tage ging, leicht zu entdecken und da es sogleich einen Rücken oder Wechsel macht, welcher sich immer reichhaltig findet, mit Vortheil zu bebauen. Dieses durch ganz Thüringen ausgebreitete Flötz hat sich nirgends so ergiebig als an diesem Orte gezeigt. Die Spuren von dem darauf getriebenen Bau gehen bis ins zwölfte Jahrhundert, die ältesten wirklich vorhandenen Nachrichten aber sind von 1471. Von dieser Zeit an aber findet man, daß dieses Bergwerk immer abwechselnd bebaut oder auflässig gewesen, woran, wie sich in der Folge zeigt, nicht die Beschaffenheit des Gebirges, sondern unsere Umstände Schuld waren.

2. Die sächsischen Häuser theilen die Grafschaft Henneberg und behalten die Bergwerke in Gemeinschaft. Als die sächsischen Häuser sich in die Grafschaft Henneberg theilten, fanden sie für gut, die Bergwerke in Gemeinschaft zu behalten, von welcher sie die Art und Weise in dem Recesse von anno 1660 §. 22 näher bestimmten. Es sollte nämlich ein Jeder der Mitinteressirten, der in seinen Hennebergischen Landen Bergwerk zu bauen gemeint sei, es den übrigen Theilhabern anzeigen und sie befragen, ob sie beitreten und zu dem Anbau die Kosten

tragen helfen wollten. Zu dieser Erklärung und der Erlegung seines Kostenantheils wurde eine dreimonatliche Frist bestimmt, nach deren Verlaufe der Säumige oder Verweigernde der Gewerkschaft und des Zehnten verlustig erklärt wird. Uebrigens sollte allenthalben ein gemeinschaftliches Wesen sein, das Direktorium dem domino territorii zustehen, die Bergämter aber nomine communi erkennen und handeln. Zu dieser dem Bergbau nicht vortheilhaften Einrichtung, durch die man allen Inconvenienzen zu begegnen hoffte, können mehrere Ursachen Anlaß gegeben haben. Was in die Theilung kam, waren gewisse, wenigstens für gewiß geachtete Einkünfte, die Bergwerke dagegen waren unbestimmt. Man lebte in den Zeiten der Hoffnung und es war möglich, daß einem Herrn ein geheimer Schatz mit seinem Boden zugetheilt wurde. Man hatte das Beispiel des kostbaren Ilmenauischen Flötzes vor sich und konnte es auf mehreren Puncten vermuthen. Die Einnahme des Zehnten, selbst als steigend und fallend und manchmal ganz abgehend, ließ sich nicht in Anschlag bringen. Man hoffte gemeinsame Vortheilhaftigkeit und Zwiespalt zu finden und hielt es selbst für einen Ehrenpunct an der Bergregierung Theil zu nehmen. Man war über die Folgen dieser Gemeinschaft verblendet und sah nicht voraus, daß eben dadurch noch mehr Verwirrung bei dem Bergbau entstehen müßte und daß sie, wenn ein Werk zu Grunde ging, die jedesmalige Erhebung unendlich erschweren müßte. Bergwerks-

angelegenheiten wollen, wie die Kriegsvorfälle, summarisch tractirt sein, weil Unordnung, böser Wille, Nachlässigkeit sich da am meisten verstecken und Schlupfwinkel finden können, wo bei dem Befehle Mehrerer Verzug und Verschleifung möglich ist.

3. Kurz gefaßte Geschichte von daher. 1673 kam nach der langen Pause, die der dreißigjährige Krieg veranlaßte, das Ilmenauer Bergwerk auch wieder in Bewegung, die in den 80 Jahren stärker wurde. Der Berghauptmann von Utterod nahm sich der Sache an, erhielt ein Privilegium und brachte eine Gewerkschaft zusammen, wobei sich auch die hohen Theilhaber interessirten. Man war glücklich und das Werk gab gute Ausbeute. Zu Anfang dieses Jahrhunderts ließ sich von .... stark auf dieses Werk ein und seine Nachkommen, die den größten Theil ihres Vermögens darin verwendet fanden, bemühten sich sehr darum. Es wird hiervon weiter unten, wenn von den Forderungen der noch lebenden Freiin von ...., gehandelt werden wird, ein Mehreres vorkommen. Der reichen Ausbeute ungeachtet, die von Zeit zu Zeit aus dem Werke gewonnen worden, blieben immer große Vorschüsse und Forderungen darauf haften, wovon die ältern den neuern nachgesetzt wurden und wovon man, um das Werk nur einigermaßen im Gange zu erhalten und wenn es gesunken war, es wieder in Bewegung zu bringen, immer einen nach dem andern als unzahlbar in der Stille liegen ließ. Die Geschichte des Werks selbst in

diesem Jahrhundert ist so verworren und so traurig, daß wohl Niemand eine ausführliche Geschichte davon, besonders bei ihrer Unnützlichkeit, würde lesen wollen. Die unglückliche Verknüpfung von Umständen verwickelte es in eine unauflösliche Verworrenheit. Die Streitigkeiten, die unter den hohen Regaltheilhabern stets entstunden, worunter sich wieder so manches Andere versteckte, die Uneinigkeit der Gewerke unter sich, böse Wirthschaft aus mancherlei Ursachen geschützter schlechter Offizianten, unvortheilhafter Bau und alle Uebel, die in einer verworrenen Wirthschaft nur entstehen können und die, wie man aus den gegen einander geführten Klagen und Rechtfertigungen nur zu deutlich sieht, nach der Lage der Sache unauflöslich waren, brachten die Noth aufs Aeußerste, und als 1739 der obere Freibacher Teich ausbrach, so war dieses, aller Bemühung ungeachtet, der letzte Stoß, durch den das Werk endlich gar zu Grunde ging. Wenn man in den Rechnungen der letzten zehn Jahre die schöne Ausbeute und dazu noch die ansehnlichen Zuschüsse ersieht, so muß man sie und eine so gute Sache bedauern, daß kein besserer Gebrauch von diesen herrlichen Mitteln ist gemacht worden.

4. Bemühung und Aufwand des Hauses Weimar in Hoffnung künftiger Wiederaufnahme. Nach erst gedachtem Unglück, daß der Teich ausbrach, wendeten die .... noch mancherlei Bemühungen und verschiedene Kosten an, um wo möglich den

Untergang des ganzen Werkes zu verhindern, allein vergebens. Es blieb endlich liegen und Alles fiel auseinander. Nun war die einzige Hoffnung noch auf den tiefen Stollen gesetzt. Die .... sowohl als die ilmenauische Bürgerschaft, baten die Weimarische Herrschaft aufs dringendste, diesen Stollen nicht eingehen und, da er einstmals an einer Stelle verbrach, ihn wieder in guten Stand setzen zu lassen. Er ist nun bis auf den heutigen Tag erhalten worden und an diesem Faden hängt alle Hoffnung des künftigen Bergbaues und der Freiin ....; denn wenn man sich bei vorkommenden Hindernissen und Schwierigkeiten entschließen müßte, alle Aussichten auf eine künftige vortheilhafte Erhebung des Werkes aufzugeben und man auch den Stollen seinem Schicksale überließe, so würden zugleich alle Forderungen der .... und ihrer Gläubiger damit begraben sein.

5. Bewegung der Sache 1776. Besichtigung des Werkes und aufgesetzter Plan. So blieb die Sache bis zum Regierungsantritt Sr. Durchl. des Herzogs von Weimar. Unter mehreren nützlichen Entwürfen, die Ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen, war das Ilmenauer Bergwerk eines der ersten, und Sie entschlossen sich alles Mögliche zu thun, um es wieder empor zu bringen. Sie ließen 1776 eine Commission von Bergverständigen an dem Ort auf Ihre Kosten zusammenkommen, welche die Ursache des Verfalls aus den Akten untersuchen, sich um die natür-

liche Beschaffenheit der Gegend sowohl als der übrig vorkommenden Umstände erkundigen sollte. Diese entwarf, da sie sich allerdings zu einem neuen Angriffe des Werks zu rathen bewogen sah, einen Plan, arbeitete ihn kunstverständig aus und vollendete so die nöthige präparatorische Arbeit.

6. Receßmäßige Aufforderung der Höfe zum Mitbau. Man hatte sogleich darauf nicht Angelegentlicheres als die hohen Theilhaber receßmäßig zum Mitbau aufzufordern. Man wandte sich zunächst an Churſachsen und Gotha, weil man durch das letzte Haus die Gesinnungen der noch übrigen Höfe zu erfahren hoffte. Man that bei Beiden die Anfrage: ob es ihnen gefällig sei, den diesseitigen Bemühungen mit beizutreten und sich bei dem Wiederbau des Bergwerks nach dem Verhältniß ihres besitzenden Antheils in den Hennebergischen Landen mit zu interessiren, auch zu solchem Ende, sowohl in Wiedererstattung des bis anher aus den Mitteln der hiesigen fürstlichen Kammer auf die Conservation des bei dem Werk befindlichen tiefen Stollens vorschußweise hergegebenen als auch des zur Wiedererhebung des ganzen Werks erforderlichen Kostenaufwandes die auf Jedes kommende Rata binnen der im vorberegten Receß dazu bestimmten dreimonatlichen Frist beizutragen oder ob dieselben lieber sich von dem ganzen Werk ihres Orts lossagen und solches zur Disposition des hiesigen fürstlichen Hauses überlassen wollten.

7. Erklärung von Churſachſen und Gotha. Churſachſen entſagte darauf der Theilnehmung und überließ die Einrichtung des neuen Werkes ganz allein an den Landesherrn, behielt ſich aber den Antheil an dem künftig ausfallenden Zehnt und ſonſtige Gerechtſame vor, intercedirte auch zugleich für die .... ſchen Forderungen. Sachſen-Gotha jedoch trug, ehe es ſich poſitiv erklären wollte, auf eine Präliminar-Conferenz in Anſehung der verſchiedenen Raten am Bergwerksregal und auf Communication mit den übrigen fürſtlichen Häuſern an, worauf man wegen des Letztern ſich willfährig erklärte, dabei aber auf eine poſitive Antwort drang. Zugleich hatte man an die übrigen ſächſiſchen Häuſer ein Gleiches gelangen laſſen. Meiningen erklärte ſich dilatoriſch und ſalvirte den Termin; die beiden übrigen Häuſer, Hildburghauſen und Coburg, ließen ſich gar nicht vernehmen. Gotha erklärte ſich endlich wegen der Theilnehmung auch wie Churſachſen. Man geſtand beiden Häuſern ihre Antheile an dem Zehent zu, und ließ ſich eine abzuſchickende Conferenz gefallen. Hätte man Weimarſcher Seits nicht den Weg des beſten Vernehmens und der ſtrengſten Billigkeit gehen wollen, ſo hätte man nach Erkärung beider Höfe gar mit gutem Rechte ſie von dem Antheil am Zehent ausſchließen können; denn was man auch dagegen ſagen mag, ſo bleibt es doch der klare Buchſtabe des Receſſes, daß die Nutzungen nur nach Maaß der Theilnehmung und Bemühungen ſollen genoſſen werden.

Noch viel weniger läßt ſich denken, wie man churſächſiſcher Seits ſich außer dem Zehent den Zwanzigſten von allen gewonnenen Erzen ausbedingen wollte, da derſelbe weder allgemeinen Bergrechts noch bei dem ilmenauiſchen Bergwerke hergebracht iſt, indem man nur 1730, da die hohen Theilhaber niemals zum wirklichen Genuß des Zehent gelangen konnten, um nur einigermaßen etwas zu erhalten, feſtgeſetzt, daß man nur die Hälfte des Zehents auf ſechs Jahre lang erheben wolle; es iſt aber auch dieſes nicht einmal geſchehen und könnte, wenn es auch wäre, zu keinem Beweis angeführt werden, denn es tritt hier der Fall gar nicht ein, wo der Zwanzigſte allenfalls verlangt werden könnte, weil er eine Compenſation des dem Landesherrn in Anſehung des Bergbaues, durch Erhaltung der nöthigen Beamten und ſonſt verurſacht werdenden Aufwandes oder des wegen der Bergfreiheit entſtehenden Abgangs an andern Einkünften ſein ſoll, dergleichen die hohen Theilhaber keineswegs zu beſorgen haben.

8. Alte Forderungen an das Werk. Edictal-Litation der Gläubiger. Eine gleiche pünktliche Billigkeit ſchrieb man ſich in Anſehung der alten Gläubiger des Werkes vor und ſuchte auch mit dieſen lieber durch Vergleich, als durch Strenge des Rechtes ſich auseinander zu ſetzen. Nach den Bergrechten war das Werk längſt in's Freie gefallen, und nach der Strenge die auf daſſelbe verwendeten Vorſchüſſe und Koſten verloren. Die Gewerke waren ihrer Rechte verluſtig, ihre

eigenen Forderungen waren ungültig geworden und diejenigen, die man gegen sie richtete, als Privatschulden anzusehen, die nicht auf dem Werke hafteten. Aber auch um dieses Alles in's Reine zu bringen, erließ man eine Edictalcitation, um zu hören, was für Forderungen man an das Werk zu machen glaubte, und mit was für Gründen man sie unterstützte.

9. Forderung der weimarischen Kammer. Es meldete sich zuvörderst die weimarische Kammer mit ansehnlichen Posten. Ein Kaufmann, ... in Leipzig hatte ihr in vorigen Zeiten seine Forderungen an das Werk abgetreten, die 125,450 Thaler betrugen. Gleicherweise formirten die . . . . schen Erben daselbst an eben genannten . . . . verschiedene Forderungen; diese hafteten gleichfalls auf dem Werke, und waren fürstlicher Kammer cedirt. Sie beliefen sich auf 150,000 Thaler. Ferner hatte man von Seiten des hiesigen Hauses sich der Noth des Bergwerks in vorigen Zeiten angenommen und in den Jahren 1710, 1716, 17, 18, 19 Vorschüsse und Auslagen auf's Bergwerk und die Stollengebäude gewendet, die auf 18,828 Thlr. angestiegen waren. Endlich hatte man 1749 bis 1759, sodann von 1764 bis anher auf die höchst nöthige Unterhaltung des tiefen Stollens 26,300 Thaler nach und nach verwendet. Ich schweige von den angerechneten Interessen dieser Summe, gebe auch allenfalls zu, daß jene drei ersten Posten nach der . . . . schen Forderung zu lociren wären, allein man nehme nur die letzte unwidersprechliche allein, die allen

andern vorgeht, die jede neue Gewerkschaft, sollte die Freiin von .... den Bau selbst wieder angreifen wollen, auch zuvörderst auslegen müßte, und man bedenke, wie unmöglich jede neue Erhebung des Werks sein würde, wenn Serenissimus nicht bereit wären, der Erste zu sein, eine so ansehnliche Summe zu opfern, und von Ihrer Seite einer neuen Gewerkschaft das Werk unbeläſtiget anzubieten.

10. .... Forderung; worauf sie sich gründet; alte und erneute Traktate mit derselben. In gedachtem Termine meldete sich sodann auch die Freiin .... und es wird hier nicht undienlich sein, die Geschichte des Antheils ihrer Familie an dem ilmenauischen Bergbau mit ihren Forderungen kürzlich zu berühren, da man solches besonders in den ersten Paragraphen versprochen und die Erzählung dort abgekürzt hat. Der churſächs. ...., Freiherr von ..., und dessen Gemahlin besaßen an dem ilmenauischen Bergwerk eigenthümlich und unter ihrem Namen 204 Kuxe. Ueber dieses hatten sie einem gewissen Kaufmann ... aus Leipzig, welcher damals den ilmenauischen Bergbau besorgte, zu solchem über 50,000 Thlr. an baarem Gelde vorgeschossen und dafür, als derselbige Bankerott machte, zu einiger Befriedigung dieses Vorschusses 55 Kuxe annehmen müssen. Durch diese starken Antheile wurden sie genöthiget sich dem Bergbau in Ilmenau aus allen Kräften zu unterziehen, da sie zumal von sämmtlichen zu Dresden sich aufhaltenden Gewerken eine General-

vollmacht zu dessen Besorgung erhielten und, weil nicht nur große Vorschüsse dazu erfordert wurden, sondern auch die Differenzen mit dem hochfürstl. Weimarschen Hofe, bei welcher es gar zu einer kaiserlichen Commission kam, einen beträchtlichen Aufwand veranlaßten, so erwuchs daraus eine hochanlaufende Forderung der sodann verwittweten Frau von ..., über welche nach vorgängiger Belegung und Rechnungsjustification mittelst eines Conclusums vom 22. Mai 1722 ein Liquidum von 48,871 Thlr. an Commissions- und Bergbaukosten constituirt, agnoscirt und confirmirt würde, wozu noch 6000 Thlr. an einem neuen Vorschuß laut Contracts vom 28. Juli 1721 kamen. Ob nun wohl vermöge dieses Contracts das constituirte Liquidum aus den Nutznngen des Werks restituirt werden sollte, so waren doch bei dem 1726 erfolgten Ableben benannter Frau von ... noch 23,748 Thlr. angeblich unbefriedigt. Auf ausdrückliches Verlangen der Frau .... mußte sich von den hinterlassenen vier Kindern und Erben die jüngste Fräulein Tochter der besondern Fürsorge für die Bergwerke unterziehen und mit derselben wurden, mit jedesmaliger Ratisbahition und Confirmation, neue Contracte geschlossen. Die aus diesen Contracten rückständigen Anforderungen sollen nach der ... Angabe im Jahre 1742 47,082 Thlr. betragen haben. Die ferneren Vorschüsse von der Zeit an, welche obgenannte Freiin ... und nach deren Tode im Jahr 1761 von der jetzt lebenden ... in den Bergbau verwendet worden, sind von dieser letzteren ungefähr auf 16 bis

18,000 Thlr., mithin die ganze Forderung auf 65,000 Thlr. angegeben worden. Allerdings ist das Schicksal dieser Familie höchst bedauernswerth. Sie hatte an einem reichen ergiebigen Werke großen Antheil genommen und ward durch eine Reihe von Umständen genöthigt sich immer mehr einzulassen, noch immer tiefer verwickelt und zuletzt gezwungen eine Summe der andern nachzuwerfen. Zwar bleiben ihre Forderungen noch immer gar mancherlei Zweifeln ausgesetzt, welche ihr eine rechtliche Ausführung sehr schwer, ja unmöglich machen würden, denn die wahren Vorschüsse sind in dem Betriebe durchgehends nicht nur beinahe auf's doppelte gesetzt, sondern auch deren Wiederbezahlung in Kupfer und Silber um einen sehr geringen Preis ausbedungen worden, deßwegen nicht ganz erwiesen ist, ob der angebliche Rückstand ein damnum emergens oder nicht vielmehr ein lucrum cessans ausmachen, welches um so weniger übersehen werden kann, als man ... Seits die Berechnung sowohl der contractmäßigen und nachher ohne Contract gethanen Vorschüsse als auch der von Zeit zu Zeit auf Abschlag erhobenen, sehr beträchtlichen Bergnutzungen und Ausbeuten, der vielfältigen Erinnerungen ungeachtet, schuldig geblieben und noch schuldig ist. Dem sei nun wie ihm wolle, so sind alle diese Forderungen auf ewig verloren und es ist noch ein großes Glück, wenn die jetzt lebende Freiin v. ... einen geringen Theil für sich und ihre Gläubiger retten kann.

Aus dem Angeführten kann man ersehen, in wiefern das Schicksal des ilmenauischen Bergbaues gewis-

fermaßen von der Forderung der Freiin v. ... abzuhangen ſcheint. Sie hat die Rechte ihrer Verfahren in Händen, die einen großen Theil der Gewerkſchaften allein ausmachten, die von den übrigen Dresdner Gewerken jederzeit Vollmacht hatten, die Privilegien darüber erhalten und Contracte abgeſchloſſen hatten und die ſie mit ihren Forderungen, die ſie aufſtellten, jeder Zeit an das Werk ſelbſt gewieſen waren und denen alſo das Werk ſelbſt auch auf dieſe Weiſe verpfändet zu ſein ſcheint. Dagegen iſt die Familie ..... nicht im Stande weder das Werk ſelbſt zu bauen und ſich alſo von demſelben und deſſen Ueberſchuß nach und nach bezahlt zu machen, noch Jemanden aufzufinden, der in ihre Stelle treten könnte. Nach dem ſtrengen und natürlichen Bergrechte iſt dieſes Werk alſo in's Freie gefallen zu erklären und, weil der Fall beim Bergbau ſehr oft vorkommt, daß eine Gewerkſchaft zu Grunde geht und mit Schaden abtreten muß, ſo iſt ſehr weislich verfügt, daß eine ſolche, wenn ſie eine gewiſſe Zeit das Werk liegen läßt, dies frei einem Andern, ſein Glück darin zu verſuchen, offen überläßt. Man würde alſo dem Rechte nach den neuen Bau, ohne ſie zu fragen, anfangen können, ja man würde ihr auch keinen Schaden zufügen, denn ſo lange das Werk auf ſich erliegen bleibt, hat ſie ohnedem nichts zu hoffen und mit jedem Jahrzehent wird der Angriff deſſelben unwahrſcheinlicher. Denn ſo hoffte man mit dem 1764. Jahre bei Erſchrotung des Flötzes durch den Neuen-Hoffnungsſchacht auf das Baldigſte eine Gewerkſchaft zuſammenzubringen und glaubte, Frau

von .... auf dieſen Fall eine Abfindung von 24,000 verſchaffen zu können. Die Hinderniſſe, die ſich in den Weg legten, machten es zu damaliger Zeit unmöglich und das Haus Weimar war genöthiget, anſehnliche Summen bisher zur Erhaltung des tiefen Stollens zu verwenden und ſo hat ſich auch eine .... Hoffnung nach und nach mit aufgezehrt. Allein was man für ſie thun kann, wird man ſich gewiß angelegen ſein laſſen. Man hat auch bis hierher, ſowohl um ihres eigenen Zuſtandes als auch um des Vortheils der neuen Geſellſchaft willen auf das Billigſte mit ihr zu handeln geſucht. Man wünſcht dieſer ein reines, von allen Anſprüchen freies Werk anbieten zu können und man ſieht wohl voraus, daß, bei nicht gänzlich abgethanen ..... Forderungen, durch die Bewegungen, die ſie machen könnten, Einer oder der Andere irre und die Ruhe und Zuverſicht des neuanzufangenden Bergbaues geſtört werden könne.

Man will ihr alſo zwar einige Entſchädigung gönnen und hat ihr 6000 und 600 Thlr. Penſion angeboten. Allein es entſteht die Frage, woher die Summe genommen werden ſoll. Doch wohl aus dem Werke. Aber auf welche Weiſe? Die neue Geſellſchaft hat erſt ein anſehnliches Geld hineinzuverwenden, ehe eine Ausbeute zu hoffen iſt und welchen Antheil dieſer Ausbeute könnte und dürfte man ihr verſichern? Und welche Gewerkſchaft würde zu einem ſolchen belaſteten Werke Luſt bekommen? Man hatte ihr alſo die Abgabe, welche jede Gewerkſchaft für den Stollen zu entrichten pflegt, und wo auch hieſige fürſtliche Kammer mit ihrer For-

derung zurückstehen müßte, angeboten; sie hat aber auch eine solche Befriedigung als gar zu langsam und zertheilt abzulehnen gesucht und sehnlich gewünscht, ihren Creditoren etwas zuverlässiges anbieten zu kennen. Man entschloß sich daher zuletzt, ihr diese 6000 Thlr. auf sechs hinter einander folgende Leipziger Messen, jedes Mal mit 1000 Thlr., auszuzahlen, den Termin aber, wo gedachte Zahlung angehen sollte, setzte man auf die Zeit einer zusammengebrachten Gewerkschaft und den mit Sicherheit zu erhoffenden Angriff des W=rkes, wie ihr auch alsdann ein Jahr Pension retro zugesichert ward. Sie ließ sich auch zuletzt die Annahme des Anerbietens gefallen, nur bat sie um einen bestimmter ausgedrückten Termin, den man ihr aber ohne Gefahr niemals wird setzen können. Da sich die Conferenz bis hierher verzogen, so ist auch die Sache auf sich erliegen geblieben, doch wird sie sich gewiß zum Ziele legen, wenn nach geendigten conferenzalischen Handlungen die Hoffnung lebendiger werden wird, besonders da sie auf keine Weise gefährdet ist und man dem Vergleich mit ihr die Bedingung legis commissoriae anzuhängen bereit ist, die einzige Art, wie man sich mit ihr einzulassen im Stande ist.

11. Einige andere Forderungen. Es meldeten sich noch mehrere Personen, die aus den letzten Zeiten des Bergbaues noch verschiedene Forderungen an die Freiin .... formirten. Es waren theils Besoldungsreste der letzten Officianten, theils verschiedene Auslagen derselben, ingleichen rückständiger Lohn von Bergleuten

und Handwerkern, welche sich zusammen über 2000 Thlr. beliefen. Verschiedene dieser Forderungen wurden als ungegründet verworfen, andere, die gegründeter erschienen, suchte man zu einem Vergleich zu bewegen. Sie waren leicht zu einem Nachlasse zu bringen, allein der .... Mandatarius erklärte, daß, da seine Constituentin eigentlich nichts besäße, sie auch diesen Leuten nichts zubilligen könnte, doch wollte sie gern, wenn man für ihre Abfindung Sorge trüge, auch diesen Leuten etwas Proportionirliches abgeben. Man fand es daher für das beste, wenn man bei dem Vergleich auch die Abfindung der Leute übernehme, und man hat wirklich schon, in Hoffnung denselben zu Stande bringen, mit den Nothdürftigsten einem Anfang gemacht.

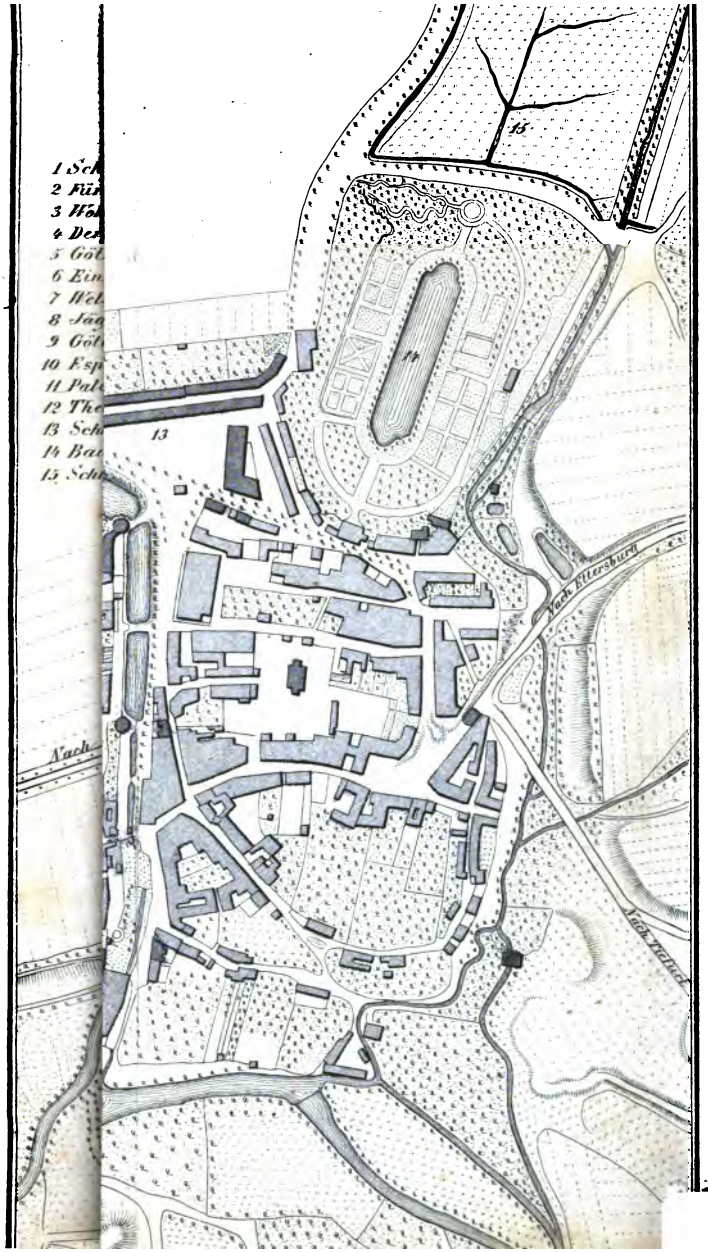
12. Einige Forderungen Churſachſens an's Ilmenauer Bergwerk. Auch trat Churſachſen nachher in einem Schreiben mit einigen Forderungen hervor. Sie sind vom Ende des vorigen Jahrhunderts und vom Anfange des jetzigen. Wenn sie auch nicht verjährt wären, so würden sie doch allen Forderungen der Kammer und der ..... nachstehen. Man sieht also wohl, daß sie von keiner Kraft sind und es ist nicht zu glauben, daß man Seiten des Dresdner Hofes einigen Werth darein setze.

13. Neuer Aufwand des Hauſes Weimar bei ſeinen großen erlittenen Schaden. Wie groß der Schade des Hauses Weimar bei dem Verfall des ilmenau'schen Bergwerks bisher gewesen, erhellt aus dem Vorhergehenden deutlich. Gewiß ist bei der Theilung

der Henneberg'schen Lande mit auf dem Umtrieb gesehen worden, welchen das Bergwerk verursacht und man kann wohl sagen, daß durch den Verfall der Stadt und des Amtes Ilmenau das hiesige Haus an seiner Portion beschädigt worden. Man muß diesen Schaden nebst den starken in das Werk verwendeten Summen auf immer für verloren achten und des regierenden Herzogs Durchlaucht haben seit Ihrem Regierungsantritt noch ein Ansehnliches verwendet, um die Hoffnung eines künftigen Umtriebes wieder näher zu bringen und es sind dabei weder Bemühungen noch Kosten gescheut worden. Sie haben die Commissionskosten aus Ihrer Kammer getragen; der Markscheider Schreiber von Marienberg ist eine ganze Weile angestellt gewesen und er hat eine Karte der Gegend und des Werks gefertigt, welche jetzt in Dresden gestochen wird. Man hätte ihn auch, wenn er nicht nach Allemont wäre berufen worden, wo er die Bergwerke des Herzogs von Artois dirigirt, gern in Ilmenau behalten, wie man ihn auch jetzt noch nicht außer Acht gelassen, vielmehr gegründete Hoffnung hat, ihn wieder dahin zu ziehen. Ebenso beschäftiget ist man gewesen, mehr Sorge für die künftige Gewerkschaft zu tragen, indem man zum voraus für mehrere tüchtige Subjecte sorgt. Ihre Durchlaucht haben den Geschwornen Schreiber, Einen von denen, die der ersten Untersuchungscommission beigewohnt, nach Ilmenau gezogen und ihn bei dem Kammerberger Steinkohlenwerke einstweilen angestellt, auch neuerdings einen Steiger dahin berufen, welcher, weil er bisher auf einem Flötz, das dem Ilme-

nauer völlig ähnlich ist, gearbeitet, in Zukunft mit Nutzen wird gebraucht werden können. Sie haben ein hiesiges Landeskind in Freiberg studiren lassen und ihm dazu, wie auch auf seinen Reisen, ansehnliche Zuschüsse gegönnt und unterhalten denselben nunmehr auf Ihre Kosten, um in der Folge ein brauchbares Subject und einem zuverlässigen treuen Menschen in Bereitschaft zu haben. Nun thue man die auf verschiedene vorläufige Abfindungen verwendete Summen hinzu; man bedenke, daß die bevorstehende Befriedigung auch aus der fürstlichen Kammer vorgeschossen werden muß und vielleicht gar nicht wieder oder wenigstens auf das langsamste wird beigebracht werden können, und man wird gar leicht den Schluß machen, daß, wenn es bei Sereniſſinus nicht eine Art von Leidenschaft wäre, eine einmal angegriffene Sache, von der sich etwas Gutes hoffen läßt, nicht wieder fallen zu lassen, wohl schwerlich unter diesen Umständen das Werk jemals wieder empor kommen würde. Wie himmelweit aber der Unterschied von der gegenwärtigen Lage der Sache in jenem Zustande, den der trockene Buchstabe des Receſſes supponirt, verschieden sei, braucht man nicht weitläufig auszuführen und man sieht mit Vergnügen, daß die übrigen Häuser dies anerkennen und zur möglichsten Erleichterung die Hände zu bieten bereit sind. Von diesen Gesinnungen hoffen wir die gesegnete Wirkung bei der nächsten Conferenz zu sehen.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.


15
14
13
Nach Ettersburg
Nach Tiefurt